~~7856~~

8°

Грп. 450 m (2

Седов.

E. M. Arndt's

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

D 7941

E. M. Arndt's

05356

Schriften

für und an ſeine lieben Deutſchen.

D
Arnd

Zum erſten Mal geſammelt

und

durch Neues vermehrt.

KOENIGL. PREUSS. GENERALSTABS BIBLIOTHEK

Zweiter Theil.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1845.

Abg/66/296
ARMEE-BIBLIOTHEK

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Altbestand 1025

Inhalt.

Seite.

8. Der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze. (1813.) 1
9. Ueber künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Deutſchland. (1814.) 67
10. Ueber Sitte Mode und Kleidertracht. Ein Wort aus der Zeit. (1814.) 135
11. Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht. (1814.) 197
12. Wird der Herrſcher der Inſel Elba Europa noch einmal beherrſchen? (1815.) 211
13. Ueber den heftigen Widerſtand oder den böſen Geiſt, den die verbündeten Heere allenthalben im Elſaß finden. Ein Wort des Troſtes für das deutſche Volk. (1815.) 223
14. Ueber den deutſchen Studentenſtaat. (1815.) 235
15. Geſchichte der Geſandtſchaft in dem Großherzogthum Warſchau im Jahr 1812, von De Pradt, Erzbiſchof von Mecheln, damals Geſandten zu Warſchau. Paris 1815. 8. 239 S. (1815.) 293
16. Fünf oder ſechs Wunder Gottes. (1815.) 309
17. Fantaſien zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutſche Verfaſſungen. (1815.) 319
18. Vite e Ritratti d'Illustri Italiani. Vol. I. Padova 1812, Vol. II. Milano 1820. (1825.) (Ungedruckt.) 463

Der Rhein,

Deutſchlands Strom,

aber nicht

Deutſchlands Gränze.

(Gedruckt zu Leipzig im Herbſt 1813.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze bewies Sully im Jahr 1600 und 1610; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze erklärte der Graf d'Avaux in den Jahren 1640 zu Münſter in den heiligen Orten, wo Hermann der Cherusker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois und Colberts Reden im Staatsrath Ludwig des Vierzehnten und ſangen die Hofpoeten Boileau und Racine im Vorzimmer; der Rhein iſt Frankreichs Naturgränze ſchrieen die Ungeheuer an der Seine vom Jahre 1790 bis 1800. Der Beweis, den man vor zweihundert und hundert Jahren noch vergebens zu führen verſucht hatte, gelang diesmal durch unſer Unglück und unſere Zwietracht. Durch den traurigen Frieden zu Lüneville behielt Frankreich alles deutſche Land jenſeits des Rheins mit allen Feſtungen und Wehren, was aber von feſten Städten dieſſeits des Rheins lag, ward niedergeriſſen und geſchleift, damit Germanien, weiland das Schrecken der Jenſeitswohnenden, unbeſchirmt vor ihnen läge. So ändern ſich die Zeiten. Den Franzoſen, welche unſer Glück und unſere Ehre und Freiheit immer belauert haben, könnten wir dieſen Beweis mit der Feder und dem Degen vergeben; aber daß viele Deutſche dieſe Naturgränze auch ganz natürlich fanden und

1*

ſie mit den Franzoſen und für die Franzoſen zu beweiſen ſuchten, war eben ſo ſchlecht als dumm. Man hätte denken ſollen, zehen Jahre ja zwanzig Jahre von Verblendung und Unglück haben die dunklen Köpfe ein wenig aufgehellt und die verſchobenen wieder eingerückt, zumal da die Franzoſen ſelbſt ihren Beweis lange umgeſtoßen haben. Aber mit nichten. Es ſind immer noch viele, die ſich gebärden ja die ſich in Herleitungen und Beweiſen erſchöpfen, als ſey der Rhein als Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland etwas Unſtreitiges und Abgemachtes. So ſehr wirkt ein ewig wiederholter Wortklang und ſo wenig ſind die meiſten Deutſchen, die ſich ſo gern als die Gründlichen denken und ſprechen, zu denken gewohnt. Das leere Nachbeten fremder Meinungen, beſonders das Nachbeten franzöſiſcher Gaukeleien und Sophiſtercien iſt leider dieſſeits des Rheins, in dem Lande, wo Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken wohnen ſoll, mehr als Recht Mode geworden. Bei dieſer Bewandtniß der Dinge, beſonders bei dieſer traurigen Bewandtniß der deutſchen Köpfe und Herzen ſcheint es mir nichts Ueberflüſſiges, unſern alten herrlichen und heiligen Rheinſtrom, was er war iſt und ſeyn wird, dem braven deutſchen Volke, welches zu viele politiſche Schwätzer und Klügler verwirren, einmal vorzuführen und den ganzen Streit in ſeinen wahren Verhältniſſen und richtigen Beziehungen einmal hinzuſtellen, ſo daß jeder treue und unbefangene deutſche Mann ſelbſt urtheilen könne, was die Frage und der Kampf um den Rheinſtrom bedeuten.

Was Heinrich der Vierte mit ſeinem Sully im Kopf hatte und unter dem ſchönen Schein einer allgemeinen Republik verhüllte; wofür Richelieu beinahe zwanzig Jahre arbeitete und wovon er nur die Einleitung erlangte; worum Ludwig der Vierzehnte vierzig Jahre kriegte und wovon er

ſo wenig erreichte — das iſt in unſern Tagen den Franzoſen in fünf Jahren gelungen, nicht weil ſie uns zu tapfer waren, ſondern weil wir uns zu untreu waren. Sie haben der Welt verkündigt, der Rhein ſey das äußerſte Ziel ihrer Herrſchaft, nimmer verlangen ſie mehr Land. Das ſprach auch Napoleon in den Jahren 1800 und 1805 vor ganz Europa laut aus. Aber wie lange haben ſie Wort gehalten? Schon im Jahr 1806 ward die dieſſeits des Rheins liegende Feſtung Weſel mit ihrem Weichbilde, weil ſie eine nothwendige und unentbehrliche Vormauer Frankreichs ſey, in Beſitz genommen und für franzöſiſches Gebiet erklärt. Wenige Jahre ſo geſchah daſſelbe der ganzen Nordweſtküſte Deutſchlands von Emden bis zum Ausfluß der Elbe; ja auch die Trave mit Lübeck und der Oſtſee waren eine nothwendige Gränze des großen Volkes und Reiches geworden. Man entſchuldigte ſich, als wenn die Gewalt ihrem Ausüber wehe thäte, mit einer Nothwendigkeit, die auch über die mäßigſten und gerechteſten Herrſcher oft gebiete und ſie nöthige um ſich zu greifen, wo ſie nicht wollen. O der ſchleichenden Deſpotenkünſte! aber o der dreimal ſchändlicher ſchleichenden Sklavenkünſte! denn auch dieſe Nothwendigkeit, worin der große und gerechte Napoleon geweſen, zu plündern und zu unterdrücken, fand unter deutſchen Schriftſtellern Ausleger und Beſchöniger. Daß die Elenden verdammt werden hier und dort! Bald darauf ward auch das neugemachte Königreich Holland vernichtet, Holland hieß eine Anſpülung (warum nicht Anſpielung?) der franzöſiſchen Ströme und ward in eine franzöſiſche Landſchaft verwandelt. Da die Ideen über die Naturgränzen Frankreichs ſich bei den Franzoſen und Napoleon jedes Jahr ſo ſehr erweiterten, ſo konnte man vorausſehen, daß die Elbe die Oder die Weichſel, ja, wenn die franzöſiſchen

Waffen den Beweis gehörig einleiteten, die Düna und der Dnepr bald Frankreichs Naturgränze heißen würden. Deutſche Schreibſeligkeit und Vaterlandsvergeſſenheit halfen den Franzoſen immer mit redlicher Gefliſſenheit den Beweis führen und bethörten die Menge, welche bloß hört und lieſt. Doch nichts mehr von dieſer traurigen Elendigkeit! Lieber ein Wort über die Frage: was ſind die Naturgränzen eines Volks?

Ich ſage: die einzige gültigſte Naturgränze macht die Sprache. Die Verſchiedenheit der Sprachen hat Gott geſetzt, damit nicht Ein großer fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Die verſchiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, ſie machen die großen innerlichen Verſchiedenheiten der Völker, damit der Reitz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entſtehe, wodurch die Geiſter in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Uebung der Geiſter iſt das menſchliche Geſchlecht hier erſchaffen. Nach den Sprachen haben ſich auch die Völker und Länder gewöhnlich in ihre Beſtandtheile abgeſetzt und geſchieden und waren gegen den Ausgang des Mittelalters mit ihren Gebieten glücklich genug abgemarkt, bis ſeit drei Jahrhunderten Eroberungswuth angefangen hat Gottes Naturgang zu ſtören und alles Fremdeſte und Ungleichſte zuſammenzuſchütten und zu miſchen.

Sehen wir auf unſer Vaterland, auf Deutſchland, wie glücklich ſtand vor dreihundert Jahren zur Zeit Maximilians des Erſten und Luthers unſere Gränze! Deutſchland hieß nur das Land der deutſchen Zunge, aber das war auch ganz deutſch. In Italien und Frankreich und auch in den öſtlichen Gränzländern beherrſchte Deutſchland unmittelbar damals nichts, deutſche Fürſten beſaßen keine italiäniſche und franzöſiſche Landſchaften; die ſogenannte Reichsherrſchaft über ein=

zelne Lande dort war mehr Name als That. Die Sprache machte im Süden längs den Alpen und Ardennen die Naturgränze, ſo weit deutſch und flamländiſch geſprochen ward, hieß dort Deutſchland; die einzige Grafſchaft Kleinburgund (Franche Comté) und einen Theil von Artois und Flandern hätte man undeutſch nennen können und die von Wallonen bewohnten mittleren Maaslande. Im Norden ſchnitten die ſkandinaviſchen Halbbrüder ſich in ihren natürlichen Sprachgränzen von uns ab. Polen und Ungarn hatten wir keine zu Unterthanen. In Böhmen und Mähren gehörten einige Millionen Slaven zu Deutſchland. Dieſe mußten dazu gehören, als ringsum von deutſchen Landen umgeben und aus den allgemeinen Völkergetümmeln früherer Jahrhunderte als fremdartige Beſtandtheile übrig geblieben. Solcher waren auch einige in Südöſtreich in der Lauſitz in Schleſien in Hinterpommern, zu wenige, als daß ſie gezählt werden konnten. Noch ward ein großes langes Küſtenland, längs der Oſtſee von der Weichſel bis zur Neva hinlaufend, zu Deutſchland gerechnet, weil tapfere deutſche Ritter es vor drei Jahrhunderten dem Reiche und dem Chriſtenthum erobert, es mit deutſchen Einwohnern bevölkert, mit Städten und Dörfern verſchönert und deutſche Verfaſſung Art und Sprache dort eingeführt hatten. Eine ähnliche deutſche Kolonie lag hinter der Theiße und unter den Karpathen, nämlich Siebenbürgen; es diente Ungarn, wie Böhmen Deutſchland diente, weil es als ein kleinerer eingeklammerter Theil dem größeren Staate folgen mußte. Wie Deutſchland damals ſtand, ſo ſtanden faſt alle übrige Länder Europens und wurden auch nach den Sprachen genannt, ſo daß z. B. Navarra und andere Landſchaften dieſſeits der Pyrenäen, weil ſpaniſche oder vaſkiſche Sprache dort herrſchte, auch Spanien genannt wurden. Die Sprachen haben von jeher am meiſten auch die Namen der

Länder beſtimmt. Lange hatte Rom ganz Italien bis an die Alpen ſchon beherrſcht, aber immer noch ward das Land dieſſeits des Apennins an beiden Ufern des Padus bis zu den Alpen hinauf Gallien genannt, weil Gallier es bewohnten.

Die Sprache alſo macht die rechte Gränze der Völker. Nur einzelne Theile eines Volkes, die von andern Völkern umſchloſſen als ein kleinerer Theil in einem größeren Ganzen wohnen, müſſen ſich natürlich bequemen dem größeren Staate anzugehören und nicht dem entfernten Stammlande; das Uebrige, was beiſammen wohnt und einerlei Sprache ſpricht, gehört auch von Gott und Natur wegen zuſammen, und dieſe weiſen Verwalter des menſchlichen Glückes haben es meiſtens ſo eingerichtet, daß eine Sprache ſelten das Maaß der Gränzen überſchreitet, innerhalb welchen ein Volk von einer Regierung überſehen und verwaltet werden kann.

Nächſt der Sprache machen nach der Erfahrung der Zeiten, worauf man bei der Löſung unſerer Frage am beſten und ſicherſten fußet, Gebirge und Meere Naturgränzen, nicht an ihnen ſelbſt, ſondern weil ſie Sprachgränzen ſind und alſo die Völker durch Verſchiedenheit und Ungleichheit, ferner auch durch daraus entſpringende Abneigung und Haß abſondern. Das Gebirg über Theſſalien und den Akarnanen und Aetoliern trennte die Griechen von den Barbaren. Die Alpen ſind Sprachgränzen der Italiäner und Deutſchen und der Italiäner und Franzoſen. Der Ardennerwald der Vogeſus und Jura trennen die deutſche und franzöſiſche Sprache; doch nur ſo, daß Miſchungen an den Gränzen hin hie und da auch wohl über die Gränzen hinaus laufen. Durch das Meer iſt die ſchwediſche däniſche norwegiſche und isländiſche Sprache von der jetzigen deutſchen Sprache viel verſchiedener geworden, als ſie ſeyn würde, wenn man aus Mecklenburg

und Pommern zu Fuß nach Seeland und Schweden gehen könnte. England, wenn man die Begebenheiten und Entwickelungen ſeiner Geſchichte von dem elften bis funfzehnten Jahrhundert bedenkt, würde wahrſcheinlich faſt franzöſiſch ſeyn, wenn Gott den ſchmalen Kanal nicht zwiſchen England und Frankreich geriſſen hätte. Doch iſt das Meer ein Verbindungsmittel der Menſchen und Völker und zwar eines der allergrößten; aber es verbindet keine Maſſen, ſondern beſchleunigt nur die Reiſen der Menſchen zu einander und den Umtrieb der Waaren und Bedürfniſſe und die Mittheilung von Sitten Künſten Wiſſenſchaften und Erfindungen. Was aber die Maſſen der Völker von einander hält, das hält auch die Sprachen von einander, das wird Naturgränze. Wie alſo Berge und Gränzen Naturgränzen werden, ſo werden es auch große Wüſten und Sümpfe, weil ſie die Verbindung des einen Landes mit dem andern erſchweren. Aber Ströme ſind nie Naturgränzen geweſen und können es auch nie werden.

Wo Ströme fließen, ſchon mit der Würde, daß ſie Ströme genannt werden können, da ſenkt ſich das Land in der Regel und flacht ſich ab, es wird Ebene und meiſtens auch fruchtbare Ebene, wo die meiſten Menſchen wohnen die reichſten Felder prangen und die fetteſten Heerden weiden, wo ſich alſo die wenigſten Schwierigkeiten finden, daß große Schaaren von Menſchen ſich unterhalten und von einer Seite des Stroms zur andern kommen können. Wo ein Meer und Meerbuſen oft von zwei und drei Schiffen, wo ein Gebirg von 5000 und 10,000 Tapfern oft Monate lang gegen 50,000 und 100,000 vertheidigt werden kann, da können 100,000 andern 100,000 Mann ſelten den Uebergang über einen Strom verwehren. Alſo iſt ein Strom keine Gränze weder für den Frieden noch für den Krieg.

Im Frieden kommen die Menſchen auf das leichteſte an beiden Ufern zuſammen und theilen einander Sprache Sitten Art mit, ſie werden und bleiben Ein Volk. Im Krieg giebt ein Strom keine Vertheidigungsgränze, wie ein Gebirg oder ein Meer oder eine Wüſte; er giebt ſie nur künſtlich, wenn er mit Feſtungen beſetzt iſt: eine ſolche Kunſtgränze aber kann man auch anderswo machen. Die Franzoſen und Deutſchen hatten eine ſolche vormals längs ihrer ganzen Gränze. Die Geſchichte, in dieſen Dingen die gültigſte Lehrerin und Richterin, kennt keine Ströme als Naturgränzen der Welttheile und Länder. Nicht die Wolga oder der Oby machen im Norden die Gränze zwiſchen Europa und Aſia, ſondern der Ural; nicht die Neva trennt die Schweden und Finnen, ſondern der Bothniſche Meerbuſen; nicht der Ganges macht die Gränze zwiſchen Indien und den jenſeitigen Landen, ſondern zwanzig bis funfzig Meilen öſtlicher große Wälder Moräſte und Berge; nicht der Indus macht die Naturgränze zwiſchen Indien und Perſien, ſondern weiter weſtlich im Süden eine Wüſte im Norden Gebirge; der Strom an beiden Ufern iſt indiſch; nicht die Donau macht die Gränze zwiſchen Deutſchland und Italien oder zwiſchen Polen und Ungarn, ſondern die Alpen und die Karpathen. Nur der Euphrat hat zuweilen die Aehnlichkeit einer Naturgränze gewieſen; aber das iſt nicht der Strom, ſondern die Wüſte, die an ihm hinläuft — der Atlas der Taurus der Kaukaſus der Imaus die Alpen die Pyrenäen, auch breite und lange Sumpfſtriche und die meiſten Meere, doch Meere weniger als hohe Berge, das ſind Naturgränzen und die einzigen rechten, und mit ihnen die größte Naturgränze, die Sprache.

Jetzt nach dieſen vorläufigen und nicht unzeitigen Bemerkungen habe ich zu erklären, was meine Ueberſchrift be-

deutet: der Rhein, Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Gränze. Ich meine mit dieſer Ueberſchrift, die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müſſen deutſch ſeyn wie ſie ſonſt waren, die entwendeten Lande und Menſchen müſſen dem Vaterlande wieder erobert werden. Ohne den Rhein kann die deutſche Freiheit nicht beſtehen. Dieſe Meinung gründet ſich zunächſt auf mein Herz auf meine Liebe zu meinem Vaterlande und zu meinem Volke: dieſe Liebe iſt den Redlichen vielleicht ein ehrwürdiges Ding, aber ſie iſt ſchlecht Beweiſe auf dem Papiere zu führen. Sie gründet ſich zweitens auf Recht auf Politik auf Ehre und auf Treue des deutſchen Namens. Dieſe vier Zeugen können ihre Ausſagen durch Briefe und Siegel beſtätigen laſſen, ſie können ihr Zeugniß jedermänniglich verſtändlich und gültig machen. Ich höre ſie denn einzeln ab und laſſe jeden unpartheiiſchen Richter den Ausſpruch thun.

Zuerſt alſo tritt mein erſter Zeuge auf, welcher Recht heißt, und läßt ſich vernehmen. Es ſpricht gradezu: So weit im Südweſten Deutſchlands flamländiſch (ein Dialekt der großen deutſchen Sprache) geſprochen wird, war von jeher deutſch und muß wieder deutſch werden. Meine deutſche Gränze gegen Frankreich geht in grader Linie von Dünkerken ſüdlich unter Mons und Luxemburg hin, läuft von da auf Saarlouis, dann folgt ſie längs der Saar und dem Vogeſus der deutſchen Zunge bis Mümpelgard und zieht ſich von da auf die Rheinbucht bei Baſel. Das Recht macht ſeine Herleitungen hiſtoriſch, es muß ſich auf den Beſitz ſtützen; es erzählt alſo in kurzer Ueberſicht die Geſchichten des Landes, das zwiſchen dem Rhein und dieſer eben gezogenen Linie liegt.

Cäſar, der Eroberer Galliens, hat uns von dieſem Lande

und ſeinen Bewohnern die erſten Nachrichten gegeben, die ungefähr ein halbes Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung fallen. Seine Beſchreibung ſagt ausdrücklich, Gallien ſey von drei an Sprache Sitten und Verfaſſungen ſehr verſchiedenen Völkern bewohnt geweſen. Den Südweſten um beide Ufer der Garonne und die Sevennen bis in die pyrenäiſchen Berge hinein bewohnten die Aquitaner, ein den Nordſpaniern verwandtes Volk; in der Mitte zwiſchen der Seine und Marne und dem atlantiſchen Meere und den Alpen ſaßen die Celten oder Gallier; und im Norden über der Seine bis zum Rhein hin weideten die Belgen, welche nicht nur in den in ſpäteren Jahrhunderten ſogenannten Niederlanden, ſondern auch in einem großen Theil der Landſchaften ſaßen, die ſpäterhin Champagne Isle de France Artois Picardie und Normandie genannt wurden, alſo viel ſüdlicher als der Ardennerwald die Schelde und der Vogeſus. Dieſe Belgen waren die kriegeriſcheſten und tapferſten aller Bewohner Galliens und koſteten Cäſar die härteſten und blutigſten Kämpfe. Doch wir hören ihn am beſten ſelbſt über ſie*).

„Als er dieſe befragte, welche Völkerſchaften und wie „viele unter Waffen wären und was ſie im Kriege vermög- „ten, fand er Folgendes:

„Die meiſten Belgen ſeyen von den Germanen ent- „ſprungen, in früheren Zeiten wegen der Fruchtbarkeit des „Landes über den Rhein gegangen, haben ſich dort nieder- „gelaſſen und die Gallier, die jene Orte bewohnten, vertrie- „ben; auch ſeyen ſie die einzigen, die, als zur Zeit unſrer „Väter ganz Gallien überzogen ward, den Teutonen und „Cimbern das Eindringen in ihre Gränzen verwehrt haben

*) Caesar de Bello Gallico II, 4.

„Daher komme es, daß ſie wegen der Erinnerung dieſer Tha„ten ſich ein großes Anſehen und einen hohen Stolz in Kriegs„ſachen herausnehmen. In Hinſicht ihrer Zahl — ſagten „die Remer — ſeyen ſie auf das genaueſte unterrichtet, „weil ſie, durch Verwandtſchaften und Verſchwägerungen mit „ihnen verbunden, erfahren hätten, wie viele Mannſchaft „jeder in der gemeinſamen Verſammlung der Belgen zum „Kriege verſprochen habe. Die mächtigſten unter ihnen durch „Tapferkeit Anſehen und Menſchenzahl ſeyen die Bellovaker; „dieſe können 100,000 bewaffnete Männer ſtellen, ſie haben „von dieſer Zahl 60,000 Erleſene verſprochen und verlan„gen für ſich den Oberbefehl des ganzen Kriegs. Ihre „nächſten Nachbarn ſeyen die Sueſſonen und beſitzen die wei„teſten und fruchtbarſten Gefilde; ſie haben 12 Städte und „verſprechen 50,000 Bewaffnete. Eben ſo viele verſprechen „die Nervier, die für die wildeſten von ihnen gehalten wer„den und ſehr weit gegen den Norden hinauf wohnen, die „Atrebaten 15,000, die Ambianer 10,000, die Moriner „25,000, die Menapier 9000, die Caleter 10,000, die Velo„kaſſer und Veromanduer eben ſo viel, die Condruſer Ebu„ronen Cäräſer Pämaner, die mit Einem Namen Germanen „genannt werden, ungefähr 40,000 Mann.“

Wir machen zu dieſem Kapitel einige Anmerkungen und geben die Lage Sitze und Beſchaffenheit dieſer Völkerſchaften in einer ungefähren Ueberſicht an. Wir gehen von Oſten gegen Weſten über Belgien hin und zeichnen das Merkwürdigſte aus, wobei wir den Beſchreibungen und Andeutungen Cäſars und des anderthalb Jahrhunderte ſpäteren Tacitus folgen.

Wenn man von Oſten nach Weſten ging, ſo waren die erſten Belgen, die man traf, die Trevirer, an den Ufern der Moſel und Saar längs dem Hundsrück und Vogeſus bis

zur Maas hin wohnend. Sie waren ſtark an Fußvolk aber vorzüglich berühmt durch ihre treffliche Reiterei von furchtbarer faſt germaniſcher Tapferkeit und Trotz. Tacitus ſagt ausdrücklich von ihnen, ſie und die gleich tapferen und freiheitliebenden Nervier ſeyen ſtolz auf die Anſprüche germaniſcher Abkunft, als wenn dieſer Ruhm des Blutes ſie von der Aehnlichkeit mit den feigen Galliern unterſchiede. Sie waren das Haupt mancher kleinen Völkerſchaften, von welchen Cäſar unter andern die Eburonen und Condruſer nennt.

Ihnen zunächſt weſtlich und nordweſtlich bis die Roer hinauf und längs der Maas an beiden Ufern ſaßen mehrere kleine Völkerſchaften: die Segner Condruſer Eburonen Cäräſer Pämaner, welche Cäſar ausdrücklich Germanen nennt. Sie bildeten in ſpäteren Zeiten ein einziges mächtiges Volk, welches die Tongrer oder Tungrer hieß. In der Stadt Tongern jenſeits der Maas lebt noch der Klang ihres Namens.

Weſtlich an dieſen im ebenen Lande, wo der Wanderer jetzt des Weges gegen Löven und Brüſſel geht, wohnten die muthigen und ſtreitluſtigen Aduatiker. Dieſe waren Enkel der weltſtürmenden Cimbern und Teutonen. Als dieſe nämlich ihren Zug gegen Südgallien und Italien antraten, ließen ſie einen großen Theil ihres Gepäcks, was ſie nicht mitſchleppen konnten, am Rhein zurück und mehrere Tauſende ihrer Krieger blieben als Bedeckung dabei. Nach ihrem Untergange führten dieſe Zurückgelaſſenen unter mancherlei Wechſeln mit den benachbarten Völkern viele Jahre Krieg, bis endlich durch gemeinſame Uebereinkunft aller Friede geſchloſſen ward und ſie dieſe Gegend zum Wohnſitz wählten.

Dieſen und den Eburonen nördlich und nordweſtlich von der Schelde bis zur unteren Maas ſaßen im ſumpfigen und waldreichen Lande die Nervier, eines der zahlreichſten und

trotzigſten Völker, deren fürchterliche Streitbarkeit Cäſar in manchen gefährlichen Schlachten erfuhr. Wie die Trevirer von allen Belgen die berühmteſte und ſtärkſte Reiterei hatten, ſo waren dieſe vorzüglich als Fußvolk furchtbar und mächtig. Als Cäſar zuerſt Kunde von ihnen einzog, meldeten ihre bezwungenen Nachbarn von ihnen: ſie verbieten allen Kaufleuten den Zugang zu ſich, ſo wie die Einfuhr des Weins und anderer Ueppigkeitswaaren, weil ſie glauben, die Gemüther und die männliche Tugend erſchlaffen dadurch; es ſeyen trotzige und ſehr tapfere Männer; ſie tadeln und ſchelten die übrigen Belgen, welche ſich dem römiſchen Volke ergeben und die von den Vätern überlieferte Tugend hingeworfen hätten; ſie betheuren, ſie werden weder Geſandte ſchicken noch irgend eine Friedensbedingung annehmen.

Dieſen wieder nordweſtlich nahe dem Ausfluß der Maas und dem Inſelgebiet des jetzigen Seelands, das damals gewiß eine andere Geſtalt hatte als jetzt, wohnten in Sümpfen und Marſchen die Menapier, lange auf ihre unzugängliche Lage trotzend, als die meiſten übrigen Völkerſchaften der Belgen von den Römern ſchon bezwungen waren.

Unter dieſen und den Nerviern ſüdweſtlich ſaßen die Bellovaker in weiten Marken bis über die Somme hinaus, die zahlreichſte aller belgiſchen Völkerſchaften. Ihre Hauptfeſtung hieß Bratuſpantium. Sie herrſchten über viele kleine Völkerſchaften und hielten lange mit unerſchütterlicher Liebe für die Freiheit aus.

Dies waren die kriegeriſcheſten und bedeutendſten belgiſchen Völker. Sie wurden nach tapferem Kampf für ihre Freiheit von der römiſchen Ueberlegenheit an Macht und Mannszucht und von Cäſars Geiſt beſiegt, weil ſie nicht in feſtgeſchloſſener Eintracht zuſammenhielten und weil leider Gallier und Germanen den Römern die eigenen Landsleute

und Stammgenoſſen unterdrücken halfen. Auch römiſche Treuloſigkeit und Hinterliſt half zur Unterjochung: ein Eroberer, und ſey er mild und freundlich wie Julius Cäſar, kann ohne Gräuelthaten die Länder nicht unterjochen. Nimmer ſollte in Geſchichten vergeſſen werden, wie herrlich die Nervier Trevirer Bellovaker Aduatiker Eburonen für die Freiheit geſtritten haben und mit welchem Heldenmuth der Trevirer Induciomarus und vor allen der große Eburone Ambiorix gegen den größten römiſchen Mann ihres Zeitalters aushielten. Daß Cäſar Männer, die für die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes fochten, als Verbrecher hinrichtete, daß er den belgiſchen Feldherrn Commius durch Meuchelmörder anfallen ließ, daß er die über den Rhein vorgedrungenen Uſipier und Tenchterer unter dem Schein von Friedenshandlungen durch den ſchändlichſten Verrath ſchlug, erzählt er ſelbſt mit großer Unbefangenheit; aber dieſe Unbefangenheit macht die Schande nicht zur Ehre. Dieſe unglücklichen Belgen wurden von Cäſar zuerſt durch Liſt und Gewalt bezwungen; allmählig bezwangen römiſche Lüſte ſie durch die Gewohnheit für die Knechtſchaft: die meiſten von ihnen lernten endlich gleich den übrigen Galliern in geduldiger Schmach dienen; ja der faulen Weichlichkeit, die von dem Früheren nichts mehr wußte, gefiel zuletzt, was den Vätern noch ein Abſcheu geweſen war.

Man muß ſich dieſe Belgen, welche die römiſchen Schriftſteller ausdrücklich Germanen nennen, ſo denken, daß die nördlichen am meiſten germaniſch, die ſüdlichen mehr mit galliſcher Art und Sprache vermiſcht waren. Die nördlichen zeichneten ſich vor den übrigen auch aus durch größere Streitbarkeit und brennenderen Freiheitstrotz, als die von ihren Brüdern, den Germanen, wegen der Nachbarſchaft die unaufhörliche Kriegsübung und das lebendige Beiſpiel der Freiheit hatten.

Neben dieſen Belgen wohnten an dem Saum des Rheins hin mehrere germaniſche Völkerſchaften, deren Gränzen und Art ich kurz angebe.

Von da, wo der Jura ſich gegen den Vogeſus abſenkt, von Mümpelgard und Bruntrut bis gegen Mainz hinauf, wohnten zwiſchen den Vogeſiſchen Bergen und dem Rhein die Tribocker Nemeter Vangionen, von welchen die Römer bloß die Namen aber keine Kriegsthaten melden.

Dieſen nördlich jenſeits des Rheins ſaßen die Katten, das tapferſte freieſte und kriegeriſcheſte Volk aller Germanen, auch das gebildetſte in der Kriegskunſt, das ſogar ſchon einen kriegeriſchen Ritterorden hatte. Sie ſind die Väter der Heſſen und ihre geprieſene Tugend iſt in den Enkeln nicht ausgeartet.

Weiterhin um die Sieg die Ubier, zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, damit ſie die Gränzen decken hülfen, über den Strom verpflanzt. Ihnen ward eine Stadt und Kolonie gegründet, welche Colonia Agrippina oder Colonia Ubiorum hieß und ſpäterhin Cöln berühmten Namens genannt ward. Die Ubier wurden bald zu treue Knechte der Römer und ſie und ihre Stadt waren lange ein Abſcheu der umwohnenden Freiheit.

Nächſt dieſen weiter gegen Weſten ſaßen die Uſipier und Tenchterer, berühmt durch ihre treffliche Reiterei; dann die Sigambern, wild und kriegeriſch, durch Tiberius Künſte, damit auch ſie die römiſche Knechtſchaft lieben und vertheidigen lernten, dreißig Jahre nach Cäſar, 40,000 Mann ſtark über den Rhein verpflanzt; etwas entfernter vom Rhein an ihnen hin die Brukterer Chamaver Angrivarier, dann die Frieſen an den Küſten der Nordſee.

Endlich ſchloſſen den Rhein die Bataver und Mattiaken, welche zwiſchen ſeinen Armen bis zum Meer hin wohn-

ten. Die Römer nannten ihr Land nur die Rheininſel oder die Inſel der Bataver. Die Bataver waren ein kattiſches Volk und bei einem inneren Aufruhr weiter gegen Weſten ausgewandert, und waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt wie jene. Sie wurden bald eine Art Bundsgenoſſen der Römer; eigene Könige regierten ſie, Zins gaben ſie nicht, ſondern bekamen unter dem Titel Hülfsgelder oft gleichſam Zins: ſie waren die Schweitzer der Römer. Dieſen lieferten ſie Männer und Reiter. Durch ihre Tapferkeit gerieth oft die germaniſche Freiheit in Gefahr und durch ihre Arme vorzüglich ward endlich Britannien von den Römern bezwungen.

Die Kaninefaten, ein kleines Völkchen, waren mit ihnen gleiches Urſprungs.

An den äußerſten Enden der Maas und des Rheins wohnten neben ihnen die Mattiaken, ihnen gleich, nur daß Land und Himmel ſie noch trotziger machte.

Alle dieſe am jenſeitigen rechten Ufer des Rheins wohnenden Völker ſtreiften oft über den Strom und ſaßen oft wohl Jahre lang in einzelnen Bezirken feſt, bis die Römer den Rhein durch Schlöſſer Feſtungen Brückenköpfe und Schanzen geſtärkt hatten, wodurch der Uebergang ſchwieriger und gefährlicher ward und doch nicht unterblieb. Cäſar hatte die Belgen nur beſiegt und bezwungen, weil unter den Völkerſchaften Eintracht und Uebereinſtimmung fehlte und weil ſie weder einander ſelbſt noch ihnen ihre Nachbarn und Brüder, die Germanen, zu rechter Zeit zu Hülfe kamen. Cäſars Nachfolger im Befehl am Rheinſtrom befolgten die alte römiſche Politik, durch Aufhetzung und Entzweiung gegen einander, durch Verweichlichung und Beſtechung, durch Gold Hülfsgelder Kriegsdienſt im römiſchen Lager, durch römiſche Titel und Ehren die Völker ſklaviſch zu machen. Schon

fingen auch am andern Ufer des Rheins Germanen an unterwürfig zu werden und germaniſche Fürſten prangten mit römiſchen Halsketten und Spangen und mit römiſchen Namen und Titeln, als wenn die Knechtſchaft durch Schmuck und Pracht eine Tugend würde. Da erhob ſich Hermann, ein Fürſt des Volkes der Cherusker, vereinigte die Heersmacht mehrerer germaniſchen Stämme und dämpfte den römiſchen Uebermuth dermaaßen, daß er ſeit ihm jenſeits nicht wieder herrſchend werden konnte. Gern hätte Hermann auch den Krieg über den Strom getragen in Belgien hinein und die in jenen Landſchaften wohnenden den Römern unterworfenen Germanen und ganz Gallien zum Aufſtand und zur Freiheit erregt; aber die Germanen wollten nichts weiter als ihre angetaſtete Freiheit vertheidigen und behaupten und gingen nach den abgetriebenen Gefahren jeglicher wieder in ſeine Heimath: auch waren Fürſten unter ihnen, von den Römern erkaufte Verräther des Vaterlandes, welche eine allgemeine Verſchwörung und einen gemeinſchaftlichen Aufſtand der Völker gegen ſie hinderten.

Doch waren die Belgen unter der römiſchen Herrſchaft von ihrer alten Tugend und Tapferkeit noch nicht ganz entartet. Oft hatten die freiheitliebenden und kriegeriſchen Trevirer und Nervier in fruchtloſen Verſuchen an dem ſchweren Joche der Fremden geſchüttelt. Endlich ſeit dem Jahre 68 nach unſers Herrn Geburt, als nach dem Tode des abſcheulichen Nero mehrere römiſche Feldherren um die Herrſchaft der Welt ſtritten, ging eine große Hoffnung der Freiheit auf. Die Bataver waren aufgeſtanden unter der Anführung des Claudius Civilis von königlichem Stamm und hatten die umwohnenden Germanen und Belgen zur Freiheit und Rache gegen römiſche Tyrannei aufgerufen. Römiſche Feſtungen wurden genommen römiſche Läger erſtürmt und Legionen la-

gen erſchlagen; die Bundsgenoſſen fielen ab; viele Germanen, den Ufern des Rheins zunächſt ſitzend, und von den Belgen die Trevirer Nervier Tungrer bewegten ſich. Aber alles ward mit mehr Ungeſtüm und Wildheit als Stätigkeit und Einheit geführt. Weil das Ganze eines feſten Bandes mangelte, weil Einer nicht allen befahl, ſo war die Kühnheit nicht glücklich. Als Veſpaſianus der Herrſchaft in Rom ſicher war, zogen von allen Seiten römiſche Legionen gegen den Rhein heran; die Germanen kehrten zur Ruhe zurück, weil Velleda, ihre Prophetin, von römiſchem Golde beſtochen war; die Belgen, die nichts mit einem gemeinſchaftlichen Plan thaten, wurden getrennt und einzeln bezwungen; endlich ſchloß auch Claudius Civilis ſeinen Frieden mit dem römiſchen Feldherrn Cerealis und alles kam wieder in ſeine alten Verhältniſſe.

Seit den großen und gewaltigen Kriegen, welche Druſus Tiberius und Germanikus an dem Rhein und an der Weſer gegen die Germanen geführt hatten, ließen die Römer ab von der Hoffnung und von den Verſuchen Germanien zu unterjochen. Sie deckten ihre Gränzen am Rhein durch eine Kette von Feſtungen und Schlöſſern; von den umwohnenden germaniſchen Völkerſchaften wurden ſie nur zuweilen durch Streifereien geneckt, die ſelten Kriege wurden denn ſie hüteten ſich wohl durch größere Kriegszüge in ihren Gränzen ſie zur Vereinigung zu zwingen. Oft waren die Verhältniſſe ſo freundlich, daß viele Tauſende der germaniſchen Jugend die römiſchen Legionen als Hülfsvölker um Sold ſtärkten und bis in das Morgenland und zu den äußerſten Küſten Kaledoniens zogen. Anders aber ward der Zuſtand gegen den Ausgang des zweiten chriſtlichen Jahrhunderts. Da erhoben ſich am Rhein zwei gewaltige germaniſche Völkerbünde, nämlich am Oberrhein die Alle=

mannen und am Niederrhein zwiſchen der Kolonie der Ubier und den Batavern die Franken. Mehrere deutſche Völkerſchaften wuchſen zuſammen und die neuen Namen entſtanden, ohne daß man ihre Bedeutung und den Anfang ihrer Entſtehung beſtimmt anzugeben weiß. Sehr wahrſcheinlich iſt, daß die Sigambrer Uſipier Tenchterer Brukterer Marſen, die dem Rhein nächſt wohnten, zu den Franken die Hauptbeſtandtheile hergegeben haben; von den Allemannen erzählt man uns, daß auch viele vom galliſchen Stamm unter ihnen waren. Mit dieſen beiden Völkern wurden über zwei Jahrhunderte die ſchwerſten und blutigſten Kriege geführt; in Italien ſahen die Römer die Allemannen oft jenſeits der Alpen ja einige Male jenſeits des Padus, und die Franken drangen mit ſchrecklichen Verheerungen mehrmals tief in Gallien ein, ja um die Mitte des dritten Jahrhunderts gingen ſie ſogar über die Pyrenäen und plünderten in Spanien bis an den Iberus. Endlich als im Anfange des fünften Jahrhunderts das unabwendbare römiſche Verhängniß ſeiner Erfüllung nahete und wegen der Noth Italiens und Galliens die Legionen von dem Rheinſtrom weggezogen wurden, ergoß ſich das Germaniſche ungehindert über die Lande, die ſeit den früheſten Zeiten germaniſch geweſen waren. Am Oberrhein ſetzten ſich die Burgunder feſt, am Mittelrhein die Allemannen bis an den Vogeſus und die Moſel, und über den Niederrhein ergoſſen ſich die Franken immer weiter über die fruchtbaren Marſchländer des weſtlichen Belgiens, wo die kriegeriſchen Tungrer Nervier Menapier und die nördlichſten der Bellovaker ſaßen: ſie breiteten ſich um die Roer die Maas und an beiden Ufern der Schelde bis an das Meer aus. Was in dieſen Landen von Römern und Römlingen geſeſſen hatte, flüchtete ſich vor dem Schwerdt der Barbaren tiefer nach Gallien hinein, wo, als alles rings-

um von den Germanen ſchon beſetzt und unterjocht war, um die Feſten Sigdunum und Paris ein halbes Jahrhundert noch ein Schatten römiſcher Herrſchaft beſtand. Auf dieſe Weiſe fegten die Germanen aus der Rheingegend und dem mittleren und nördlichen Belgien das Fremdartige aus. Dazu kam um das Jahr 450 noch der gewaltige Hunnenkönig Attila mit ſeinen verheerenden Zügen und zerbrach am Rhein und an anderen Orten viele römiſche Städte und Feſten und vertilgte mit ihnen zugleich römiſche Bildung und römiſche Laſter. Gott hatte es ſo beſtimmt, daß dieſes uralt germaniſche Land ächt germaniſch werden und künftig deutſch ſeyn und heißen ſollte.

Endlich gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts, nachdem ſo viele deutſche Völkerſchaften auf dem Schutt des römiſchen Reichs ſchon Staaten gegründet hatten, kam es faſt zuletzt an die Franken, welche das mächtigſte von allen germaniſchen Reichen gründen ſollten. Chlodwig oder Ludwig, einer ihrer Könige, hatte die verſchiedenen Stämme der Franken unter Einer Herrſchaft vereinigt und eroberte binnen dreißig Jahren faſt ganz Gallien bis an die Rhone und die Sevennen und machte die Allemannen dieſſeits und jenſeits des Rheins zinsbar. Seine Nachfolger ſetzten in zwei Jahrhunderten ſein Werk fort und die Lande der Burgunder um die Saone und zwiſchen den Alpen und der Rhone, und jenſeits des Jura Helvetien, von welchem der größte Theil jetzt auch burgundiſch war, und in dem ehemaligen Germanien die Baiern und die Hermunduren (oder Thüringer) in Franken und Thüringen und die Katten wurden zinsbar. Auch bezahlten einige Slavenſtämme in Nordoſtgermanien zuweilen Zins. Nur die Sachſen Engern und Frieſen längs der Nordſee nnd auf den der Freiheit heiligen Gefilden um die Weſer Lippe und Ems und um den Harz

bis an die Elbe wohnten immer noch in unbezwungenem Heidenthum und in ungebrochener Freiheit.

Ludwigs des Franken, des Eroberers, Geſchlecht war durch Laſter und Verbrechen erſchlafft und entartet. Im achten Jahrhundert ward es von dem germaniſchen Geſchlecht Pipins von Herſtall vom Thron geſtoßen. Der vierte und gewaltigſte Mann dieſes Hauſes, welcher das Reich der Franken beherrſchte, hieß Karl, der in der Geſchichte den Beinamen Karl der Große führt. Er war ein großer und kriegeriſcher König und hatte von den Pyrenäen bis zur Elbe und von der Leitha bis zur Ems ein Reich gegründet, wie es ſeit den Zeiten der Römer in Europa nicht geweſen war. Auch ließ er ſich im Gefühl ſeiner Macht und Majeſtät im Jahr 800 von dem Papſt in Rom krönen und nahm den Titel Römiſcher Kaiſer an. Karl der Große hatte Frankreich Italien und den größten Theil des Landes, was hinfort Deutſchland genannt ward, durch Gewalt der Waffen verbunden und hinterließ dieſes weite Reich bei ſeinem Tode im Jahr 814 ſeinem Sohne Ludwig, welcher in der Geſchichte Ludwig der Fromme heißt und nicht mit dem Anſehen ſeines Vaters die Völker regierte. Ludwig theilte die Lande unter ſeine drei Söhne und bald löſte ſich wieder von einander, was nur die Gewalt unnatürlich zuſammengezwungen hatte; denn nur das Gleichartige hält auf die Dauer zuſammen. Ludwigs älteſter Sohn Lothar bekam den Namen und die Würde des Kaiſers von Rom und erhielt an Ländern Italien den größten Theil des vormaligen Burgundiſchen Reichs und alles, was der Rhein die Ardennen die Somme und das Meer umgränzen; Ludwig, ſein zweiter Sohn, der gewöhnlich Ludwig der Deutſche genannt wird, bekam alle Lande jenſeits des Rheins; Karl, ſein dritter Sohn, erhielt den ſüdweſtlichen Theil Frankreichs, was man

damals Neuſtrien zu nennen pflegte. Aber gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts, als die von Lothar geſtiftete Linie ausgeſtorben war, fügten ſich alle Lande, in welchen zwiſchen dem Rhein und dem Meer die deutſche Sprache und Sitte die herrſchende war, zu dem nordöſtlichen Frankenreiche, welches hinfort als ein Reich für ſich beſtand und das deutſche Reich genannt ward. Dieſes große und ſchöne ſüdweſtliche Gebiet ward lange Zeit Lothringen auch wohl das Herzogthum Francien genannt; was nachher Lothringen hieß, war nur ein Theilchen davon. Die Fürſten und Herren, die ſeit der Erlöſchung der großen Herrſcherhäuſer der Salier und Hohenſtaufen hier im äußerſten Südweſten Deutſchlands faſt unabhängig geboten, hielten ſich immer noch zum deutſchen Reiche und wurden als Reichsfürſten angeſehen, da hingegen viele der vormaligen Burgundiſchen Lande, die ſeit dem elften Jahrhunderte dem Reiche der Deutſchen zugefügt wurden, ſich wegen der Verſchiedenheit der Sprache und Sitten, welche romaniſch und franzöſiſch waren, dem deutſchen Reiche mehr und mehr entfremdet und endlich faſt von ihm abgelöſt hatten.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte König Johann, der zweite König des Hauſes Valois, einen ſeiner Söhne mit dem franzöſiſchen Herzogthum Burgund beliehen. Dieſer und ſeine Nachkommen erwarben durch Glück, durch Tugenden der Gerechtigkeit und Tapferkeit, durch Heirathen und Verträge im Nordweſten ihrer Herrſchaft ſo weite und reiche Länder, daß ſie mit den mächtigſten Königen verglichen werden konnten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, war um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts nicht allein Herr des Herzogthums Burgund und der Grafſchaft Kleinburgund, ſondern nannte auch faſt alles Land ſein, was ſich über der Somme und den Ardennen um die Schelde und

Maas bis hinauf zur Süderſee ſtreckte. Es bildete ſich zwiſchen Frankreich und Deutſchland ein mächtiger Mittelſtaat, ein neues Königreich Burgund, mächtiger als eines der früheren Burgundiſchen Reiche geweſen. Aber nicht lange nach ſeinem Tode zerfiel dieſer Staat. Die treuloſe und ſchleichende Hinterliſt des Königs von Frankreich Ludwigs des Elften umſpann Philipps Sohn und Nachfolger Karl den Kühnen von Burgund mit ſo dichten und feinen Spinnenweben, daß er ſeinem Verderben nicht entrinnen konnte. Als Karl im Jahr 1477 in der Schlacht bei Nancy geblieben war, riß Ludwig der Elfte, der für alles bereit ſtand, das Herzogthum Burgund und manche Städte und Orte franzöſiſcher Zunge in den Landſchaften von dem Burgundiſchen Reiche ab und fügte ſie wieder zu Frankreich. Der Ueberreſt, der nördliche Theil der Herrſchaft, welcher größtentheils aus den Landen der deutſchen Zunge beſtand, und die Grafſchaft Kleinburgund ward für Karls Tochter Maria von Burgund gerettet, welche ſich mit dem Erzherzog Maximilian von Oeſtreich vermählte. Auf dieſe Weiſe ward dieſes Burgund habsburgiſch und 40 Jahre ſpäter ſpaniſch, da Maximilians Enkel Karl Erzherzog von Oeſtreich und Herzog von Burgund im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts auch König von Spanien ward. Dieſer Karl, welcher als deutſcher Kaiſer Karl der Fünfte genannt wird, verband gegen das Ende ſeines Lebens ſein burgundiſches Erbtheil wieder auf das Engſte mit Deutſchland, welchem er es unter dem Namen des Burgundiſchen Kreiſes einverleibte, theils — ſagen einige — damit er ſeinem Sohn Philipp Einfluß auf Deutſchlands Angelegenheiten, vielleicht die Ehre der deutſchen Krone verſchaffte, theils damit dieſe Lande gegen Frankreichs Macht und Herrſchſucht in dem deutſchen Reichskörper einen ſtarken Halt und Schutz hätten. Unter dieſem

Philipp dem Zweiten, weil er freie Männer tyranniſch regieren wollte und ſeinen Willen Geſetz nannte, riß ſich ſeit den Jahren 1570 der nördliche Theil des Burgundiſchen Kreiſes von der ſpaniſchen Herrſchaft los und ſtiftete nach langem Kampfe einen eigenen Freiſtaat, welcher der Freiſtaat der Sieben vereinigten Provinzen oder der Vereinigten Niederlande hieß; das Land, was die Frieſen die Bataver die Mattiaken die Kaninefaten die Menapier die nördlichſten Nervier die Eburonen und Sigambern weiland bewohnt hatten, uralte Sitze der Freiheit; das Uebrige blieb bei Spanien und Deutſchland.

Durch den traurigen dreißigjährigen Krieg gelang den Franzoſen endlich, wornach ſie ſo lange getrachtet hatten: ſie kamen mit einem Theil ihrer Gränze an den Oberrhein. Ihnen ward das Elſaß abgetreten und mehrere deutſche Feſtungen am jenſeitigen Ufer des Stroms blieben von ihnen beſetzt, damit das unbewaffnete Deutſchland immer offen vor ihnen läge. Was hier angefangen war, ſuchte Ludwig der Vierzehnte 40 Jahre lang mit Gewalt weiter zu führen, aber es gelang ihm nicht. Nur einen Theil der ſpaniſch-burgundiſchen Lande, meiſt Städte und Orte der franzöſiſchen Zunge, riß er ab; das übrige Land der flamländiſchen und deutſchen Zunge zwiſchen dem Rhein und dem Ocean blieb noch bei Deutſchland. In den Jahren 1730 ward das Herzogthum Lothringen, welches von franzöſiſchen Landſchaften und vom Elſaß faſt umklammert lag, mit Frankreich vereinigt. Erſt der franzöſiſche Revolutionskrieg hat die herrlichen Lande um den Rhein die Moſel die Maas und die Schelde, urſprünglich und uralt Lande deutſcher Zunge, der deutſchen Freiheit und dem vaterländiſchen Stamm entriſſen. Wir haben ſie zu leicht verloren und zu leicht-

ſinnig aufgegeben, weil wir ihren Werth und die Bedeutung und Wichtigkeit ihres Beſitzes nicht kannten.

Man mögte mir ſagen: dieſe Länder ſind ja eigentlich fränkiſche Länder, den Theil ausgenommen, der zwiſchen dem Rhein dem Vogeſus und der Moſel liegt, wo vor der Herrſchaft der großen fränkiſchen Monarchie zuletzt Allemannen herrſchten. Als die Römer im Anfange des fünften Jahrhunderts den Rhein aufgaben, beherrſchten die Franken ja was zwiſchen den Ardennen dem Rhein der Moſel und dem Meer liegt. Sie gingen von hier weiter ſüdlich, drangen in Gallien ein und eroberten es. Sie haben alſo nichts Anderes gethan, als ihr Land wiedernehmen und ihre rechten Stammgenoſſen wieder zu ſich fügen; denn gewiß wohnen in Brabant und um Lüttich Maſtricht und Jülich viele Enkel der alten Franken.

Dies ſcheint nicht ungereimt geredet. Ich antworte darauf alſo:

Jene Franken, von welchen hier geredet wird, ſind nicht mehr in der Weltgeſchichte. Ein Theil von ihnen hat ſich mit den Galliern und Römern vermiſcht und iſt ein neues Volk von Miſchlingen geworden, das Franzoſen genannt wird und jenen alten Franken ſo wenig ähnlich iſt, als der jetzige Lombarde am Ticino dem Märker um die Havel, wo vor 2000 Jahren vielleicht Lombarden ſaßen. Die in den alten Sitzen blieben, ſind, einige wenige Striche des Franzöſiſchen ausgenommen, ächte Germanen und deutſche Menſchen bis dieſen Tag und haben mit dem aus Galliern Römlingen und Franken entſtandenen Volke an Art und Gemüth wenig gemein. Sie haben ſich daher auch ſelbſt in den Jahrhunderten, als das deutſche Reich durchaus keine zwingende und zuſammenhaltende Gewalt hatte, von dem zwölften bis funfzehnten Jahrhundert, durch Neigung und

Art des Volkes unwillkührlich gezogen immer zum deutſchen Reiche gehalten und gezählt und nicht zum franzöſiſchen, und ſind Theile Deutſchlands geblieben bis auf die letzten funfzehn Jahre, die ſo viel Altes und Verehrliches umgekehrt und zerſtört haben. Mit demſelben Rechte, womit die Franzoſen auf dieſe Lande Anſpruch machen, könnten die Kaſtilier und Engländer, die keine Deutſche mehr ſind, auf die Landſchaften um Cherſon und Kiew oder um Münſter und Hamburg Anſpruch machen und ſprechen: hier iſt das Land der alten Weſtgothen, hier ſaßen einſt die Angeln und Sachſen, wir nehmen das Land unſerer Väter wieder; und die von Rouen und Salerno könnten in die Häfen von Chriſtiania und Drontheim einlaufen und rufen: hie Normänner! und Normannenreich! wir nehmen das Unſrige wieder. Enkel der alten Franken wohnen am Rhein an der Roer an der Maas in Brabant und in Flandern, auch einige Franzoſen ſind Enkel der Franken; aber das Frankenland iſt kein Franzoſenland. Weil es deutſch blieb und nicht romaniſch ward, hat es ſich mit Recht immer in dem Beſitz behauptet, den Deutſchen angehören zu wollen. Deswegen ſollen Deutſche ihre Brüder, die ihnen ſo gern angehören, nicht leichtſinnig aufgeben ſondern auf Tod und Leben für ihre Befreiung ſtreiten, aber die Franzoſen gern behalten laſſen was franzöſiſch iſt.

Das Recht hat geredet und ausgeſagt, daß Beſitz Stamm Sprache Art und Neigung dieſer Lande und Völker für das deutſche Reich iſt. Nun tritt d i e P o l i t i k auf und beweiſt, daß Deutſchlands Selbſtſtändigkeit und Europens Sicherheit nicht beſtehen kann, wenn die Franzoſen den Rhein und die jenſeits des Rheins liegenden deutſchen Lande behalten. Der allgemeine Vortheil der Herrſcher und Völker ſtimmt mit dem Recht überein, daß Frankreich nicht

nur den Raub der letzten Jahre ſondern auch das Elſaß wieder herausgeben und auf ſeine alten Gränzen, welche zugleich Gränzen ſeiner Sprache ſind, wieder zurückgebracht werden muß.

So ſpricht die Politik, einfach und kurz, denn die Wahrheit braucht keiner umſchweifigen Wortgeflechte:

Seit Jahrhunderten haben die Franzoſen geſchrieen: Der Rhein gehört natürlich zu Frankreich, ohne den Rhein hat Frankreich keine Ründung und Grundfeſte der Macht, mit dem Rhein aber iſt ſeine Gränze auf immer beſtimmt und geſchloſſen und weiter will und darf es nicht ſtreben. Viele haben ſich durch dies Geſchwätz ſogar bethören laſſen und es ihnen nachgebetet, der Meinung, die Forderung ſey nicht ſo ganz unbillig. Sie merkten aber nicht oder waren überhaupt zu dumm es zu merken, daß die Franzoſen den Rhein und die Naturgränze des Rheins nur als einen Vorwand hinſchoben, daß ſie aber recht gut wußten, wie der Rhein ihnen über Deutſchland die Herrſchaft ſicherte: denn dieſe Herrſchaft wollten ſie eigentlich, nannten ſie aber nicht. Kaum hatten ſie feſten Fuß am Rhein gewonnen, kaum hatten ſie Landau Breiſach Philippsburg und andere feſte Plätze an dem Strom, ſo begann ihr verderblicher Einfluß auf Deutſchland, ſo hörten die Zettelungen nie auf, welche die letzten Bande der deutſchen Eintracht auflöſten, ſo ſtanden ihnen auch ſchon deutſche Fürſten gegen das eigene Vaterland und ſeine Freiheit bei. Ich erinnere nur an den Krieg, der durch Ludwigs des Vierzehnten Uebermuth im Jahr 1672 gegen die vereinigten Niederlande begann, und an den ſpaniſchen Erbfolgekrieg. Die letzten Jahre mit ihren jammervollen Erinnerungen liegen ſo jung vor uns, daß ich auf ſie nur hinzuwinken brauche.

Ich ſage gradezu Wenn Frankreich den Rheinſtrom mit ſeinen Landen behält, ſo behält es nicht nur ſein alles Gleichgewicht aufhebendes Uebergewicht über Deutſchland ſondern auch über das übrige Europa. Und ich beweiſe meine Behauptung.

Der Rheinſtrom von Baſel bis Rotterdam in ſeinem nordweſtlichen Lauf beugt ſich wie ein Knie aus. Hätte es ihm beliebt ſeine erſte Richtung von Konſtanz bis Baſel grade gegen Weſten beizubehalten, ſo wäre er ungefähr bei Boulogne oder Kalais ins Meer gefallen und dann hätte er allenfalls ein franzöſiſcher Gränzſtrom werden können. Jetzt aber, da er mit ſeinen verſchiedenen Wendungen an hundert deutſche Meilen nordweſtlich brauſt, flankirt er das ganze ſüdliche und nordweſtliche Deutſchland und in fremder Gewalt beherrſcht er die jenſeitigen Landſchaften Deutſchlands auf 40 bis 50 Meilen Weite. Er iſt ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wann es ihm gefällt, auf Deutſchlands Nacken ſetzen und womit es daſſelbe erwürgen kann. Wir haben den fürchterlichen Druck dieſes Kniees wohl gefühlt und holen kaum erſt Athem. Hat Frankreich den Rhein, ſo liegt ihm alles weſtliche Land offen bis zur Elbe, und gegen Oſten kann es ſeine Heere ungeſtraft vorſtoßen bis an den Lech und die Quellen des Mains und der Saale: d. h. die gute Hälfte Deutſchlands liegt abhängig vor ihm und die übrige Hälfte muß dem dienenden und zitternden Theile dann bald nachfolgen. Denn ſo iſt Frankreichs geographiſche Lage und Stärke bei ſeinen übrigen Gränzen, daß mit dem Beſitz des Rheins die ganze Schweitz und Oberitalien von ihm abhängig werden, daß es alſo — den Zuwachs von Hülfsmitteln und Menſchenzahl gar nicht gerechnet — eine Uebermacht gewinnt, die es, ſo-

bald es will (und wollen wird es immer) ſeinen Nachbarn verderblich machen kann.

Damit dies hier Geſagte allen recht ſonnenklar werde, ſetze ich das Aeußerſte einander gegenüber.

Ich ſetze Deutſchland voraus in ſeinen alten Gränzen. Dieſe ſcheiden es ſüdlich durch die Alpen von Italien, durch die Ardennen von Frankreich; im Oſten laufen ſie an den Dalmaten Kroaten Ungarn und Polen hin; im Norden trennet die Oſtſee und Eider die Deutſchen von ihren ſkandinaviſchen Brüdern; im Weſten ſchließt die Nordſee ſie ein. Eben ſo nehme ich Frankreich in ſeinen alten Gränzen zwiſchen dem Ardennerwald dem Jura den Alpen dem Mittelmeer den Pyrenäen und dem atlantiſchen Ocean. Ich nehme an, Deutſchland mit allen ſeinen Landen ſey eine einzige Monarchie unter Einem gebietenden Herrſcher, wie Frankreich iſt, und behaupte, daß bei dieſer Vorausſetzung beide Staaten ungefähr gleich mächtig ſind.

Deutſchland in jenen Gränzen unter Einem Gebieter mögte vielleicht nahe an 40 Millionen Einwohner haben, Frankreich vielleicht 5 bis 6 Millionen weniger; Deutſchland hätte demnach ein Fünftel oder Sechſtel Uebergewicht an Menſchenzahl.

Dafür aber hat Frankreich ein doppeltes ja dreifaches Uebergewicht in Hinſicht ſeiner Lage, ſo daß jene kleine Ueberzahl der Volksmenge dadurch reichlich aufgewogen wird. Frankreich hat von der Natur eine Vertheidigung erhalten, welche Deutſchland fehlt. Durch den atlantiſchen Ocean die Pyrenäen das Mittelmeer und die Alpen iſt es gegen fremde Anfälle mit Bollwerken umgeben. Nur ein Theil ſeiner Nordgränze gegen Deutſchland, etwa ein Achtel ſeines Umfangs, iſt leichter zugänglich und muß mehr durch künſtliche Bollwerke geſchützt werden. Hingegen Deutſchlands ganze

Oſtgränze gegen Ungarn und Polen ein Theil ſeiner Nordgränze gegen Dänemark und der größte Theil ſeiner Südweſtgränze gegen Frankreich liegt von Natur offen und muß durch Kunſt vertheidigt werden: d. h. die Hälfte der Gränzen Deutſchlands iſt leicht zugänglich.

Wie ſehr ſteht Deutſchland hier gegen Frankreich im Nachtheil, der das nicht bedeutende Uebergewicht der Volksmenge reichlich vergütet! Auch den andern Nachtheil kennt jeder, der die Geſchichte kennt, daß Europa vom Oſten her immer eine Gefahr droht, die vom Weſten her nie kommen kann. Von Oſten her dehnt ſich die weite Feſte der Länder mit den Millionen Völkern und mit allen gegenwärtigen und künftigen Gefahren aus, welche zunächſt auf Deutſchland ſtürzen und Deutſchland zertrümmern müſſen, ehe ſie Italien und Frankreich erreichen können. Von Weſten her kann nur auf Schiffen Gefahr kommen; auf Flotten aber ſind Hunderttauſende, geſchweige denn Schwärme von Millionen, nie in ein Land gekommen. Alſo —

Aber, mögte Jemand einwenden, eben ſprichſt du gegen Frankreich ſo beredt über die Gefahren, welche den andern durch ſeinen Beſitz des Rheinſtroms drohen, und über die Herrſchaft, welche von dieſem Strom über die Schweitz und Oberitalien ausgehen muß; ſage mir, wird der Rhein denn mit einem Male ein anderes Ding, wird die Wirkung, die von ihm ausgeht, eine andere, wenn er in der Gewalt der Deutſchen iſt, als in der Gewalt der Franzoſen? — Freilich ganz ganz anders.

Wenn die Deutſchen den Rhein beſitzen, ſo ſchwebt jener Einfluß auf eben benannte Länder zwiſchen ihnen und den Franzoſen im Gleichgewicht; wenn die Franzoſen den Rhein beſitzen, ſo haben ſie jenen Einfluß allein.

Dies beweiſt ſich leicht. Für den, welcher die Geſchichte und Erdkunde verſteht, dürfte bloß darauf hingewinkt werden: ſo klar iſt die Wahrheit.

Frankreich, in ſeinen alten Gränzen gedacht, die wir Naturgränzen nennen wollen, hat auf die Schweitz und Italien ſchon einen mächtigen Einfluß durch die lange Gebirgkette, die den Jura hinab am Genfer See hin bis auf den Var bei Nizza zum Mittelmeer ſtreicht. Als eine große und gewaltige Monarchie drückt es auf jene beiden ſchwächeren Länder. Bekömmt es den Rhein noch zu dieſen Gränzen, ſo müſſen ſie ihm dienen. Gewinnt aber Deutſchland den Rhein wieder, ſo hat es auch ſeinen Druck, welcher den franzöſiſchen Druck keineswegs aufhebt aber doch hemmt, und welcher wieder von dem franzöſiſchen gehemmt wird.

Dies ſind die größten Gründe, daß der Rhein mit ſeinen Landen wieder deutſch werden muß. Ein ſehr großer Grund liegt auch in der Verfaſſung und in dem Karakter der beiden Völker, von welchen hier gehandelt wird. Die Verfaſſung des deutſchen Volkes iſt eidgenoſſiſch und bündiſch; ſie wird auch künftig immer mehr oder weniger bündiſch oder republikaniſch bleiben; alſo wird das Volk nie mit der wildeſten und willkürlichſten Gewalt gebraucht und gemisbraucht werden können, wenigſtens nicht lange Zeit, wenn einem außerordentlichen und ungeheuren Menſchen ſolches auch einige Zeit gelänge oder wenn eine ungeheure und alles erſchütternde Begebenheit das Volk auch vielleicht einmal aus ſeinen ordentlichen Verhältniſſen herausriſſe. Der Karakter des deutſchen Volkes iſt ſtill mäßig gerecht, eher zu ruhig als zu wild. Seine Geſchichte beweiſt, daß es immer lieber das Seine behalten als das Fremde erobern will. Dies Lob gab ihm vor 1700 Jahren ſchon Taictus, als römiſche Heere am Rheinſtrom von den Germanen er-

ſchlagen lagen. Die Deutſchen ſind nie ein Erobervolk geweſen, außer in jener wilden alles umkehrenden Zeit des fünften und ſechſten Jahrhunderts, wo, weil die Welt eine neue und andere Welt werden und eine ganz neue Geſtalt gewinnen ſollte, alle Welttheile und Völker auf einander ſtürzten und ſich über ein Jahrhundert in wilden Revolutionen und blutigen Kämpfen zerarbeiteten, bis Rom in Trümmern lag und die Gründe eines neuen Lebens geworfen waren. Die Verfaſſung des Franzoſen iſt monarchiſch, war es von jeher, und wird unter tüchtigen und eingreifenden Herrſchern immer deſpotiſch, ſo daß die Franzoſen zu eigenem und fremdem Verderben oft ein halbes Jahrhundert auf das willkürlichſte und grauſamſte gemisbraucht werden können. Der franzöſiſche Karakter iſt leichtſinnig unſtät unruhig ungerecht, immer zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig wankend, alſo keiner ſtätigen Freiheit fähig: weil ſie ſich durch den eigenen Willen nicht beherrſchen können, müſſen ſie einem fremden blind gehorchen. Sie haben Anlage zu einem Erobervolke, aber wenig Anlage das Eroberte zu gebrauchen. Nie werden ihre Nachbarn vor ihnen Ruhe haben. Wir Deutſche können von ihrer Unruhe Treuloſigkeit und Unrechlichkeit Geſchichten erzählen; auch die Italiäner und Spanier können es. Sie ſind nicht bloß heute ſo, ſie ſind nicht bloß durch die Revolution ſo geworden, nicht bloß durch Napoleon über alles Maaß hinausgetrieben; ſie ſind ſo geweſen ſeit den Anfängen ihrer Geſchichte, ſie werden ſo ſeyn bis an das Ende derſelben. Uebermacht iſt gefährlich in den Händen jedes Volks, in ihren Händen iſt ſie die gefährlichſte.

Viele der kleineren politiſchen Gründe könnten noch angeführt und herausgehoben werden, warum der Rhein deutſch ſeyn muß und nicht franzöſiſch ſeyn darf. Man könnte auch

dieſe eben dargelegten großen Gründe noch von manchen Seiten beleuchten und ſie ſo darſtellen, daß aus jedem wieder drei vier neue Gründe hervorgingen: eine Art und Kunſt, worin die Franzoſen bei ihren Darſtellungen Meiſter ſind und womit ſie manchen Schwachköpfen Scheine vorgaukeln, welche endlich faſt Wahrheiten gleich ſehen. Wir aber verſchmähen die undeutſchen und gaukliſchen Künſte, deren die Gerechtigkeit und Wahrheit unſerer Sache auch gar nicht bedarf; wir werden überhaupt auch nur von ſolchen verſtanden und begriffen werden, welche die Gründe zu wägen und nicht zu zählen gewohnt ſind.

Nach dieſen Hauptgründrn iſt es klarer als Sonnenlicht, daß der große und heilige Kampf, worin wir mit den Franzoſen ſtehen, kein anderes erſtes und letztes Ziel haben kann, als die Wiedergewinnung unſeres abgeriſſenen Landes und die Wiederbefreiung der Menſchen unſerer Sprache und Art, welche mit Gewalt haben Franzoſen werden ſollen. Gott, der ſo viel für uns gethan hat, wird uns dazu helfen und den Herrſchern und Völkern, bei welchen die Entſcheidung der Gegenwart ſteht, die Nothwendigkeit der Erreichung dieſes Ziels ſo ins Herz geben, daß ſie nicht ablaſſen, ſie haben es denn erlangt. So viel Glück von Gott wäre umſonſt geweſen, ſo viele edle und brave Spanier Engländer Ruſſen und Deutſche wären mit dem treueſten und tapferſten Muthe umſonſt geſtorben, wenn man vor dem halb erreichten Ziele ſtehen bliebe. Nicht dieſer Napoleon, nicht dieſe Franzoſen, welche jetzt leben, ſind allein die Furchtbaren; ſie werden gewiß durch Gott geſtraft werden und alle, welche mit ihnen aus den böſeſten Abſichten ſo viel Unglück über die Welt gebracht haben. Aber bleibt den Franzoſen der Rhein mit den ſchönen jenſeitigen Landſchaften, ſo werden die künftigen Herrſcher gegen uns ſtehen wie er, die künftigen Fran-

zoſen werden uns plündern überziehen und plagen, wie die gegenwärtigen. Ja ich ſage es gradezu, ein mäßigerer milderer und geſchickterer Mann an Frankreichs Spitze und mit denſelben Hülfsmitteln und Heeren, die ihm zu Gebote ſtanden, wäre uns tauſendmal gefährlicher geworden als er, und ein ſolcher würde der Freiheit Deutſchlands und in ihr der Freiheit Europens auch künftig der gefährlichſte werden; denn wer über Frankreichs Italiens und Deutſchlands Kräfte ſchalten kann und wer damit nicht ein zu wildes Würfelſpiel des Glücks ſpielt, dem müſſen die übrigen Mächte des europäiſchen Kontinents ſich endlich neigen. Alſo wann Napoleon auch nicht mehr iſt, wann dieſe verwegene und blutige Brut der jüngſten Revolutionen auch vergeſſen und vergangen iſt, ſo werden wir und unſre Kinder bald dieſelben Uebel, von welchen wir eben erlöſt zu werden hoffen, wieder bejammern, wenn Frankreichs Gränzen gegen uns bleiben, wie ſie jetzt ſind. Man mag das künftige Friedenspapier durch noch ſo viele und bündige Klauſeln Gelöbniſſe und Eide ſichern, die papierne Gewalt der Federn iſt immer leichter als die metalliſche der Schwerdter; die Fürſten und Länder öſtlich ja nördlich vom Rheinſtrom, auf dreißig ja auf fünfzig Meilen Weite, werden den franzöſiſchen Druck und die franzöſiſche politiſche Ziehkraft fühlen müſſen, ſie werden als Planeten um dieſe Sonne tanzen müſſen, von welcher ihnen keine Wärme ſondern nur Brand kömmt: ſie werden zittern und dienen müſſen; die Schweitz und Italien werden auch wie franzöſiſche Landſchaften ſeyn und aus Paris ihre Befehle empfangen müſſen; ja — und das ſoll vor allem bedacht werden — weil jetzt das Rechte nicht gethan ward, wird künftig das Rechte kaum noch gethan werden können: denn zuletzt wird die Gewohnheit allmächtig, fremde Sprache fremde Sitten und Geſetze ſchleichen ſich

immer mehr ein oder dringen ſich auf, die Seelen verlieren ihren Trotz, die Herzen ihre Erinnerungen, was den Vätern zuerſt ein Abſcheu und Gräuel war, wird den Kindern durch Uebung leidlicher dann gleichgültig endlich ſogar lieb — die hündiſcheſte Geduld wedelt zuletzt eine Tyrannei an, wo der zürnende Stolz ſonſt noch auf Rache gebrütet hatte.

Wollen alſo die Herrſcher ihrer Herrſchaft und die Völker ihrer Freiheit ſicher ſeyn, ſoll Germanien wieder in Ehre und Selbſtſtändigkeit und Europa in Kraft und Gleichgewicht blühen, ſo muß die Aufgabe mit dem Eiſen gelöſt werden, Deutſchland gegen Frankreich in ſeinen alten Gränzen wiederherzuſtellen und die Franzoſen auch da von dem Rhein zu entfernen, wo ſie ſich ſeit Richelieu und Ludwig dem Vierzehnten mehr durch Trug und Hinterliſt als durch Recht und Tapferkeit angedrängt haben.

Mein dritter Zeuge, die Ehre, ſagt aus und vermahnet alſo:

Wenn ich, die ich Ehre genannt werde, noch bin, die ich vormals war, wenn ihr Deutſche mir noch mit freiem offenen Auge ins Angeſicht blicken wollt, ſo müſſet ihr das Schwerdt nicht in die Scheide ſtecken, ihr habet denn eure alten Gränzen und eure abgeriſſenen Brüder wiedergewonnen. Jetzt, da ihr bekennet ja da ihr fühlet, ihr ſeyd in dem gerechteſten Kriege, den ihr je geführt, gegen die grauſamſte Treuloſigkeit und Unterdrückung aufgeſtanden, jetzt, da ihr euch den hohen Stolz genommen habt zwiſchen Sieg und Wiederherſtellung und Niederlage und Untergang keine Wahl zu laſſen, jetzt, da ihr Gott zum Zeugen und Bundsgenoſſen genommen habt, jetzt wolltet ihr noch zweifelnd vor dem Halben ſtehen bleiben? jetzt wolltet ihr noch fragen und fragen laſſen, ob es mit dem Rhein als Gränze der Arbei

und des Blutes nicht genug ſey? Nein, nimmermehr! euren ganzen Stolz müſſet ihr euch nehmen, euren ganzen Stolz müſſet ihr ausſprechen, daß ihr das Eigene ohne alle Bedingung wieder verlanget. Auch die große Gerechtigkeit ziemt einem braven und treuen Volke, daß, wenn das Glück der Waffen euch auch bis an die Ufer der Loire und Rhone brächte, ihr von den Franzoſen und von dem, was nur in franzöſiſcher Zunge ſpricht, auch kein Dorf begehret, es ſey denn, daß Dörfer und Ortſchaften von euren Gränzen eingeklammert liegen, wo ihr ſie zu euch nehmet und ihnen in gleichem Fall von dem Eurigen Gleiches erlaubet. Wie? wenn ihr jetzt nicht den Stolz und Muth bekennet das Ganze zu wollen und zu vollbringen, wann meinet ihr, daß ihr ſie künftig haben werdet? wann meinet ihr, daß die Zeit kommen ſoll, wo allen Deutſchen noch ein größeres gemeinſames Ziel aufgeſteckt iſt? Jetzt oder nie, ſo muß die Ehre immer ſprechen; ihre Stunde ja ihre Minute iſt immer da; ſie kann nichts verſchieben, ſie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Geſetz bleibt immer das Kurze und Runde: Thue, was du mußt, ſiege oder ſtirb, und überlaß Gott die Entſcheidung.

So ſpreche ich zu euch, deutſche Brüder und Landsleute, nicht ohne Abſicht auch nicht ohne Anſpielung. Eure Väter weiland, die gewaltigen und großherzigen Männer, kannten mich und mich allein und meine Schweſter, die Gerechtigkeit, und lebten nach unſern Lehren und Geſetzen; ſie wußten viel von Ehre und Treue, ſo viel, daß ſie zürnten, wenn man ſie nur daran mahnte, weil die Mahnung ihnen faſt einem Schimpf gleich däuchte. Ihr, ja wir alle insgeſammt haben die Mahnung wohl verdient; die Ehre und Treue die Liebe aller zu allen die deutſche Gemeinſchaft und Brüderlichkeit der Herzen war faſt ausgeſtorben; jeder wollte

beſtehen für ſich, jeder wollte herrſchen für ſich, und ſo geſchah uns, was ein alter Römer von den griechiſchen Völkerſchaften ſagte: da alle nach der Herrſchaft Griechenlands ſtrebten, haben alle die Herrſchaft über ihr Vaterland verloren. Jetzt hat Gott, der unſern Namen nicht vergehen laſſen will, uns durch Schrecken und Freuden auf eine wunderſame Weiſe geweckt; jetzt können wir in dem Gefühl gemeinſamer Rächung unerträglichen Uebermuths und unbeſchreiblicher Gräuel der Fremden wieder beleben, was faſt erſtorben war; jetzt können wir einen Bund der Kraft Gerechtigkeit und Eintracht knüpfen, wir alle, ſo viele unſer in deutſcher Zunge ſprechen, welchen die galliſche Hinterliſt künftig vergebens zu zertrennen ſtreben mag. O Deutſche, nehmet euch den großen römiſchen Grundſatz, daß ihr nie einen unglücklichen und ſchimpflichen Frieden machen wollet, daß ihr nie eures Landes und eurer Menſchen den Feinden hingeben wollet, daß ihr aus jedem Kriege größer und gefürchteter hervorgehen wollet. Aber darin ſeyd den Römern ungleich, daß ihr dieſe Größe nicht als eine äußerliche Größe meinet: ſie wollten nie einen Frieden ſchließen, ohne Land zu gewinnen. Ihr, ſetzt ihr eure Größe in Gerechtigkeit und Mäßigkeit. Denn auch die Römer, ſo groß ſie waren, ſind untergegangen und zuletzt der Spott der Welt geworden, weil ſie dieſe nicht ehren wollten. Sprechet den großen Grundſatz aus und lehret ihn euren Kindern und Kindeskindern als das heiligſte Gebot eurer Größe und Sicherheit: daß ihr nie fremde Völker erobern wollet, daß ihr aber auch nimmer leiden wollet, daß man euch nur Ein Dorf von euren Gränzen abreiße. Wer zu viel Fremdes begehrt, der ſtirbt an Uebermuth; wer ſich das Eigene ungeſtraft rauben läßt, der ſtirbt an Entehrung. Beide Tode ſind ſicher und

ſchmerzlich, doch ſcheint die erſte Art des Verderbens ehrenvoller zu ſeyn.

Ich habe in Anſpielungen geſprochen. Deutſches Volk, zahlreichſtes und ſtreitbarſtes und, wenn du einträchtig ſeyn willſt, auch gewaltigſtes und mächtigſtes Volk in Weſteuropa, ſchlage die Rollen der drei letzten Jahrhunderte auf, frage nach der Entwickelung der Begebenheiten, frage nach dem Gange der großen Revolutionen, forſche nach den Kriegen und Friedensſchlüſſen — und erröthe und, wenn du kannſt, zürne, daß in ſo langer Zeit faſt kein Friede geſchloſſen iſt, wobei du nicht von deiner Ehre und Herrlichkeit verloren hätteſt. Wer immer den Demüthigen und Unterwürfigen macht, wer immer nachgiebt und abtritt, der wird zuletzt unterdrückt und verachtet, und zwar mit Recht; dem, wie ſtark er auch ſey, achtet ſich endlich der Schwächſte gleich, und ſpricht ihm Hohn und darf ihm wohl Hohn ſprechen. Dahin — o unſers Unglücks! — dahin wollte es kommen, daß die Deutſchen, dieſes große und kriegeriſche Volk, faſt von der Welt getrennt wurden, daß man ihnen alle nächſte und leichteſte Gemeinſchaft mit den Völkern ſperrte. Haben wir es nicht zwei Jahrhunderte gelitten, daß die Holländer, einſt eine Landſchaft von uns und die mit Deutſchland immer hätten verbunden bleiben ſollen, unſern Rhein bezolleten und wie ihnen gefiel belaſteten? Haben die Dänen, ein kleines ſchwaches Volk, die ohne die Landſchaften, die ſie von unſerm Reiche zu Lehen tragen, faſt wenig ſeyn würden, ſie, die wir in den Jahren 1658 und 1660 vom Untergange retteten, ſich nicht mehr als einmal angemaaßt unſre Elbe zu beherrſchen, unſre Reichsſtädte willkürlich zu beſetzen und zu berauben, ja jüngſt ſie auf die auf die bübiſcheſte Weiſe den Fremden zur Schändung und Plünderung zu überliefern? Dahin hätten wir kommen können durch

unſre Gleichgültigkeit gegen das gemeinſame Vaterland, durch unſre immer aufſchreiende aber nie handelnde und ſtrafende Geduld, daß keine unſrer Küſten uns gehört hätte, daß wir aus unſern Strömen kein Schiff hätten ins Meer laſſen dürfen, ohne die Erlaubniß erſt von den Fremden zu erkaufen. Und von welchen Fremden? von ſolchen, die einſt unſre Unterthanen und Vaſallen waren und es wieder werden müſſen, wenn ſie gegen die mächtigeren nicht wenigſtens gerecht ſeyn wollen. Das haben wir verdient, weil wir es gelitten haben; wir verdienen es, weil wir es leiden. Wer ſich zum Klotz macht, der wird von jedem Beil behauen, wer ſich aber als Amboß hinwirft, von dem ſcheuet man die Scharten. Bevormündet von den Völkern, als Unmündige behandelt worden ſind wir lange und werden es bis dieſen Tag; ſo daß es bis jetzt ſchwer war zu ſagen, ob unſre Dummheit größer war als unſre Unwiſſenheit: denn ſo weit waren wir ausgeartet, daß wir die wenigen einfachen Punkte nicht mehr kannten, worauf bei den Ländern und Völkern die Herrſchaft beruhet, daß wir ſie bei unſerm eigenen Vaterlande nicht mehr kannten. Deswegen gaben wir das Große leicht hin und zankten uns um das Kleine, als wäre es groß geweſen; bis der große Schiedsrichter und Schlichter aller Streite dazwiſchen trat und mit dem plumpen Degen alles ausglich. Wenn dieſer uns nicht weiſer gemacht hat, wenn wir das Vaterland und ſeine Ehre und Herrlichkeit hinfort nicht über alles ſtellen wollen, ſo werden Siege nur den Augenblick befreien und das alte Unglück wird bald wieder an unſre Thore klopfen.

Ich ſchweige. Wer Ehre und Stolz fühlt, bedarf keiner weiteren Worte; Thoren werden durch Worte nicht weiſer und ſchlaffe Seelen werden durch Vermahnungen nicht ſtärker. Aber ihr Wackeren und Redlichen kämpfet arbeitet

und denket, damit des Vaterlandes lange Uebel und Schäden einmal gebeſſert werden.

Die deutſche Treue kömmt und hat ihre Schweſter die Liebe an der Hand. Sie iſt grau geworden vor Gram und ſtumm vor Schweigen; denn ſie hat lange Jahre in einſamer Trauer verlebt, weil das Volk ſie ausgeſtoßen hatte und ſie, wenn ſie ja einmal in ſeinen Verſammlungen erſcheinen wollte, nicht anders anſah und behandelte als eine Landläuferin. Ihre Augen ſind trübe vom Weinen, ihre Geſtalt iſt abgezehrt, ihr Schritt iſt ſchwach und wankend; ſie iſt nicht mehr die alte fröhliche und ſtolze Kriegerin, die in die Poſaune blies und rief: Hie Deutſchland! und Sieg! ſie iſt nicht mehr die waidliche und muthige Geſellin, die bei den Feſten des Friedens den Reigen führte und ſich rühmte, die Sonne ſehe kein glücklicheres freieres und redlicheres Volk als ihre Deutſchen. Es ging ihr, wie es einem Greiſe geht, der das Ziel des gewöhnlichen Menſchenlebens überlebt hat; ſie war wie eine Greiſin geworden, deren Jugendgeſchlecht hingeſtorben iſt und die von den Jetztlebenden nicht erkannt wird. Sie war eine Einſame und kaum war noch auf der Erde ihr Bleiben. In den Sälen der Großen und Reichen fand ſie fremden Tand und Prunk und hörte wälſche Thorheit und Leichtfertigkeit in wälſchen Tönen nachlallen, die ihr von jeher abſcheulich gedäucht hatten; ſie war dort ſo fremd geworden, daß ſie auch niemand erkannte, ſondern daß man ſie als eine plumpe und unverſchämte Streunerin die Stiegen hinabſtieß. Aus den Schulen und von den Kathedern ward ſie von Geſchwätz und Unſinn und Aufgeblaſenheit und Dummheit verjagt, und rief bei der Flucht: o meine Germanen, die keine Schrift leſen konnten als die des geſtirnten Himmels und was Gott mit brennenden Buchſtaben

allleſerlich in die Herzen geſchrieben, die keine Eide kannten als den Handſchlag, ſähet ihr dieſe! In den Gerichtsſtuben gaukelte Aberwitz und Uebergelehrſamkeit und das Recht ward dunkel, weil man es mit zu vielen Lichtern umſtellte. Allenthalben, auf den Jahrmärkten und in den Häuſern, wurden Lug und Trug Wolluſt und Geitz Faulheit und Weichlichkeit, ihre älteſten Feinde, neben ſie ja über ſie geſetzt. So mußte ſie von den Menſchen mit ihrem Jammer wieder in ihre Einſamkeit fliehen und wäre lange vor Gram geſtorben und zu ihrem Himmel zurückgegangen, wäre ihr nicht zuweilen im ſtillen Walde eine fröhliche Unſchuld begegnet und hätte ſie ins Leben zurückgelächelt, hätte ihr nicht aus der Morgen- und Abenddämmerung aus den Hütten der Armen manches fromme Lied entgegengeklungen, wozwiſchen der Haushahn die Glocke der Zeit krähete. Sie wohnte noch mit den Unſchuldigen und Armen und darum konnte ſie die Erde nicht verlaſſen. Aber vor langem Gram und tiefem Herzeleid kann ſie nicht ſprechen: ſie winkt nur, und ich deute ihre Winke.

Sie würde ſagen und klagen, ja ſie würde ſchelten zwiſchen Thränen und Zorn: Wie, ihr deutſchen Fürſten und Völker? das könnet ihr? das wollet ihr? eure Brüder wollt ihr ſo leichtſinnig und herzlos verlaſſen als den Raub eines fremden Volkes und fremder Sprache Sitten und Geſetze, die ihnen ſonſt die verhaßteſten waren? ihr wollt dieſe kräftigen tapfern freiheitliebenden Männer zu Franzoſen werden laſſen? ihre Kinder und Enkel — denn auch das Heiligſte vergißt und verlöſcht ſich endlich — ſollen von euch, vom deutſchen Namen von deutſcher Freiheit und Ehre nicht mehr wiſſen? ihre ſtarken Arme ſollen für diejenigen kämpfen, die ihren Vorfahren ein Haß waren? ihre ſtarken Arme, endlich franzöſiſche Arme, ihre ſtarken Herzen, endlich franzö-

ſiſche Herzen, ſollen für die Franzoſen gegen euch ſtreiten und euch unterdrücken und unterjochen helfen? — denn wenn den Franzoſen die Macht bleibt, werden ſie die Verſuche eurer Unterjochung nie aufgeben und ſie wird ihnen durch die That zuletzt gelingen — die unter römiſcher Tyrannei germaniſch blieben, weil ihre Herzen das Fremde verabſcheueten, die ſollen endlich beinahe 2000 Jahre nach Julius Cäſar doch eine Art Römlinge, ſie ſollen Franzoſen werden? die Enkel der Trevirer Nervier Aduatiker Eburonen Sigambern und Franken ſollen Knechte der Fremden werden, ſollen die Freiheit als einen fernen Klang der Vorzeit nur mit den Ohren kennen, nicht mehr mit den Herzen? — denn wo Franzoſen gebieten, mag keine Freiheit wohnen. — Das wollet ihr dulden, daß dieſen widerfahre? dieſem Lande? dieſem Volke? und welchen Männern? und wie nahe verwandten Männern? oder kennet ihr dieſe nicht? wiſſet ihr nicht, wie ſehr ſie eure Brüder ſind? o fragt euch, die um Roſtock und Stettin, die um Danzig und Königsberg, die um Hamburg und Hannover wohnen, fragt euch, Pommern Preußen Märker Holſteiner Braunſchweiger ja ihr fernen Siebenbürger, fragt euch, ob eure Vorfahren nicht weiland von hier und von Weſtfalen auszogen und die verödeten Sitze der Wenden bevölkerten und Städte und Dörfer baueten und die Freiheit baueten? fragt euch, ob was ihr von deutſchen Tugenden habt und daß ihr die Freiheit liebt und für ſie ſterben könnet, ob das euch nicht alles von hier kam? und dieſes Land und dieſes Volk, dieſe eure Blutsfreunde wollet ihr ſo leichtſinnig ins Verderben fallen laſſen? — Und die Enkel der Bataver und Frieſen, dieſes edle und große Volk, das unter dem Panier der Freiheit und der Naſſaue ein Jahrhundert für die Selbſtſtändigkeit Europas geſtritten hat, das Helden und Geſetzgeber und Er=

finder und Künſtler gehabt hat, deren Völker mangelten, die zwanzigmal mehr Umfang haben, als ſie, auch die Holländer wollet ihr in der Knechtſchaft laſſen, auch dieſe ſollen endlich franzöſiſchen Tand lieben und den ſtolzen Ernſt ihrer Väter vergeſſen lernen? das ſoll der Dank ſeyn, daß ſie euren Rhein und eure Schelde ja eure Donau ſo oft mit ihrem Blute für euch gefärbt haben, daß die Wellen der atlantiſchen See ja die Wellen des Siciliſchen Meeres für euch von ihnen geröthet ſind? — Und wenn dieſe euch fremd dünken, ſo blicket auf die Nächſten — aber ich ſage euch, auch die Nächſten mögen nicht frei ſeyn, wenn dieſe nicht befreiet werden — blicket auf die, welche zwiſchen dem Rhein und der Moſel und Saar wohnen, welche die Ufer der Roer und Maas beweiden, und erröthet, wenn ihr nicht hoffet, daß ſie wieder Deutſchlands Kinder werden ſollen, ja wenn ihr nicht vor Gott und der Welt gelobet, daß ihr ſie wiedergewinnen wollet. Werfet eure Augen auf dieſe Ströme und Länder, o wendet auch eure Herzen dahin! was ſehet ihr? was fühlet ihr? ihr ſehet das Land, das euch an die herrlichſten Arbeiten und Kämpfe eurer Väter mahnet, ihr ſehet die Urſprünge und Anfänge eures Volkes, die älteſten und heiligſten Erinnerungen des Reichs der Deutſchen, die Wiege eurer Bildung, die Städte, wo eure Kaiſer gewählt gekrönt und geſalbt wurden, die Grüfte, wo eure Kaiſer eure Erzkanzler eure Erzbiſchöfe ſchlafen, die Denkmähler eures Ruhms und eurer Größe, wohin ihr blikket wohin ihr tretet — und ihr könntet den Gedanken ertragen, daß dieſes Aelteſte dieſes Ehrwürdigſte dieſes Deutſcheſte franzöſiſch werden ſollte? wahrlich mit dem Gedanken ertragt ihr auch die franzöſiſche Sklaverei. Aachen Straßburg Mainz Cöln Trier Lüttich Speyer Worms, den deutſchen Königsſtuhl bei Renſe, die Schlachtfelder, wo ihr ſo

oft gegen die Franzoſen für die Freiheit ſiegreich waret, das tapfere lebendige und geiſtreiche deutſche Geſchlecht, das dieſe geſegneten Lande bewohnt, dieſes ächteſte älteſte Kleinod eures Namens — alles dieſes könntet ihr den Fremden laſſen? Jene Denkmäler, welche eure ehrwürdigen und frommen Väter in Cöln und Antwerpen in Straßburg und Amſterdam dem Ewigen erbaut haben, das Gedächtniß eurer grauen Heldenzeit und ſo viele andere Heiligthümer eurer Art und Kunſt wolltet ihr denen laſſen, deren Blicke nie nach oben gehen und welchen dieſe Herrlichkeiten nichts Ewiges verkündigen? — O nein! nein! das wollet ihr nicht, das könnet ihr nicht wollen. Wahrlich die Gebeine eurer Väter würden ſich in ihren Gräbern umkehren und wehe! wehe! rufen über euch und über das Vaterland, das ihr verlaſſet; die Gebeine aller der Erſchlagenen würden ſich umkehren, die in früheren Schlachten an dieſen Geſtaden auf dieſen Gefilden gefallen ſind, damit der Rhein und ſeine ſchönen Lande deutſch blieben und deutſch ſprächen; alle die Millionen Deutſche, die lange zu ihren Vätern gegangen ſind, würden Geſpenſter werden für euch; alle, die durch franzöſiſches Eiſen hier fielen oder durch franzöſiſche Gräuel und Mishandlungen umkamen, als Ludwig der Vierzehnte und Louvois ihre Mordbrenner ausſchickten und die rheiniſchen Lande verwüſteten, Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelten, in Speyer die Gräber eurer herrlichſten Kaiſer aufwühlten und in Heidelberg die Aſchen der alten Pfalzgrafen in die Winde ſtreueten, als die franzöſiſchen Wilden der Jahre 1790 und 1800 hier ſtürmten und unter den ſüßen und ſchmeichleriſchen Klängen von Freiheit Gleichheit und Glückſeligkeit der Welt Trug und Verrath Raub und Mord in die deutſchen Lande brachten — alle dieſe, alle die Geiſter der beſten Deutſchen würden Geſpen-

ſter werden und euch ängſtigen und verfluchen und alles Glück plötzlich wieder von euch nehmen, was Gott euch ſo wunderbar gegeben hat.

So würde die deutſche Treue ſprechen, ſo ungefähr würde ſie ſprechen, aber in weit kräftigeren herzigeren und einfältigeren Weiſen und Worten; ſie würde euch die deutſche Liebe und Ehre und gegenwärtiges und künftiges Glück oder Unglück ſo ans Herz legen, daß ihr eure Brüder, die Kinder eures Vaterlandes, nimmermehr in der Gewalt der Fremden laſſen ſondern auf Tod und Leben um ſie ſtreiten müßtet, bis ihr ſie euch und der Freiheit wiedergewönnet. Sie würde euch viel mehr und viel beſſer lehren und vermahnen und euch Gott und die Pflicht und die Ehre eures Namens und das Beiſpiel euerer Geſchichte ſo hinſtellen, daß ihr das Rechte und Nothwendige thun müßtet. Weil ich das aber mit ihrer Einfalt und Innigkeit nicht zu ſagen und darzuſtellen vermag, ſo will ich in ihrem Namen noch ein Wort zu eurem Verſtande ſprechen und verſuchen, ob der Kopf begreifen will, was nicht jeder zum Herzen reden darf.

Die Politik hat oben ſattſam bewieſen, daß, wenn die Franzoſen den Rheinſtrom und die jenſeitigen Lande behalten, Deutſchland der Gefahr ja der Gewißheit der Unterjochung nicht entgehen kann. Napoleon kann ſterben, alle ſeine Marſchälle und Räthe können begraben ſeyn, ein ganz anderes Geſchlecht kann aus dem Pallaſt der Tuilerien Befehle ausgehen laſſen — bleibt der Rhein franzöſiſch, ſo liegt Deutſchland Frankreich immer offen, ſo iſt Deutſchland von Frankreich abhängig, ſo wird der größte Theil Deutſchlands den Franzoſen bald wieder unterworfen ſeyn; das, worüber wir jetzt geklagt und geflucht haben, wird ſich unter andern Geſtalten bald wiederholen; was uns in dieſen

funfzehen Jahren*) noch ein Abſcheu und Gräuel däuchte, würde unſern Kindern und Enkeln durch Uebung und Gewohnheit leidlicher werden; die Peſt, die jetzt noch vertilgt werden könnte, würde unvertilglich ins Blut gedrungen ſeyn: wir würden wirklich unterjocht ſeyn, wann Herz und Meinung erſt unterjocht wären. Ich habe bisher am meiſten von den Gefahren geſprochen, die in der äußeren Lage, der Macht und Uebergewalt der Franzoſen gegen uns drohen. Dieſe Gefahren ſind nicht die fürchterlichſten: ſie können durch Glück durch Tapferkeit durch ein einzelnes großes Heldengemüth, das in Zeit der Noth erweckt wird, abgewendet werden. Ich will jetzt von den ſtillen Gefahren ſprechen, die da leiſe kommen, wie Waſſer, welche lange verborgen unter Bergen hinfließen und ihre Feſten aushölen, bis endlich die ſtolzen Gipfel in die naſſe Tiefe nachſtürzen: von den Gefahren, die das herbeiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit erſchlaffen und alle Keime ausrotten, woraus germaniſche Helden, Retter der Zukunft geboren werden können.

Dieſe leiſen Gefahren ſind keine anderen, als die allmälige Auslöſchung und Ausrottung deutſcher Art und Eigenthümlichkeit. Wir waren in den letzten Jahrhunderten von Jahr zu Jahr immer mehr erſchlafft verweichlicht entartet; die Geſchichte unſerer großen und ehrwürdigen Altvordern war keine lebendige und begeiſternde Erinnerung mehr für uns; deutſches Land deutſches Volk deutſche Freiheit deutſche Ehre waren kaum noch Klänge; die ſonſt ſo heiligen Wahne von Kaiſer und Reich und von ihrer Macht

*) 1797 und 1798 kam mit Mainz und Ehrenbreitſtein der Rhein ganz in Frankreichs Gewalt.

Herrlichkeit und Majeſtät waren zerflogen — alles war vergangen vergeſſen ja faſt todt. Wir waren nicht mehr den früheren Menſchen vergleichlich, wir waren ſchlechter geworden als unſere Väter; aber wir waren noch deutſche Menſchen, wir hatten noch Vieles übrig, woraus wieder ſtattliche und feſte deutſche Männer, woraus wieder ein großes und gefürchtetes deutſches Volk hervorgehen konnte, wenn ein belebender Odem des Geiſtes über die Welt wehete und die ſtarre und faule Maſſe anblies. Bleiben aber die Franzoſen Herren am Rhein, bleiben Strasburg Mainz Cöln Amſterdam Aachen franzöſiſche Städte, mit franzöſiſchen Beſatzungen Akademien Theatern, ſo brauche ich kein Prophet zu ſeyn um zu weiſſagen, welche Menſchen die Deutſchen an dem dieſſeitigen Ufer nach hundert ja nach funfzig Jahren ſchon ſeyn werden, auch wenn das Undenkbare geſchähe, daß die Franzoſen bei ihrer Uebermacht ſie in ſo langer Zeit nicht mit ungerechten Waffen anfielen und zu bezwingen ſuchten. Ich erkläre mich kurz über dieſe leiſen Gefahren, die mitten im Frieden, ja eben in den friedlichſten und freundlichſten Verhältniſſen am verderblichſten wirken werden.

Wenn die Franzoſen am Rhein herrſchen, ſo herrſchen ſie in dem Kern unſers Volkes, ſie greifen uns in unſerm innigſten und eigenſten Leben an, ſie zerſtören uns in den Keimen unſers Weſens. Deutſchland könnte durch eine Gunſt der Umſtände, die ſich freilich nicht erwarten aber doch denken läßt, in ſeinem Oſten vielleicht noch eine Zeitlang mächtig ſeyn, ſelbſt wenn die Franzoſen das von uns geraubte Gebiet behielten; als ein deutſches Volk wird es gewiß nicht lange mächtig ſeyn, es wird überhaupt nicht lange ein deutſches Volk bleiben, wenn den Franzoſen am Rhein die Herrſchaft bleibt. Der Rhein und ſeine umliegenden Lande und die nächſt liegenden Lande von Schwaben Fran-

ken Heſſen Weſtfalen und Braunſchweig ſind der Kern und das Herz des deutſchen Volkes, woraus ſein rechtes Lebensblut und ſeine lebendigſten Lebensgeiſter in alle Adern ja in die äußerſten Glieder ſeines Leibes ausgegoſſen worden; dort, wenn ſie nicht überhaupt ein Traum iſt, lebt die rechte Deutſchheit; von da fließt ſie wie der zarte und geheime Lebensäther des Ganzen mit allen ihren unſichtbaren und kaum vernehmlichen Geiſtern bis zur Leitha und Eider ja bis zur Memel und Theiße zu den verwandten Brüdern aus. Auch anderswo iſt Deutſchland, es iſt in Flensburg und Königsberg in Breslau und Stralſund; aber es iſt dort nicht ſo deutſch als hier im Süden. Dies läßt ſich hiſtoriſch herleiten, dies läßt ſich aus unſern Sitten und Weiſen und aus unſerer Kunſt und Literatur deuten, wie weit das innigſte Leben eines Volkes und ſeine eigenthümlichſte Art gezeigt und gedeutet werden kann. Hier an beiden Ufern des Rheins in den eben bezeichneten Landen hat ſich das Germaniſche mitten in allen Stürmen der Jahrhunderte in allen Umkehrungen und Wechſeln der Völker immer zuſammengedrängt erhalten, ja es iſt grade durch die Stürme und Wechſel derſelben feſter zuſammengedrängt worden: ich mögte ſagen, es iſt dichter und gediegener geworden durch ſie. Nach der großen Völkerfluth, die in dem fünften und ſechſten Jahrhunderte unſrer Zeitrechnung gegen Weſten und Süden brauſete und gewöhnlich die Völkerwandrung genannt wird, ward der Oſten und Norden Germaniens von ſeinen ſüdlich ziehenden Bewohnern faſt ausgeleert und fremde ſlaviſche Stämme rückten bis an den Inn den Fichtelberg die Elbe und die Saale in die ſehr entvölkerten und unvertheidigten Lande ein und ſaßen mehrere Jahrhunderte daſelbſt. Endlich nach langen und ſchweren Kriegen wurden ſie von den Deutſchen theils weiter gegen Oſten gedrängt theils bezwun-

gen oder vertilgt. In dieſe nun wieder leeren Lande der Wenden und Slaven, einſt die Sitze der Angeln Semnonen Variner Longobarden Rugier Heruler Gothen Quaden und Markomannen, rückten vom Süden deutſche Kolonien ein, oder über ſie ſetzten ſich doch deutſche Herren, baueten Schlöſſer Feſten und Städte und ſuchten das Volk nach und nach zu germaniſiren. In den meiſten dieſer Länder hat das Deutſche durch die Zeit und die Herrſchaft auch durch die Ueberlegenheit an Bildung obgeſiegt und das meiſte Slaviſche in ſich hinein verſchlungen; doch ſind immer noch viele Spuren des Nichtgermaniſchen dort übrig, die man an manchen Zeichen und Erſcheinungen nachweiſen kann. Dieſe Behauptung wird um ſo unverdächtiger erſcheinen, da der Behaupter in einem Lande geboren iſt, das vielleicht vom fünften und ſechſten Jahrhundert bis zum Ausgange des zwölften faſt ganz ſlaviſch war. Im Süden von Deutſchland hingegen in den angegebenen Gränzen iſt das Germaniſche reiner und ungemiſchter geblieben und dahin muß man wallfahrten, wenn man das ächte Deutſche ſehen will, da muß man die reinen und germaniſchen Geiſter ſuchen: jene fröhliche Gutmüthigkeit und Frömmigkeit, jene kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenen feurigen Stolz auf Wahrheit und Freiheit, jene feinherzige und freimüthige Geradheit und Derbheit, jenes unbeſchreibliche Eigenthümliche in Leben Sprache und Sitten, endlich ſelbſt jenen Schlag der Leiber, jenen Bau der Schenkel und Brüſte, jenen Wurf des Haars, jenen Blick der Augen, kurz jene ganze Art und Weiſe, jenes Anſchauliche aber nicht Beſchreibliche, was ein eigenes Volk bezeichnet. In Schleſien Preußen Kurland Mecklenburg findeſt du viele Menſchen, welche deutſch ſprechen, bei welchen du aber denken könnteſt, daß ſie einem andern Volke angehören, hier in dem alten Urlande Germa-

niens kommen dir die deutſchſprechenden Menſchen auch durchaus als Deutſche vor. Nur wer dies hier Geſagte einigermaßen mit dem Herzen anerkannt und gefühlt hat, verſteht mich. Schwaben und Weſtfalen und die rheiniſchen Lande muß derjenige beſuchen, der die Schlüſſel zu der Geſchichte des deutſchen Volks und die Auflöſung ſeiner Bildung und Entwickelung finden will; da iſt auch bis dieſen Tag, bis auf die letzten unſeligen Jahre, die alles Alte vertilgen wollten, in Sitten Gebräuchen Leben und Verfaſſungen das Meiſte übrig geweſen, wodurch ſich in die längſt verfloſſenen Jahrhnnderte zurückſteigen und an deſſen ariadniſchen Faden ſich durch das dunkle und verworrene Labyrinth der deutſchen Geſchichte bis zum Lichte hintappen ließ. Von da ſind unzeigbar und unſcheinbar die zarten und geheimen Geiſter des deutſchen Weſens in alle Lande ausgefloſſen; aus dieſem verborgenen Feuermeere ſind die Funken ausgeſprühet, die bis zur Oſtſee und bis zu den Polen und Ungarn hin das lebendig erhielten, was deutſch genannt werden durfte.

Ich will hier den lächerlichen und durch die Abſichten, womit er von einigen geführt worden iſt, zum Theil ſchändlichen Streit der Eitelkeit über die Vorzüge der Norddeutſchen oder Süddeutſchen nicht wieder erneuen. Was Ariſtoteles und Platon ſchon geſagt haben, daß der Süden mehr Feuer und Geiſt der Norden mehr Feſtigkeit und Leib habe, mag wahr ſeyn oder nicht wahr — lebendiger feuriger und beweglicher muß der Süden immer erſcheinen als der Norden. Ich will hier auch nicht aufrechnen, welche herrliche Genien in Kunſt und Wiſſenſchaft unſer Süden dem deutſchen Stamm gegeben hat — ich würde etwas Ueberflüſſiges thun — ich bekenne nur im Allgemeinen, daß der Geiſt nicht ſo ſehr an beſtimmte Erde als an beſtimmte Völker gebunden iſt. Die germaniſchen Geiſter erſtarren in

den kälteſten Regionen nicht. Denen, welche von der Wuth des ſüddeutſchen Patriotismus befallen ſind, ſage ich nur, daß Snorro Sturleſon ein Isländer war; daß der große Bildhauer Thorwaldſen ein Isländer iſt; daß Tycho Brahe Linné Sergel Bellmann Guſtav Adolf Torſtenſohn Karl der Zwölfte in Schweden, daß Baco Shakeſpeare Newton in England geboren waren; daß Preußen ſich ſeines Kopernikus Kants und Herders rühmt; daß Leibnitz ein Leipziger, Händel ein Hallenſer, Herſchel ein Hannoveraner, Friedrich der Zweite und Ziethen Märker, daß Schwerin Winterfeld Scheele Pommern waren. Aber das iſt wahr, daß eine gewiſſe Lebendigkeit ein gewiſſes erfriſchendes Leben ein gewiſſer geiſtiger Athem, den ich reingermaniſche Luft nennen mögte, dem deutſchen Norden aus ſeinem Südweſten kommen muß und immer gekommen iſt. Wie der Norden dies leiſe und unſichtbar empfangen hat, ſo iſt von dem Norden ein anderer geiſtiger Lebenshauch wieder zu dem Süden hinauf gefloſſen, und ſo hat das Ganze, was man ſonſt deutſches Reich und deutſches Volk nannte, ſich wechſelſeitig angezogen gereitzt durchſtrömt und durchdrungen, ohne daß man dieſe große Wechſelwirkung grade in dem Einzelnen immer zeigen könnte: denn alles, was unmittelbares Leben und Wirken iſt, kann den Augen freilich nicht gezeigt werden. Ich ſetze den Norddeutſchen nicht herab in Vergleichung mit dem Süddeutſchen, jeder hat ſeine Eigenthümlichkeit, jeder hat ſeine Tugenden und Mängel, und nur durch den freien Austauſch des Deutſchen von dem Niemen bis zur Schelde und von der Eider bis zum adriatiſchen Meere konnte das Ganze ſo beſtehen, daß den übrigen Völkern erſchiene, was ſie als eigenthümliche deutſche Art und Schöpfung achten mußten. Was der Preuße und Pommer Herziges Treues Tapferes und Gaſtliches hat, was des Schle-

ſters Beweglichkeit und Fleiß, des Märkers Ernſt und Treue, des Holſteiners Beharrlichkeit und Redlichkeit iſt ſchaffet und bildet — das ging in unſichtbaren Strömungen des Geiſtes auch bis zum Neckar und zur Moſel, das half dort auch das deutſche Vaterland erbauen und erhalten: alſo daß bei dieſem Gedanken jeder Deutſche glauben muß, daß, was jeder Einzelne Treffliches und Tüchtiges hatte, zu allen Deutſchen überging und allen gehörte.

Doch komme ich wieder auf meine vorige Behauptung zurück, welche durch die ganze lange Geſchichte des Vaterlandes beſtätigt wird, daß die rheiniſchen Lande und Schwaben und Weſtfalen der Kern und das Mark des deutſchen Volkes ſind, daß von daher alles beſte und ächteſte Deutſche ausgegangen iſt, und daß dahin ewig zurückfließen und von da wieder ausſtrömen muß, was in Sitte Verfaſſung Wiſſenſchaft und Kunſt den rechten deutſchen Stempel tragen ſoll. Auch am Niemen an der Oder und der Drau iſt Deutſchland, aber hier iſt das urſprüngliche Deutſchland, weiland der Mittelpunkt und die Stärke des Reichs, immer noch der Mittelpunkt deutſchen Lebens und deutſcher Sitte; hier iſt von deutſcher Art Sprache und Geſchichte ein unerſchöpflicher Schatz niedergelegt, wovon die fernſten deutſchen Brüder zu holen kommen und welcher doch nie ausgeleert werden kann. Wenn nun das Unglück bleibt, daß die Franzoſen den Rheinſtrom behalten, ſo wird das Deutſche in ſeinen Keimen vergiftet und erſtickt: Deutſchland kann ſeinen Namen noch Jahrhunderte behalten, aber Deutſchland iſt dann bald nicht mehr. Im Beſitz des Rheins und der jenſeitigen Rheinlande haben die Franzoſen das Uebergewicht der Macht und der Waffen, welches auch die dieſſeitigen Lande mit unwiderſtehlicher Ziehkraft unter ſich zwingt. Ein politiſches Uebergewicht und eine politiſche Ziehkraft ſind nie

einzeln, ſie wirken auf Leben Sitte Verfaſſung Kunſt, ſie wirken nothwendig auf alles. Wir wiſſen, mit welcher planmäßigen Grauſamkeit und Gewalt Napoleon und die Franzoſen die letzten zehen Jahre gearbeitet haben deutſche Sitte und Sprache ja jede Liebe und Erinnerung des Alten jenſeits des Rheins auszurotten. Wenn ihnen der Rhein bleibt, ſo wird ihnen in wenigen Jahrzehenden davon das Meiſte gelingen und franzöſiſche Sitte und Sprache werden nicht nur zunächſt am Rhein, ſondern zwanzig und dreißig ja funfzig Meilen vom dieſſeitigen Ufer immer allgemeiner und herrſchender werden; das Deutſche wird ſich erſt verleben dann auflöſen zuletzt verfliegen; alles Volk bis an den Lech den Fichtelberg und die Elbe, ohne Haltung und lebendige Erfriſchung und Begeiſterung aus ihm ſelbſt heraus, wird endlich ein Volk jämmerlicher und äffiſcher Halbfranzoſeu werden. Dann wird das Deutſche wirklich geſtorben ſeyn, unrettbar und unwiederbringlich für alle Zeiten vergangen, und auch der äußerſte Oſten und Norden Germaniens, an Wurzeln und Stamm verletzt und angefreſſen, wird das Verderben fühlen und endlich in karakterloſer und ſeelenloſer Nichtigkeit vergehen und in dem Fremden verfließen.

Dies war mein Deutſchland, dies wollte ich zeigen, wenigſtens andeuten, damit geholfen und erhalten würde, weil noch geholfen und erhalten werden kann. Dies habe ich geliebt und für dieſes habe ich gelebt, dies war mir das Größte und Heiligſte, dies war mein deutſches Volk und meine deutſche Freiheit und Ehre; hiefür ſprach ich, nicht für Waffenruhm und Herrſcherglanz und allen den klingenden Pomp und ſchimmernden Prunk von Namen, die ohne Freude und Leben ein Nichts ſind. Rom war groß, es war das unſterbliche und göttliche Rom, als es ſeine Furier Decier und Fabricier hatte, als innerhalb den Alpen

und dem Mittelmeer ſeine Gränzen und ſeine Tugenden noch beſchloſſen waren; Rom war klein, es war das nichtige das ſchändliche Rom, als es die Welt erobert hatte, als an der Themſe und am Nil am Euphrat und am Tajo die Adler ſeiner Imperatoren glänzten. — Dieſes Deutſchland wollen wir erhalten, für dieſes Deutſchland ſtreiten wir und bitten Gott und die Menſchen, daß ſie es nicht untergehen laſſen — für dieſes durch Sitten Geſetze und Tugenden ehrwürdige, durch Künſte Wiſſenſchaften und Erfindungen berühmte, durch ſtillen Fleiß und frommen Sinn die Welt beſeelende und erhaltende Deutſchland, nicht für leere Namen hohle Klänge und eitlen Ruhm ſprechen bitten und ſtreiten wir. Hier iſt Deutſchland, hier iſt es, dies iſt es und dies muß es dem redlichen Deutſchen bleiben. Tauft das Land und Volk um, nennt es meinetwegen Sachſen oder Preußen oder Baiern oder Holland, nennt es Huronien und Tſchuwaſchien, ja nennt es wie ihr wollt — Namen und Schein iſt uns gleich, wenn That und Wirklichkeit nur bleibt. Aber laſſet ihr dieſes unſer eigentliches Deutſchland vergehen — es vergeht aber, wenn ihr den Wälſchen erlaubet, was ich ihnen nicht erlauben will — ſo mag alles Land bis an den Dnepr und Hellespont ja bis an den Ural und die Herkuliſche Meerenge Deutſchland heißen, meinetwegen auch deutſch ſprechen, wir können uns des Eitlen, der ſchimmernden Vergänglichkeit des Todten nicht mehr freuen, wir legen in die Weite und Dicke keinen Ruhm. Was wir Jahrhunderte ja Jahrtauſende beſeſſen haben, Gottesfurcht Gerechtigkeit Redlichkeit Tapferkeit Freiheit, was wir geſchaffen haben, Geſetz Sitte Wiſſenſchaft und Kunſt, das iſt unſer Vaterland unſer Deutſchland, das nennen wir unſer Vaterland unſer deutſches Vaterland und das wollen wir erhalten; dafür ziehen unſre Jünglinge jetzt ſo freudig in das Feld und

ſtreiten, wie ihre Väter die Cherusker und Marſen und Katten weiland ſtritten, und ſterben wie ſie.

Tief aber verachten wir jene dummen und ſchlechten Schwätzer, welche ohne Kenntniß der Geſchichte und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der ſich in der Geſchichte offenbart, uns Deutſchen beweiſen mögten, wir müſſen durchaus Schutt und Aſchen werden, worin andere Völker, damit ihnen ein ſchöneres Leben erblühe, ihren Samen ſtreuen. Was Gott in dem gewaltigen und geheimen Laufe der Zeiten will, iſt uns nicht verborgen, iſt uns keine Minute ein Geheimniß: wir ſollen unſere Liebe und unſer Leben, das wodurch wir Menſchen ſind, das wodurch wir den ehrwürdigen Namen eines Volks verdienen, bis in den Tod vertheidigen und jene leeren und eitlen Thoren nicht hören, die uns zu Schutt predigen mögten, weil ihre Seelen nichts als morſcher und fauler Schutt ſind. Jener Kosmopolitismus, den man uns anpreiſt, iſt nicht von Gott, ſondern von Tyrannen und Deſpoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen ja Miſthaufen der Knechtſchaft machen mögten, und welchen es daher gefällt, wenn man die Menge darauf hinweiſt, daß es für das Ganze wohlthätig ſeyn mögte, wenn dieſes oder jenes Volk ſich gutmüthig in Schutt verwandeln laſſen wollte. Das iſt das Zeichen eines elendigen und liebloſen Menſchen, wenn einer immer von dem Entfernten und Allgemeinen klingelt und für das Nahe und Einzelne nichts thut, wer ſein Weib ſeine Kinder und Nachbarn nicht mehr liebt als Fremde, den hält man mit Recht für einen ſchlechten Menſchen; wer ſein Nahes nicht liebt vertheidigt und feſthält, der hat nichts Nächſtes, der hat keinen Nächſten, ſein Mund iſt voll ſchöner Klänge und ſeine Lippen tönen Prunk, aber er iſt ein entnervter Wollüſtling oder ein ab=

gelebter Dummkopf. Unſer Haus unſre Kinder unſre Nachbarn unſer Land unſer Volk — die ſollen wir über alles lieben und vertheidigen, ſo lieben und vertheidigen wir auch die Länder und Völker am beſten. Verflucht aber ſey die Humanität und der Kosmopolitismus, womit ihr prahlet! jener allweltliche Judenſinn, den ihr uns preiſt als den höchſten Gipfel menſchlicher Bildung! O verzeihet meinem Ungeſtüm, ihr Kinder Abrahams! ihr, obgleich über die Welt zerſtreuet, ſeyd durch hartnäckige Liebe und Vertheidigung des Eurigen ein ehrwürdiges Volk. Mögten wir Deutſche euch darin gleichen! ſo werden unſre Kosmopoliten uns nicht zerſtreuen.

Wenn nun der Rhein und unſere abgeriſſenen Lande durch Gottes Hülfe wiedergewonnen und zum Deutſchen Reiche gefügt werden, ſo iſt es wünſchenswerth, daß am Rhein die mächtigſten deutſchen Fürſten gebieten, Oeſtreich und Preußen, zumal da das Elſaß die Niederlande und ſo viel Anderes habsburgiſches und burgundiſches Erbe iſt. Auch das dürfen wir hoffen, daß der Freiſtaat der Vereinigten Niederlande, dieſes tapfere gerechte und edle Volk, welchem Europa und Deutſchland ſo viel verdankt, mit dem Germaniſchen Staatskörper und mit Großbritannien in eine nähere feſtere Verbindung geſetzt werden wird, damit die Fremden künftig an der Leichtigkeit des Raubes verzweifeln. Was allen wohlthätig und heilſam iſt, was alle einſtimmiger und ſicherer macht, was die noch reingermaniſchen Stämme und Völkerſchaften in feſterer Liebe und Treue verbindet, das hat die Zeit, welche wir bisher mit Zittern unſer Zeitalter haben nennen müſſen, uns als Glück und als Weisheit der Zukunft gelehrt. Stellen wir aber ſchwache Fürſten und Gebiete an Frankreichs Gränzen hin, ſo werden Ränke und Furcht und Gewalt das eben bejam-

merte und verfluchte Elend nur zu bald wieder erneuen. Auch die Schweitzer, faſt alle deutſche Menſchen, mögten ſeit zwanzig Jahren wohl gelernt haben, daß es wohl räthlicher ſey ſich an germaniſche Gerechtigkeit zu lehnen. Sie haben erfahren, wie es ihnen vergolten iſt, daß ſie ſeit drei Jahrhunderten ſich und ihre Nachbarn immer Frankreich hingaben.

Noch lege ich hier einen Vorſchlag hin, den man immer einen politiſchen Traum nennen mag, deſſen Wirklichkeit aber Beſſeres ſchaffen würde, als Träume zu ſchaffen pflegen*).

Wir hatten einſt einen Orden deutſcher Herren, der durch große Thaten und Schöpfungen in zwei Jahrhunderten eine Weltwirkſamkeit bekam, die bis jetzt noch keinen würdigen Geſchichtſchreiber gefunden hat. Von dieſem Orden war bis auf die letzte alles zerſtörende Zeit immer noch ein ehrwürdiger Reſt im deutſchen Vaterlande übrig. Freilich jenes Zeitalter des Chriſtenthums und der Ritterlichkeit, worin die Herren vom Tempel von St. Johannes von Jeruſalem und die Deutſchherren der Jungfrau Maria entſtanden, kömmt nimmer ſo wieder als ſie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war, weil die Zeit und die Ströme nicht zurückfließen. Aber Ideen bleiben ewig, wenn die Art und die Zeit ſich auch verwandelt. Wir könnten wieder einen deutſchen Orden ſtiften mit jenen Ideen deutſcher Frömmigkeit Herrlichkeit und Ritterlichkeit, woraus jener frühere Orden im gelobten Lande erwuchs, aber ſeiner Art nach der Zeit und ihren Bedürfniſſen angemeſſener. Wie wäre es,

*) Solcher Traum mußte Traum bleiben, da ſeine Vorausſetzungen unerfüllt blieben!

wenn von den hohen Herrſchern dazu ein Theil der Lande um den Rhein die Moſel und die Saar angeſchlagen würde? Der Zweck dieſes Ordens wäre Belebung und Erhaltung der unſterblichen Ideen deutſcher Herrlichkeit Ehre und Wehrlichkeit. Damit dieſe großen Gedanken nie erſtarren und verfaulen könnten, würde damit eine erhabene und weite Erziehungsanſtalt verbunden, wohin die fürſtlichen und ritterlichen Geſchlechter ihre Söhne ſchicken könnten, damit ſie lernten, was gerecht tapfer frei edel und deutſch iſt, und damit ſie das in ſolcher Schule Empfangene in ihrem künftigen Wirkungskreiſe über alle Lande deutſchen Volkes ausbreiteten.

Dieſer deutſche Orden beſtünde aus Söhnen fürſtlicher und adelicher deutſcher Geſchlechter.

Sein Zweck wäre die Erhaltung und Pflanzung der Tugenden, wodurch deutſche Ritter und Männer einſt ſo geprieſen waren, der Frömmigkeit der Tapferkeit der Gerechtigkeit der Freiheit der Redlichkeit.

Weil wir Chriſten ſind und durch die Lehre des heiligen Kreuzes begnadigte und beſeligte Menſchen, ſo wäre der Orden eingeſchloſſen in ſchönen chriſtlichen Weihen und Gelübden, wie ſie für unſer Volk und für unſere Zeit paſſen.

Der Orden und ſein Land ſtänden unmittelbar unter dem jedesmaligen Kaiſer und Herrn des deutſchen Volkes.

Der mittelbare Gebieter des Ordens wäre ſein Großmeiſter.

Dieſen erwählten ſämmtliche Ritter durch freie Wahl aus ihrer eigenen Mitte.

Es wäre wechſelsweiſe ein katholiſcher und ein proteſtantiſcher Großmeiſter.

Jeder Rittter des Ordens, der zum Genuß einer Pfründe oder eines Lehens gelangt wäre, müßte an dem Ort deſſelben wohnen.

Die übrigen Ritter könnten im ganzen Reiche zerſtreut wohnen oder in andern Staaten des Vaterlandes jederlei Aemter und Würden bekleiden.

Da die Zahl der Pfründen und Lehen beſtimmt wäre, ſo machte man über das ganze deutſche Reich nach dem Maaße der Volksmenge einen Anſchlag, wie viele Ritter jeder deutſche Staat bei einer Ledigkeit vorſchlagen könnte, ſo daß die Ritter in allen deutſchen Landen, wechſelnd an die Reihe des Genuſſes jener Stellen kämen, damit, was Eintracht und Liebe ſtiften ſoll, nicht Zwietracht und Neid ſtifte. Denn eben das wollen wir durch unſern neuen deutſchen Orden erlangen, daß die Söhne unſerer Fürſten und Herren Ein gemeinſames deutſches Vaterland und eine gemeinſame deutſche Ehre erkennen ehren und lieben lernen.

Weil aber kein Orden ohne eine große Erziehung beſtanden iſt und weil dieſe große Erziehung, und zwar eine recht ritterliche Erziehung der Beſſeren für das Vaterland, jetzt nothwendiger iſt denn je vorher, da die zu zart und ätheriſch gewordene Religion nicht mehr mit ſo irdiſchen Banden faſſen und halten kann, wie ſie unſere Vorfahren faßte und hielt, ſo gründe ich die Feſtigkeit und Herrlichkeit dieſes Ordens ganz eigentlich auf eine ſtrenge und männliche Erziehung.

In einer der ſchöneren Städte des Ordensgebietes wird eine große ritterliche Erziehungsanſtalt geſtiftet, worin fürſtliche und adliche Kinder von dem vierzehnten bis achtzehnten Jahre ihres Alters zu deutſchen Männern gebildet werden.

Gymnaſiarchen oder Wächter dieſer hohen und ehrwürdigen Anſtalt ſind zehen oder zwölf der würdigſten und durch ein edles und thatenreiches Leben geprüfteſten Ritter.

Die Lehrer werden aus den gelehrteſten biederſten und deutſcheſten Menſchen des Vaterlandes gewählt.

Gelehrt wird in der Anſtalt:

1) Die Geſchichte mit den lebendigen Thaten und Beiſpielen in ihrer Großheit und Würde, ſo daß den jungen Gemüthern unauslöſchlich eingebrannt wird, was unter den Namen Freiheit Ehre Vaterland Gerechtigkeit Keuſchheit Tapferkeit und Hingebung als das Ewige und Unvergängliche geſtempelt iſt.

2) Die Geſchichte des deutſchen Vaterlandes, das ächte und rechte Deutſche in Geſinnung und That, was allen Deutſchen gemein ſeyn ſoll; auch was das deutſche Volk geweſen iſt und was es ſeyn ſoll: die Meiſter Seher Erfinder und Helden des Vaterlandes werden als Beiſpiel und Reitz der Tugend gewieſen, was ſie waren und wodurch ſie ſo groß waren; vor allen wird Liebe und Treue einem jeden als das Unverletzliche gezeigt und durch die Vergangenheit wird immer auf die Gegenwart und Zukunft hingedeutet, damit Ehre von Schande und Glück von Unglück frühe unterſchieden werde.

3) Die deutſche Sprache, weil der Menſch in ſeiner Sprache ſeine tiefſte Liebe und gediegenſte Kraft beſitzt. Die deutſche Sprache verdiente wohl endlich das ernſte Studium einiger Jahre von denen, die oft fünf ja zehen Jahre ſich ſonſt gequält haben das Franzöſiſche leidlich buchſtabiren und herplappern zu lernen.

4) Die einem Manne und Krieger nothwendigen mathematiſchen Wiſſenſchaften.

5) Freie Leibes- und Waffenübungen aller Art.

6) Schöne Künſte für diejenigen, welche Talent und Neigung dafür haben.

7) Zucht der Leiber und Religion der Herzen durch ſtrengen Gehorſam chriſtlichen Gottesdienſt und Freundlichkeit und Liebe der Vorſteher.

Ich könnte hier noch vieles Andere nennen, was deutſch und löblich und einer ſolchen Einrichtung angemeſſen wäre. Aber ich will hier nichts ausführen, ich wollte bloß hinweiſen auf ein ſchönes Ziel deutſcher Bildung und Geſinnung.

Die Lehre dieſer Anſtalt werden von den Gütern des Ordens reichlich beſoldet; die Jünglinge werden auf Koſten der Ihrigen hier erzogen.

Dem Orden werden ein paar Reichsfeſtungen übergeben, gleichſam ihr Malta oder Deutſchlands Malta gegen Frankreich, damit Deutſchlands Gefahr und Ehre allen immer vor Augen ſey und damit alle täglich der Tugend erinnert werden, wodurch das Vaterland als ein freies und ganzes nur beſtehen kann.

In dieſen Feſtungen führen Ritter den Befehl.

Die aus dem ritterlichen Gymnaſium entlaſſenen Jünglinge thun hier den Dienſt als Knappen zwei oder drei Jahre. Dies ſind gleichſam ihre zweiten höheren Lehrjahre der männlichen Tugenden, und in dieſen Lehrjahren werden alle kriegeriſchen und leiblichen Uebungen und die Zucht des Gehorſams auf das ſtrengſte und gewiſſenhafteſte fortgeſetzt. Dann mögen ſie nach zwei drei Jahren als Angehörige des Ordens jeder in ſein Land entlaſſen werden, damit ſie nach

Thaten ſtreben, wodurch die volle Ritterſchaft gewonnen werden kann.

Ich habe meine Worte über unſern Rhein geſprochen. Mögen dieſe leichten und fliegenden Worte nicht ganz mit dem Winde verfliegen! Der Gegenſtand betrifft gewiß unſer nächſtes Wohl oder Weh, und ich wünſchte, ich hätte ihn ſo behandelt, daß ſeine Wichtigkeit jedem in die Augen ſpränge und zu dem Herzen dränge. Ich könnte ſagen ich habe meine Seele gerettet; aber Ruhe giebt das nicht, daß man geredet hat. Behalten die Franzoſen den Rhein, ſo habe ich mein deutſches Vaterland verloren; dann muß ich thun, wie die Störche von Aquileja, als Attila die Stadt belegt hatte und auf ihre Mauern ſtürmte, ich muß meine Flügel ſchwingen und in ein anderes germaniſches Land fliegen, weil mein Deutſchland und meine Liebe dann dahin iſt: denn Halbfranzoſen ſollen meine Kinder nicht werden.

Die Rollen der Geſchichte liegen vor uns aufgeſchlagen: was in Jahrtauſenden geſchah, was in Jahrtauſenden wieder ſo geſchehen könnte, haben zwanzig Jahre hell vor uns ausgebreitet; was Lykurgus und Moſes und Solon und Numa wollten und ſtifteten, was die Sibyllen und Augurien weiſſagten, was Thucydides Salluſtius Tacitus Macchiavelli mit den Flammenzügen ihrer großen Seelen in die ehernen Tafeln der Zeiten gruben, das iſt unſer geworden, und wenn nichts Weiſes und Gerechtes geſchieht, wenn wir rettungslos zur Vernichtung fortgetrieben werden, dürfen wir nicht klagen, daß wir unwiſſend und ungewarnt überraſcht worden ſind. Was uns als die blutigen Fabeln der Buſiris Phalaris und Thyeſte geklungen hat, die Frevel und Gräuel, die uns von den Tiberen Neronen und Ezzelinen gemeldet wurden, ja was jünger von menſchenfreſſen-

den Karaiben und Kannibalen erzählt ward, von den wilden Häuptern und Kaziken des Amazonenfluſſes und des Nutkaſundes, um deren Throne Schnüre von Menſchenſchädeln als Verzierung hingen und unter deren Kopfkiſſen, damit ſie auch nicht zu milde träumten, Menſchenſchädel zur Erhöhung aufgeſchichtet wurden — dies, woran unſre Herzen immer noch zweifelten und wofür uns alles Maaß des Begriffes und der Erklärung fehlte, dies Unglaubliche und Ungeheure haben unſre Herzen glauben gelernt, unſre Augen haben es anſchauen und ertragen gelernt. Hunderttauſende von Männern ſind vor uns gewürgt, wie man Fliegen tödtet, Menſchenblut iſt vor uns ausgegoſſen wie Waſſer, Menſchenleichen und Menſchengebeine ſind zu Gebirgen vor uns aufgethürmt, Menſchenglück iſt mit der grauſamſten Tücke und Gewalt auf das unverſchämteſte vernichtet — die Gräuel der Vorzeit, die wir ſchon für Mährchen hielten, und die Rohheit der Wilden, die uns unmöglich däuchte, haben Europäer des neunzehnten Jahrhunderts beſtätigt, die ſich Weltverjünger und Weltbeglücker nennen ließen. Dahin wollte es faſt kommen, daß es endlich nur zwei Menſchenarten gab, Menſchenfreſſer und Gefreſſene. Unſre Zeit und unſre Ehre bleiben ewig gebrandmarkt in der Geſchichte, wenn wir aus dem Unglück nicht Weisheit und aus der Grauſamkeit nicht Gerechtigkeit nehmen, wenn wir die ſchönen Tugenden der Treue der Milde der Frömmigkeit und der Tapferkeit nicht zu ſo hohem Glanz erheben, daß ihr Götterſchein die Trümmer und Schanden der letzten funfzehen Jahre verhüllet. Das iſt unſer Beruf, das iſt die erſte Aufgabe des Tages, daß wir Gerechtigkeit und Menſchlichkeit üben lernen und Tapferkeit der Seelen und Ernſt der Sitten, wodurch unſre Väter gelobt wurden, als uraltes deutſches Erbe voranſtellen. Dann werden wir nicht untergehen und Gott wird

über unſern Fahnen ſchweben und ſie mit Sieg umleuchten, und Gott, den wir zu lange vergeſſen hatten, wird in unſern Hütten und Palläſten wohnen und was recht löblich weiſe und edel iſt in die Herzen derer geben, welche die Looſe der Völker und das Verhängniß der Zukunft in den Händen halten.

Ueber
künftige ſtändiſche Verfaſſungen
in
Deutſchland.

Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte heißt Geſetz und Recht.

(Gedruckt zu Frankfurt a. M. 1814.)

Ueber

künftige ſtändiſche Verfaſſungen

in

Deutſchland.

Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte heißt Geſetz und Recht.

(Gedruckt zu Frankfurt a. M. 1814.)

Wir leben in einer neuen Geburt der Zeiten. Zwanzig ſchreckliche Jahre des Jammers und der Wehen haben wir verlebt, die letzten zehen Jahre faſt Jahre der Hoffnungsloſigkeit, wo das Menſchengeſchlecht in Schande und Tyrannei zu vergehen ſchien. Jetzt iſt ein helles und ſchönes Licht der Rettung aufgegangen und hat alle Herzen erfriſcht und erquickt; ja Millionen Stimmen rufen: Wir ſind ſchon gerettet und ein ſchöneres und glückſeligeres Leben wird nun beginnen. Auch ich freue mich dieſer Zeit und ſtimme mit ganzem Gemüthe in den brauſenden Jubel der Fröhlichen ein; aber doch ſage ich, die meiſten dieſer Rufer ſind in einem großen Irrthum. Sie ſehen das Glück der verbündeten Waffen, ſie ſehen den hohen frommen und tapfern Geiſt des deutſchen Volkes auf dem Kriegsfelde, ſie ſehen faſt die Gewißheit des endlichen Sieges über die übermüthigen und räuberiſchen Plager, unter deren bübiſchem Druck wir funfzehn Jahre geſtöhnt haben; und gutmüthig meinen ſie, das große Leid und die große Arbeit ſey jetzt vorbei. Ich würde das mit ihnen meinen, wenn ich in denen, welche die Leiter der Zeit ſeyn können und ſollen, den Ernſt die Kraft die Liebe des Vaterlandes die Kunde der Zeit und des Volkes ſähe, wodurch ſicheres Glück allein gemacht und erhalten werden kann. Aber ich muß ein ſchweres Bekenntniß ausſprechen, weswegen meine Seele oft Thränen weint und weswegen ich die Gegenwart

nicht ſo fröhlich und muthig empfangen kann, als die meiſten andern: ich ſehe jenen Ernſt jene Kraft jene Liebe des Vaterlandes jene Sorge und Kunde des Zeitalters bei ſehr wenigen. Die meiſten auch von denen, welchen die Leitung und Beglückung des Volkes und die Bereitung einer feſteren und kräftigeren Zukunft obliegt, ſchwimmen mit der Zeit gedankenlos hin und treiben und ſorgen ganz etwas Anderes, als daß ſie in dem Einen Triebe und der Einen Sorge ganz verloren ſeyn ſollten; ſie verſchließen die Augen vor den Arbeiten und Gefahren, die ihnen doch zuweilen erſcheinen müſſen, und rufen mit der gläubigen und gutmüthigen Menge aus: Nun Gott hat ſo viel für uns gethan, er wird auch das Uebrige thun; ſie bedenken aber nicht, daß Gott nur durch die Menſchen etwas thut und daß, wenn es auf Erden gut werden ſoll, die Menſchen auch durch Gott etwas thun müſſen. Daß ein Volk von einem edlen und hohen Geiſt ergriffen und entflammt wird, daß es ſich durch die Waffen aus großer Noth reißt, iſt freilich etwas Großes und Herrliches und muß wegen der Bewegung aller Kräfte wegen der Majeſtät der verſammelten Gewalt und wegen des Glanzes der Thaten als das Größte und Herrlichſte erſcheinen; aber das Größte und Herrlichſte iſt es nicht, weil es zuweilen faſt das Werk des Augenblicks, oft wenigſtens das Werk einiger Jahre ſeyn kann. Die größten und herrlichſten Thaten des Menſchen ſind die Thaten des Geiſtes, die in Einer Arbeit nach Einem Ziele über alle Hinderniſſe fortſtrebende Tugend; die lange und ſchwere Geduld, welche Geſetz Zucht und Ordnung ſchafft; die große Selbſtüberwindung, welche, mit dem Geiz der Faulheit der Dummheit dem Aberglauben und mit allen offenen und verlarvten Vorurtheilen im ungleichen Kampfe, nicht ermattet; das unerkannte und un-

ſcheinbare Wirken die leiſen und ſtillen Geiſter der Zeit und des Volkes zu faſſen zu wecken und endlich mit neuen Geſtalten umhüllt in das lebendige Leben einzuführen: ich meine hier die politiſche Tugend, ohne welche alles Glück der Waffen eben ſo leicht verloren als gewonnen wird. Dieſe politiſche Tugend erſcheint noch nicht bei uns und deswegen iſt mir oft bange, ob wir das von Gott gegebene Glück werden feſthalten und recht gebrauchen können.

Wir waren ein abgeſtandenes und abgelebtes Volk geworden, matte und entfärbte Bilder, in Rahmen eingefaßt, die aus einander fallen wollten; wir waren kein Staat kein Reich und kein Volk mehr und hatten allen Sinn des Allgemeinen und Politiſchen verloren. Ein leichter Wind kam, die wurmſtichigen und brüchigen Rahmen gingen aus den Fugen und die Bilder wurden in den Koth getreten und werden noch getreten.

Man könnte glauben, die letzten zwanzig Jahre haben uns weiſer gemacht und uns auf das Nothwendige und Unvermeidliche hingewieſen. Man hat geſagt, alle Welt ſey ſeit der franzöſiſchen Revolution politiſch geworden; aber man hat nichts Großes gemeint, weil man den großen Inhalt des Worts politiſch nicht verſteht: man meinte nur, die Leute haben die Zeitungen begieriger als früher geleſen und in Geſellſchaften und Kaffeehäuſern mehr von politiſchen Dingen geſprochen als ſonſt. Das macht aber noch keine politiſchen Menſchen.

Nein, ich muß leider geſtehen, wir ſind nicht ſo viel weiter geſchritten, als manche ſich einbilden; noch iſt die große Zeit, die werden ſoll, ja die ſchon iſt, bei wenigen in das innerſte Mark ihres Lebens gedrungen, ſo daß ſie ihr einziges Gefühl und ihr einziger Gedanke und der Gegenſtand aller ihrer Sorgen und Arbeiten ſey. Man treibt die

Zeit nur als Beiwerk, und weil man das thut, ſo wird man wieder als Beiwerk von ihr weggetrieben werden: ſie wird uns behandeln, wie wir ſie behandeln.

Welche ſind diejenigen, denen ich die Leitung und Beglückung des Volkes und die Leitung und Bereitung des Zeitalters auflege? Es ſind der Adel die Gelehrten die Beamten und die ganze übrige ſogenannte gebildete Klaſſe des Volks. Wie dieſe ſind, ſo wird das deutſche Zeitalter, wie dieſe die Zeit aufnehmen und behandeln, ſo wird ihre Geburt ſeyn. Unter dieſen Klaſſen habe ich gelebt und lebe ich, und in der Zeit der ungeheuerſten Weltbegebenheiten finde ich ſie, wie folget:

Die meiſten gut rechtlich und treu, wohl geſinnt für das Vaterland, ſelbſt fähig die größten Aufopferungen zu machen; auch der Glaube an die Vorſehung und an die unmittelbare Zwiſchenkunft des Himmels iſt wieder erwacht aber ſie wollen zu viel von Gott und zu wenig von ſich ſelbſt hoffen.

Muthig und tapfer in Gefahren und im Kriege ſind alle Deutſche. Dies kann aber kein Lob des gegenwärtigen Augenblicks ſeyn; denn eben dieſe Menſchen haben ſich in Preußen Polen Oeſtreich Spanien und Rußland für ihre Unterdrücker und Henker auf das tapferſte geſchlagen. Doch iſt es ein glücklicher Beweis, daß wir der Freiheit noch nicht unfähig ſind: feige Völker kann kein Gott zu Freien machen.

Politiſcher Unverſtand offenbart ſich in Reden Schriften und Anordnungen, in leerer Gedankenloſigkeit, die noch mit Seifenblaſen ſpielen kann, welche gleich Gedanken ausſehen aber keine Gedanken ſind; wir ſehen immer das Entfernte und Schimmernde, weil wir das Nahe und Wahre zu ſehen nicht den Muth haben. So ſehr ſind wir von der Würde und Freiheit unſrer Altvordern ausgeartet.

Bei den Gelehrten offenbart ſich dieſer Unverſtand theils als Uebermuth theils als Faulheit. Der Uebermuth gefällt ſich in künſtlichen und verworrenen Geſpinſten von Verfaſſungen, welche die Erde entweder nie tragen kann oder erſt nach dem Ablauf von Jahrhunderten oder Jahrtauſenden wird tragen können: vornehm ſieht er über das Gegenwärtige hin, als welches ihm zu gering iſt. Die Faulheit, welche alles Irdiſche unter die Füße tritt, ſpielt mit metaphyſiſchen theoſophiſchen und myſtiſchen Gaukeleien und gebärdet ſich, als thue ſie etwas Ueberſchwängliches, da doch die Gegenwart die Arbeiten und Sorgen jedes Biedermannes fordert. Das Lächerlichſte iſt, daß dieſe Faulen immer nur Ideale und Idealität des Lebens im Munde führen; und wiſſen doch nicht, welche hohe Idealität ein edler Menſch auch in ſein äußeres Wirken legen kann und ſoll.

Bei allen dieſen Gebildeten ſammt und ſonders zeigt ſich die heilloſeſte Vergeſſenheit männlicher Künſte und Tugenden. Durch eine flache und nichtige Geſelligkeit faſt bloß mit Weibern, die ſie eine idealiſche zu nennen belieben, die aber keine ſolche iſt, ſind die Männer verweibt und die Weiber nicht beglückt, welche allein durch männliche und kräftige Männer glücklich werden können; der große Sinn und die ſtolze Kraft der Wahrheit im Leben und Denken aber iſt dadurch untergegangen. So ſind die meiſten von uns, daß ſie lieber von Weibern gelobt, als von Männern geachtet ſeyn wollen. Das Erſte iſt ſehr ſüß, aber das Zweite ſollte ſüßer ſeyn.

Noch immer mangeln wir des heiligen Ernſtes und edlen Zorns für unſre Ehre und Freiheit, der Liebe für unſer Vaterland unſre Sitte und unſre Sprache. Buhlerei und Aefferei mit dem Wälſchen und Ausländiſchen, dieſen Tod unſrer Tugend, ſehen wir, ohne daß wir zürnen; ent=

ſchuldigen hören wir die abſcheulichſten Gräuel, entſchuldigen hören wir die fremden Tyrannen und die eigenen Buben und Verräther, ohne daß wir die Entſchuldiger ſtrafen und beſchämen: ja dieſe eigenen Buben und Verräther bleiben ſorgenlos unter uns und winken und flüſtern insgeheim für ihren großen Napoleon und für ihre liebenswürdigen und geiſtreichen Franzoſen, ohne daß ſie eine gerechte Strafe fürchten. Ja ſo geduldig ſind noch viele von uns, daß wir, damit die früheren Schandeverhältniſſe und die wunden Stellen ihrer Gewiſſen (wir meinen, ſolche haben Gewiſſen) nicht berührt werden, ſogar fürchten in ihrer Gegenwart von dem Neueſten zu ſprechen. Nur bei uns dürfen die Beamten und Schriftſteller, die uns durch Thaten und Schriften den Fremden verrathen verkauft und betrogen haben, ruhig ſitzen bleiben und ſich gebärden, als können Schelme je ehrliche Männer werden. Ich will dieſe Blätter durch ihre ſchändlichen Namen nicht beſchmutzen. Bei welchem Volke hätten ſie Aehnliches gedurft? Wahrlich jedes andere Volk hätte ſie zugleich mit den Franzoſen über den Rhein gejagt. Das thun wir gutmüthige und langmüthige Deutſche nicht, wir laſſen das feile und feige Schlangengeſchmeiß, das bei jedem erſten Unfall unſrer Waffen dem Vaterlande und ſeinen Freunden wieder in die Ferſen beißen würde, unter uns wohnen und die friſchen Geiſter lähmen und die guten vergiften. Wir haben keinen Stolz auf uns und auf unſer Volk und unſre Ehre, wir haben keine öffentliche Meinung, welche in andern Ländern die Buben härter ſtraft als alle Hochgerichte. Auch des Stolzes der Kraft der Lebendigkeit des freudigen Thatentriebes nach außen hin mangeln wir noch, wodurch allein politiſche Männer werden können, ſolche Männer, welche die Welt ordnen und geſtalten und das Vaterland in wür-

diger Geſetzlichkeit und hoher Freiheit wieder aufrichten können.

Kurz, ſo abgelebt ſind wir als Volk, ſo alles Stolzen und Politiſchen vergeſſen, daß wir kaum noch eine Ahnung haben von der Tüchtigkeit Feſtigkeit und Männlichkeit unſrer Väter. Weichlichkeit und Faulheit iſt der Karakter der Zeit und iſt auch unſer Karakter. Hoffen wie die Thoren, träumen und idealiſiren, das können wir; leben herrſchen die Welt regieren, das haben wir verlernt, und nur die Noth, die beſte Meiſterin aller Dinge, kann uns wieder zu Männern machen.

Doch wenn wir gleich ſo ſind, wenn ich gleich ſelbſt an der Seele, die in meinem Blute fließt und oft gern auch über meine beſſere Seele herrſchen mögte, fühle, daß wir ſo ſind — ſo müſſen wir uns doch an das erinnern, was wir ſeyn ſollen, an das ermahnen, was wir werden ſollen. Und deswegen werfe ich einige Gedanken aufs Papier, die unſre nächſte Noth und unſre nächſte Zukunft betreffen: ich gebe einige leichte Winke über die Art und über die Nothwendigkeit ſtändiſcher Verfaſſungen in deutſchen Landen.

Das Recht zu ſtändiſchen Verfaſſungen können wir darthun aus unſerer Geſchichte; und wäre das auch nicht, wir können es darthun aus unſerm Gemüthe und aus dem Gemüthe des Menſchen überhaupt. Der Gott, der uns den Geiſt gab, der uns zu Chriſten einweihete, der uns den himmliſchen Reitz des Gedankens einpflanzte, gab uns auch das Recht als edle und freie Männer regiert zu werden, d. h. uns ſelbſt regieren zu helfen, zumal da es unmöglich iſt, daß einer, der willkürliche Gewalt über allen hat, würdig herrſchen und gerecht befehlen könne.

Wie frei und gerecht unſre Altvordern, die Germanen,

waren, das haben uns ihre Feinde erzählt, die mit den Waffen in der Hand gegen ihnen ſtanden. Als wir ein eigenes germaniſches oder deutſches Reich wurden, ſeit dem neunten chriſtlichen Jahrhundert und in den folgenden Jahrhunderten, da bildeten ſich neben einander und aus einander die verſchiedenen Ordnungen des Volks, welche Stände des Reichs genannt wurden: geiſtliche und weltliche Fürſten Adel freie Männer Städte. In den erſten Jahrhunderten dieſes Reiches waren die Fürſten nur ein Theil des Volkes und gleich allen Uebrigen des Kaiſers Unterthanen. Diejenigen von ihnen, welche Herzoge Landgrafen Pfalzgrafen Markgrafen Erzbiſchöfe Biſchöfe u. ſ. w. hießen, waren Beamte des Kaiſers und Reichs, und neben ſolchen Großbeamten aus den älteſten Geſchlechtern ſtanden oft die jüngſten Männer (homines novissimi), die Anfänger ihres Geſchlechts, in den höchſten Würden. Späterhin, als bei der Zwietracht im Reiche und dem Verfall der kaiſerlichen Macht dieſe Reichsbeamten verſtanden ſich in ihren Stellen erblich zu machen und die Menſchen, die ſie bisher im Namen des Kaiſers und Reichs regiert hatten, von Tage zu Tage mehr als ihre eigenen Unterthanen anzuſehen und zu regieren, blieb doch in allen kleinen und großen Landen des Vaterlandes neben den Fürſten eine geheiligte Macht ſtehen, nämlich Stände, ohne deren Bewilligung und Einſtimmung dieſelben keine Geſchäfte und Unternehmungen von Wichtigkeit wagen noch neue Einrichtungen und Geſetze machen durften. Dieſe ſtändiſche Verfaſſung war in den verſchiedenen Landſchaften und Fürſtenthümern des Vaterlandes ſehr ungleich, doch leuchtete die große Idee vom deutſchen Reiche über allen als ein Bild des Maaßes und Geſetzes, und daher waren in allen noch ſo verſchiedenen Verfaſſungen doch immer einige Linien der Aehnlichkeit mit dem großen Ganzen.

In den letzten beiden Jahrhunderten aber, vorzüglich ſeit dem unſeligen dreißigjährigen deutſchen Kriege, ſind die alten Ordnungen und Verfaſſungen des Vaterlandes immer mehr durchbrochen und vernichtet; ſo wie die kaiſerliche Gewalt abgenommen, hat die Gewalt der Fürſten zugenommen; die Religion hat immer mehr ihre irdiſche und politiſche Gewalt verloren; die ſtehenden Heere haben die Freudigkeit und den Muth der Menſchen untergraben; der Adel hat den hohen Stolz und Trotz, die er auf das ganze Volk und Reich hatte, geſenkt und iſt in den meiſten Landen ein kleinlicher und unterwürfiger Hofdiener geworden; den Städten ſind ihre republikaniſchen und zünftigen Geſetze vielfältig genommen und von den Fürſten oft willkürliche Beamte und Befehlshaber geſetzt; wann es den Erſten ſo erging, läßt ſich das Loos derer, die in unſern Staaten die Letzten heißen — ich meine die Bauern — leicht denken. Kurz, durch Abſterbung oder Untergrabung des Alten und durch die immer wachſenden ſtehenden Heere und durch die mit ihnen wachſenden Steuern und Auflagen ſind alle zur Weichlichkeit und Knechtſchaft vorbereitet worden.

So ſtand es im Anfange dieſes neunzehnten Jahrhunderts: auch in den beſten Staaten war das Meiſte wurmſtichig brüchig und veraltet; die Gerüſte und Skelette ſtanden noch, aber das Leben und der Geiſt war entwichen. Da blies kein Sturmwind, nein ein Hauch blies von jenſeits des Rheins her und alles ſtürzte zuſammen.

Ich ſpreche hier von unſern jüngſten Jahrzehenden. Die noch übrigen wenigen Trümmer des alten heiligen Reichs der Deutſchen ſind in ihnen völlig zerbrochen und abgebrochen und in dem Lande, welches weiland das tapferſte und freieſte Volk auf der Erde bewohnte, hat die geſetzloſeſte und wildeſte Gewalt und Tyrannei gewüthet, bis Gott, welchem

die Knechtſchaft nicht gefällt, die Kette zerbrochen und uns die Hoffnung gezeigt hat, daß wir unſere ſchwere Schmach werden abſchütteln und wieder mit Ehren in die Reihe der Völker treten können. Napoleon Bonaparte, von welchem als der großen Seele des Böſen alle Verruchtheiten und Gräuel der letzten zehen Jahre ausgehen, erklärte durch ein wohl berechnetes Machtwort die deutſchen Fürſten ſeines Rheinbundes für alleingewaltige und ſchrankenlos gebietende Herren ihrer Lande, in ſeiner verſtockten Argliſt wohl überlegend, daß er ſie und das deutſche Volk auf ſolche Weiſe am willkürlichſten und ungehindertſten für ſich und ſeine Zwecke gebrauchen und vorzüglich ſie und ihr Verhängniß durch den Haß und Zorn, den dies im deutſchen Volke gegen ſie erregen mußte, am feſteſten an ſich binden könnte: denn den Lohn des Böſen berechnet der Argliſtige immer voraus. Die meiſten der Fürſten, welche er die Glieder des Rheinbundes nannte, gewahrten nicht den Trug und die Tücke, die unter ſchönen Scheinen im Hintergrunde lauerten, ſondern griffen mit gieriger Lüſternheit nach dem prunkenden Titel Souverän, als ſeyen dieſe ſouveränen Herrſcher, wie ſie ſich jetzt nannten, ganz andere und herrlichere Herren geworden, als die weiland in den Schranken der Geſetze regierenden und durch Geſetze geſchirmten Fürſten des Reichs. Sie wollten nicht ſehen, daß man ihnen die Willkür nur gegeben hatte über ihre ſogenannten lieben und getreuen Unterthanen, damit ſie ſelbſt und die Ihrigen durch die ſchnödeſte Willkür gemishandelt und geſchändet würden. Welche Feder mag die Schmach und das Elend der letzten acht deutſchen Jahre mit genug ſtarken Zügen beſchreiben? jedes Bild bleibt als ein matter Schatten hinter der Wahrheit dieſer ſchrecklichen Zeit. Die letzten freien Reichsſtädte die Ritterſchaften wurden zerſtört und zu ſkla-

viſchen Unterwürfigen gemacht; viele große Geſchlechter von Fürſten Grafen und Herren des Reichs wurden von Napoleon mit der ſchreiendſten Willkür oft mit recht tückiſcher und ſchadenfroher Ausrechnung der Erniedrigung ſeinen Rheinbündnern unterworfen, deren viele ſonſt nur ihres Gleichen waren; deutſche Ehre deutſches Geſetz und deutſche Sitte wurden recht planmäßig unterdrückt und geſchändet; ja ſelbſt das erſte Heiligthum des Volkes, die Sprache, ſollte ausgerottet werden; während von den Lippen vieler hundert deutſchen Schelmen und Buben die Namen Wiedergeburt Wiederherſtellung Befreiung Glück und Glorie des Vaterlandes tönten, wurden alle Länder von den Franzoſen und ihren Helfern auf das unverſchämteſte und räuberiſcheſte geplündert: viele Einkünfte behielt ſich der Tyrann vor, der ſich Beſchützer Germaniens nannte; mit Schlöſſern Gütern und Forſten deutſcher Lande wurden ſeine Marſchälle Miniſter und Intendanten beliehen, was ſie die Schenkungen nannten; Jahrgelder wurden auf deutſche Länder angewieſen und franzöſiſche Taugenichtſe oder Großſpione wurden in neu geſtifteten Fürſtenthümern zur Abfütterung und Beſoldung aufgedrungen. Buben Abentheurer und Windbeutel wurden häufig die Erſten Miniſter und Räthe der ſouveränen Herrſcher und machten unter franzöſiſchem Einfluß und nach franzöſiſchem Zuſchnitt faſt jedes Jahr neue Proben von Geſetzen und Verfaſſungen, die zum Theil auch auf Plünderung und Zertretung des Volks berechnet waren und wobei die letzten an ihm noch ganzen Glieder zerriſſen und zerbrochen wurden; mit dem Glanze der neuen Gewaltherrſchaft der Fürſten mußten auch die ſtehenden Heere vermehrt, mußte der Prunk der Hofhaltungen erhöhet werden: Hunderttauſende ſeiner blühendſten Jugend hat das Vaterland gegen ſeine Ehre und Freiheit kämpfen und verflucht

von fremden Völkern auf allen Schlachtfeldern und in allen Lazarethen der Welt als Leichen aufthürmen ſehen; kleine Höfe z. B. die von Kaſſel und Frankfurt und andere hat es mit einer alles Mark und alle Freude der Menſchen verſchlingenden Pracht und Verſchwendung halten und Miniſter und Hofmarſchälle und Oberkammerjunker belohnen ſehen, als hätten ihnen die Schätze des Sultans von Stambul zu Gebote geſtanden; neben dieſem unerhörten leiblichen Elende iſt auf jeden freien und treuen deutſchen Mann auf jedes kühne Wort und jeden hohen Gedanken ja auf jedes menſchliche Gefühl die ſcheußlichſte Jagd geſtellt worden und neue Polizeiminiſter und Polizeimeiſter, ſonſt bei uns faſt unerhörte Namen, haben in allen deutſchen Staaten für Napoleon und ſeine weltumfaſſenden und weltbeglückenden Plane ſchändliche Heere von Spionen organiſiren und unterhalten müſſen.

Dies war das neue Glück und die neue Herrlichkeit Deutſchlands, ſo ſtand die unumſchränkte und alleinherrſchende Gewalt der neuen Könige Großherzoge und Fürſten: ſie waren zu Napoleons Präfekten erniedrigt, und würden auch das nicht einmal geblieben ſeyn, wenn ihm ſeine verbrecheriſchen Anſchläge gegen die Freiheit Europas gelungen wären. Viele von ihnen ſcheinen ihren ſchmählichen Zuſtand gefühlt und ſich auch deswegen in die bodenloſe Sündfluth gedankenloſer Ueppigkeit und Pracht geſtürzt zu haben, damit ſie der Vergangenheit nicht gedächten die Gegenwart nicht ſähen und vor der Zukunft nicht zitterten. Gott hat Gericht gehalten, alle Schande ſteht entlarvt da, die Feſſeln der Tyrannei, die uns umſchlungen hielten, ſind zerſprengt und Gerechtigkeit und Ehre dürfen wieder ihre Stimme erheben.

Was ſagen dieſe beiden höchſten Richterinnen und Verwalterinnen der Dinge? Sagen ſie, daß unſer Zuſtand ſo

bleiben kann und darf, wie er heute noch iſt? Sagen ſie, daß beſtehen darf, was Napoleon und ſeine Helfer bei uns für die Knechtſchaft eingerichtet haben und einrichten wollten? Nein, mit Donnerſtimmen ſagen ſie das Gegentheil. Sie zeigen den Untergang des Vaterlandes neben der Schande, das Verderben neben der Knechtſchaft; ſie berufen ſich auf das Recht der Freiheit, das wir durch Gott und durch unſere frühern Verfaſſungen haben; ſie berufen ſich auf die Nothwendigkeit der Freiheit und geſetzlicher Ordnungen im Vaterlande, ohne welche wir auf dem Punkt ſtehen aus der Reihe der Völker ausgeſtrichen zu werden.

Ich will über das, was bei dem neuen Heil, das uns erſchienen iſt, ungefähr werden kann und ſoll, einige leichte Gedanken hinwerfen, die wieder auf neue Gedanken führen. Wir ſind noch nicht ſo weit, daß wir von dem Beſonderen, was zur Wiederherſtellung und Beglückung des lieben Vaterlandes gemacht und begründet werden kann, beſtimmt ſprechen können; wir bleiben alſo bei dem Allgemeinen ſtehen und ſtreuen einige Lichtfunken aus, wodurch über die Pfade, welche wir zu gehen haben, einige Helle verbreitet werden mag. Vor allem aber bezwecken wir hierbei, den Menſchen in Hinſicht der Behandlung und Einrichtung der politiſchen Dinge die großen Unterſchiede der Zeiten anzudeuten, was vormals zweckmäßig und möglich war und was jetzt zweckmäßig und möglich iſt, damit nicht vergebliche Liebe und Sehnſucht des Vergangenen uns irre und damit nicht wilde und ſtürmiſche Wuth des Neuen uns zu weit treibe. So iſt das Zeitalter geſtellt, daß auch mit den beſten Abſichten und redlichſten Herzen viele Proben gemacht werden müſſen, bis wir uns in die neue Zeit und in die unabänderlichen Verhältniſſe, welche ſie bringt, finden lernen.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre, die wir haben vor-

überfließen oder vielmehr vorüberbrauſen ſehen, haben uns über die Dinge, von welchen wir uns hier unterhalten wollen, die wichtigſten Lehren gegeben, die wir, wenn wir weiſe ſind, zu unſerm Glücke und zum Glücke unſerer Nachkommen werden anwenden können. Was die größten und trefflichſten Geſetzgeber und Stifter früherer Jahrhunderte und Jahrtauſende gewollt haben, und auch die Schickſale und Entwickelungen der Menſchheit, die in den Rollen der Geſchichte zum Theil dunkel verhüllt lagen, haben dieſe verhängnißvollen Jahre vor uns aufgedeckt. Auch das hat die fürchterliche franzöſiſche Revolution, die wir jetzt unſere, die europäiſche Revolution nennen müſſen, uns heller als das Sonnenlicht gezeigt, daß der alte Zuſtand Europens vergangen war und vergangen iſt, daß wir in den Vorhallen einer neuen Zeit ſtehen. Bald achtzehenhundert Jahre hat die chriſtliche Religion, welche dem unmündigen Menſchengeſchlechte zu Liebe einen irdiſchen Leib um ihren feurigen Geiſt gekleidet hatte, die Völker als milde Amme Schützerin Warnerin und Erzieherin gehegt und gepflegt. Die Europäer hatten in jener langen Zeit in einer Art von väterlichem und mütterlichem Hausſtande gelebt, der zuweilen wohl durch Stürme geſtört aber durch Liebe und Treue immer wieder zuſammenverbunden war. Endlich aber haben die Kinder gefühlt, daß ſie erwachſen waren, ſie haben ſich den mütterlichen Banden der Liebe entwunden und durch eigenen Verſtand und eigene Kraft das Leben prüfen und halten und die Rechte ihrer Mündigkeit behaupten wollen: ſeit drei Jahrhunderten haben die meiſten Völker ſich der leitenden und haltenden Gewalt der chriſtlichen Kirche mehr und mehr entzogen und verſucht ſich auf eine neue Art einzurichten; oder auch, ſie ſind von dieſen Banden gelöſt, wie der aus der Obhut des väterlichen Hauſes entlaſſene Jüngling

vom ſiebenzehnten bis fünfundzwanzigſten Jahre oft zu thun pflegt, wild in das Leben hinein= und durch das Leben hindurchgefahren, ohne daß ſie bis jetzt Stätigkeit Ordnung Zucht und Geſetz, alſo ohne daß ſie Glück und Freiheit gefunden hätten. Dies iſt das Schickſal der meiſten Europäer geweſen ſeit dem Zeitalter Luthers; die meiſten ſind in den veralteten todten Formen ſelbſt gleichſam getödtet und erſtarret, einige andre haben in neuen Formen vergebens Macht und Gleichgewicht der Kräfte geſucht, wenige haben nur noch wie in wirklichen und lebendigen Staaten gelebt. Endlich mit den Jahren **1788** und **1789** iſt die vulkaniſche Bewegung in Frankreich ausgebrochen, deren feurige und blutige Zuckungen noch nicht geſtillt ſind.

Die das kennen, was ich früher bekannt habe, und die mich und das kennen, was ich jetzt bekenne und bin, werden mich ſchwerlich beſchuldigen, daß ich jemals ein Anhänger der Franzoſen und ihrer Revolution geweſen, noch daß ich die Grundſätze je gebilligt und anerkannt habe, aus welchen die Anführer und Anfänger dieſer Revolution Verfaſſungen und Staaten haben bauen wollen; aber ich würde ſehr undankbar und zugleich ein Heuchler ſeyn, wenn ich nicht offen geſtände, daß wir dieſer wilden und tollen Revolution unendlich viel verdanken, daß ſie ein reiches Feuermeer des Geiſtes ausgegoſſen hat, woraus jeder nicht lichtſcheue Mann ſein Theil hat ſchöpfen können, daß ſie Ideen in die Köpfe und Herzen gebracht hat, die zur Begründung der Zukunft die nothwendigſten ſind und die zu faſſen vor zwanzig und dreißig Jahren die meiſten Menſchen noch zitterten: ſie hat jenen geiſtigen Gährungsprozeß beſchleunigt, durch welchen wir als durch unſer Fegefeuer gehen mußten, wenn wir zu den Himmelspforten des neuen Zuſtandes gelangen wollten; ſie hat gewieſen, wie weit der menſchliche

Geiſt ſich in irdiſchen Dingen vermeſſen darf alles zu wollen und zu wagen, was er in ihm ſelbſt als ewige Aufgabe der Vernunft gegründet findet. Es wird künftig unſere eigene Schuld ſeyn, wenn wir den glücklichen Mittelweg nicht zu halten verſtehen, der uns zwiſchen der unendlichen Theorie und der beſchränkten Praxis allein durch die politiſchen Gefahren hindurchführen kann; wir haben durch ſie gelernt, wo wir der Erde und den irdiſchen Gewalten und Trieben in uns und außer uns dienen und gehorchen müſſen: nicht allein durch das unſägliche Unglück, das wir erlitten haben, nein noch mehr durch die Unklugheit, womit der geiſtige Uebermuth die Erde einrichten und verwalten zu können gemeint hat, haben wir wieder Demuth und Glauben Gehorſam gegen Gott und Anerkennung unſerer Unvollkommenheit und Beſchränktheit gelernt.

In dem Uebermuth unſers Geiſtes in der Unklugheit, womit wir uns und unſere Kräfte überſchätzten — darin liegt die Erklärung des jüngſtverfloſſenen Jahrhunderts und der Aufſchluß der Tollheiten und Gräuel, die wir gewagt und erlitten haben. Wir waren die Dummeſten geworden, da wir uns die Weiſeſten dünkten; der Vermeſſenheit folgte die Strafe auf dem Fuße nach, denn Gott duldet die Uebermüthigen nicht. Geiſt und wieder Geiſt und immer Geiſt, alles geiſtig verſtanden geiſtig eingerichtet für den Geiſt bereitet durch den Geiſt gehalten — ſo klang es, und das meinten wir und verſchloſſen die Augen vor allen Mängeln und Gebrechlichkeiten unſerer irdiſchen Natur, als wären wir mit Einem Male höhere Weſen geworden, auf welche der Stoff und die Leidenſchaften und Gelüſte, die mit dem groben Stoff verſchwiſtert ſind, keinen Einfluß mehr hätten. Wir geiſterten mit uns und mit allen Dingen; aber die irdiſche Schwere behauptete ihr Recht, ging mit dem leich-

ten Geiſte durch, wie ein Mühlſtein mit einer ihm angehängten Feder vom Berge herunterläuft, und zerſchmettert lagen wir da. Alles ſollte in ſeine Urbeſtandtheile zerſetzt und von den groben Hefen geſchieden werden; aus reiner Vernunft aus reiner Idee aus von Ewigkeit her eingepflanzten Anlagen des Gemüthes ſollten auch die Staaten künftig geordnet werden: was der Idee irgend widerſprach, ward für unſinnig und für abſcheulich erklärt. Aber dieſe reinſten Theoriſten, die alles nach Urbegriffen ordnen und ſchaffen wollten, erſchienen bald nicht nur als die Unwiſſendſten und Ohnmächtigſten in der Ordnung und Leitung der großen Geſchäfte, ſondern auch als die Unreinſten und Gräuelvolleſten. Sie brachten es dahin, daß viele Redliche zweifelten, ob es nicht überhaupt beſſer ſey, daß der Menſch mit dem blinden Ungefähr und dem blindeſten Glauben, der auch dem Ungefähr ähnlich wird, ſich ſo forttreiben laſſe und allen Geiſt und alle Gedanken, als die gefährlichſten Vögel, die aus der geöffneten Pandorenbüchſe geflogen, unter der dumpfen Anſtarrung der Dinge gefangen nehme.

Man fragt ſich billig: Woher kam jener Uebermuth des Geiſtes und jene Vermeſſenheit des Gedankens? Die Antwort iſt: Sie kam daher, daß alle leibliche Gerüſte und Formen, worin die Geiſter als in irdiſchen Banden ſonſt eingefaßt geweſen, abgelebt und veraltet waren. Daher gewöhnte ſich der Geiſt zuerſt, alles Leibliche als etwas Ueberflüſſiges ja als etwas Hemmendes und Knechtiſches anzuſehen, und zuletzt erfrechte er ſich es zu verachten. Man hat den Spruch nicht heute erſt ausgeſprochen, ſondern er iſt ſo alt als die Philoſophie: was der Menſch in der Idee denken kann, das kann er in der That machen. Ein Weſen, das an den Götterurſprung des Geiſtes und der Seele glaubt, darf dieſen Spruch nicht

ableugnen. Aber der Menſch iſt, wie ſein Gemüth und ſeine Religion ihn lehrt, ein doppeltes Weſen, das zwei Reichen angehört, dem irdiſchen und vergänglichen Reiche und dem himmliſchen und unvergänglichen Reiche. Viele Ideen und Urbilder und Uranſchauungen bringt er aus dem Götterlande mit hieher und nimmt er von hier einſt wieder in die reine Heimath der Geiſter; und ſie wurden ihm nur gegeben, damit er dieſes ſchwermüthige Nebelland der trüben Vergänglichkeit nnd Hinfälligkeit ſich mit einigen himmliſchen Sternen beleuchtete. Wehe dem Armen aber, wenn er meint, ſeine hohen Götterwahne und ätheriſchen Gebilde der überſchwänglichen Tugend und Schönheit können auf Erden jemals verwirklicht werden! früher oder ſpäter wird er die irdiſche Ungenüge und Nichtigkeit erkennen und über ſeine Irrthümer und Thorheiten bittere Thränen der Reue weinen. Freilich in den Brüſten jedes Guten und Redlichen wohnen unvergängliche Bilder von Tugend Schönheit und Gerechtigkeit, die, weil ſie mit Flammenzügen in der Seele geſchrieben ſtehen, gewiß irgendwo ſind. Ja in den Stunden ruhiger Betrachtung und Beſchauung, wann wir von der Verwirrung der Leidenſchaften losgeſtrickt und vom Kampf des Lebens erlöſt ſind, bilden ſich dieſe hohen Geſtalten der unendlichen Welt mit allen ihren Umriſſen ſo in uns ab, daß ſie wirklich in uns ſind: es erblühen aus den Abgründen unſers Gemüthes die gerechteſten und vollkommenſten Republiken der Menſchenwelt und der Sittenwelt. Aber wie anders, wenn wir dieſe Urbilder der ewigen und göttlichen Wahrheit auf der Erde anwenden wollen? Da müſſen wir an die erbarmungsloſe Unbarmherzigkeit aller irdiſchen und leiblichen Elemente denken, an die zwingenden Geſetze der Körperwelt, an unſre Mängel und Gebrechen, an unſre Begierden und Gelüſte, an alle die bittere und böſe Herr=

ſchaft, welche der irdiſche Stoff über den eingekerkerten Geiſt ausübt. Wir dürfen die Gewalt der leiblichen Kräfte und Leidenſchaften nicht überſehen, ſonſt geſchieht, was in unſern Tagen geſchehen iſt: der ungebundene Geiſt verfliegt ſich in der Luft und der entgeiſterte Leib bleibt als ein faules und todtes Aas am Boden liegen, woraus Schlangen und Kröten und Ungeheuer brüten.

Dies erklärt ſich am beſten durch ein Gleichniß. Es wohnt in der Seele des geiſtigen Menſchen gewiß irgend ein Bild des ſchönſten und anmuthigſten Hauſes, deſſen Geſtalt die vollkommenſte ſeyn muß. Wie aber, wenn der Menſch dieſe Geſtalt nun allenthalben aus ſich erſchüfe und hinſtellte? wenn er am Senegal und Ob in Meſſina und Drontheim in London und Kairo immer dieſelbe Art Häuſer bauete? Wehe ihren armen Bewohnern! die einen würden vor Hitze, die andern vor Kälte umkommen, die dritten von Schnee und Regen leiden, die vierten vielleicht würden ſich vor Gewürm und Ungeziefer nicht zu laſſen wiſſen. Im Lande der Tſchuktſchen und Samojeden kriecht der Menſch im Winter unter Schnee und Erde, der Kalmücke und Kirgiſe wohnt unter Filzhütten, der Menſch von Borneo und Carraccas in leicht zuſammengefügten Holzen, der Smyrnäer und Italiäner hat flache der Schwede und und Schotte ſpitze Dächer. Hitze Kälte Regen Schnee Näſſe Dürre Stürme — das alles muß der Menſch mit berechnen, wenn er ſich Häuſer baut. Mit Recht hielten wir den Schweden verrückt, wenn er ſich ein leichtes und dünnes japaniſches Glockenhäuschen zur Wohnung bauete, den Permier für toll, wenn er in einer leichten italiäniſchen Villa ſeine neun Monate Winter auszudauern meinte. Der Noth und dem Bedürfniſſe muß gehorcht werden, das Schöne muß dem Zweckmäßigen dienen. Nicht anders iſt es mit Ge=

ſetzen und Verfaſſungen: nicht das Vollkommenſte und Geiſtigſte, nicht was als Urbild der Gerechtigkeit im innerſten Gemüthe ſteht muß der Geſetzgeber immer machen wollen, ſondern das Beſte und Vollkommenſte, was nach der Lage den Verhältniſſen und Bedürfniſſen des gegebenen Landes, nach der Bildung den Trieben und Neigungen des gegebenen Volkes werden und beſtehen kann: d. h. er muß aus den Elementen ſchaffen, welche ſind, er muß die Art die Beſchaffenheit und die Brauchbarkeit des Stoffes berechnen, aus welchem er einen Staat bauen ſoll. Thut er das nicht, ſo bläſt der erſte Wind ſein zu dünnes und zu geiſtiges Geſpinſt um. Er muß den Menſchen überhaupt betrachten, was er iſt und will und was er wollen kann; dann muß er ſein Land und ſein Volk betrachten und ſo das Geiſtige und Leichte an das Irdiſche und Schwere hängen. So haben Solon Lykurgus Moſes und alle große Völkerſtifter gethan, und ſo muß ein Jeder thun, der ein ſo zuſammengeſetztes Ding, als der Staat iſt, machen will.

Jetzt nach dieſen allgemeinen Betrachtungen werfen wir einen Blick auf unſer Vaterland, auf Deutſchland, welches im gegenwärtigen Augenblicke entweder ohne Verfaſſungen hinſchwankt oder auch nach Gutdünken willkürlich regiert wird, und welches mit Sehnſucht einer freieren und menſchlicheren Ordnung entgegenblickt.

Zunächſt ſetzen wir Folgendes voraus:

Die Stellung aller deutſchen Fürſten uud Lande unter Ein gemeinſames Oberhaupt, welches Kaiſer oder König genannt wird.

Die Einrichtung einer durch das ganze Reich gehenden kriegeriſchen Erziehung und feſten Kriegsordnung und Kriegsübung, welche den Befehl geſchwind und den Gehorſam bereit machen, und welche den Fremden auf ewig die Ge-

danken nehmen von einem Ende des Landes bis zum andern über unſere Gränzen zu laufen, wie in dieſen Tagen geſchehen iſt.

Die Entwerfung und Begründung deutſcher Geſetze, welche über das ganze Reich gelten; wobei man ſo ſehr als möglich die alten deutſchen Rechte und Satzungen und die Eigenheiten und Bedürfniſſe des Volkes und Landes im Auge hat.

Die Stiftung großer Reichsgerichte mit dem Glanz und der Majeſtät der Gerechtigkeit und mit der Zahl der Ober- und Unterrichter, daß beide die Heiligkeit der höchſten Angelegenheiten des Volkes erſcheine und die geſchwindeſte Schlichtung der Zwiſte und Händel möglich ſey.

Die Verordnung eines deutſchen Reichstages, zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landſchaften und Staaten des Reichs gewählt werden. Dieſe halten wenigſtens die Hälfte des Jahres ihre Sitzungen und werden je alle fünf oder ſechs Jahre neu gewählt. Ihr Amt iſt über die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes zu rathſchlagen. Ihren Vorſitzer oder Sprecher ernennt der Kaiſer oder König. Beſondere Anliegen der Fürſten werden durch beſonders ernannte Geſandte beſorgt, deren Anweſenheit aber nur für den einzelnen Auftrag und nicht für immer iſt. Die Verhandlungen des Reichstags ſind die öffentlichſten, weil er das Palladium des Glücks und der Freiheit ſeyn ſoll: der Mund herrſcht ſtatt der Schreibfeder und die Rede ſtatt des Papiers. Durch die zu viele Schreiberei haben wir den großen Sinn und die Kraft und Klarheit der politiſchen Dinge verloren, und verworrene und ſchwächliche Männer mit halben oder mit gar keinen Begriffen haben im Reiche regieren und rathen dürfen, deren Unfähigkeit und Untüchtigkeit bei ſtolzer Oeffentlichkeit der Ver-

handlungen und bei Erörterung der Geſchäfte durch die unmittelbare Rede jedermänniglich und ihnen ſelbſt endlich kund geworden wäre. Der Sitz dieſer Reichsverſammlungen wird, ſo ſehr es möglich iſt, in die Mitte des Vaterlandes verlegt.

Die unbeſchränkteſte Preßfreiheit, ohne welche auch die bürgerliche Freiheit nicht beſtehen kann. Bei ihr liegen Gift und Gegengift des menſchlichen Geiſtes immer neben einander.

Einerlei Münze Maaß und Gewicht; Abſchaffung der Abzugs- Durchzugs- und Geleitsgelder der inneren Land- und Stromzölle und anderer Plackereien, welche die Deutſchen der einen Landſchaft von den Deutſchen der anderen Landſchaft entfernt und entfremdet und das Bruderband des Volkes aufgelöſt und zerriſſen haben.

Wann dieſe und andere nothwendige Erforderniſſe, ohne welche das Ganze gar nicht beſtehen kann, abgemacht und feſtgeſtellt ſind, reihen ſich die einzelnen Herrſchaften und Lande darunter. Dieſe ſtellen im Kleinen eine Aehnlichkeit des großen Bildes dar, in ihnen wird in engeren Kreiſen mit deutſchem Ernſt und deutſcher Gerechtigkeit das bereitet, wodurch das Große in Freiheit und Ehre beſtehen kann: d. h. auch in ihnen wird eine freie und menſchliche Verfaſſung begründet, auf den Elementen gebaut, die bisher noch bei uns waren und zum Theil noch ſind. Dieſe Verfaſſung wird alſo eine dargeſtellte oder ſtändiſche Verfaſſung ſeyn; und wir betrachten billig die einzelnen Stoffe derſelben oder die verſchiedenen Stände.

Dieſe waren bisher die Geiſtlichkeit der Adel die Bürger die Bauern.

Seit einem Jahrhundert iſt es der große Ton geworden, daß keiner ein großer Geiſt genannt werden konnte,

welcher nicht der Geiſtlichkeit und der Einrichtungen und Thaten der Geiſtlichen ſpottete: kein verruchter Aberglaube kein finſterer Gedanke und keine finſtere That iſt geweſen, deren man die Geiſtlichkeit und die Kirche nicht beſchuldigt hätte. Erſt ſeit den beiden letzten Jahrzehenden, jemehr die europäiſchen Dinge die letzte Haltung verloren und jemehr in der allgemeinen Hülfloſigkeit und dem allgemeinen Jammer die Menſchen des Troſtes bedürftig wurden, hat man angefangen umzulenken und die Geiſtlichen und die Kirche aus einem andern Geſichspunkte zu betrachten. Eben ſo viel aber als die Begebenheiten und Entwickelungen des Zeitalters haben zu dieſer ganz veränderten Anſicht einige große Schriftſteller mitgewirkt, unter welchen der unſterbliche Beſchreiber der Schweitzergeſchichte Johannes Müller*) oben-

*) Dieſer in ſo vielen Hinſichten außerordentliche Mann ward von der guten alten Zeit und von allen großen und lieblichen Geiſtern, die in ihr geblüht hatten, mit deſto tieferer Gewalt gefaßt und gezogen, je weniger er ſein klügelndes und klaubendes Jahrhundert begreifen konnte. Mehr und mehr irre aber ward er an demſelben, als die Vorſpiele der Geburt einer neuen Zeit begannen. In der Vergangenheit wandelte keiner klarer und fröhlicher als Müller; die Erſcheinungen der Gegenwart aber blieben ihm verſchloſſene Räthſel, die er immer falſch deutete. In ſolcher Zeit und in ſolchem Lande, als worin er lebte, mußte er ewig ein erwachſenes Kind bleiben, das immer nach Idealen taſtete und dem ſeine Ideale immer entflogen. Daraus entſprangen auch ſeine Irrthümer und ſeine Fehler, und das war ſein Grab: man darf ſagen, er iſt an ſeiner Zeit geſtorben, er iſt vor Gram geſtorben; denn er ſuchte allenthalben Gott und Licht, und fand ſie endlich nicht mehr. Friede ſeinem Gedächtniß und allen, die ſo tapfer und redlich, wie er, nach einem hohen Ziele ringen! Wehe aber den Gauklern, die bei dem Bewußtſeyn, was ſie thaten und warum ſie es thaten, Täuſcherei und

an ſteht. Dieſe wieſen, wie im Mittelalter die Kirche die nothwendige und wohlthätige Erzieherin Leiterin und Vormünderin der Völker geweſen ſey. Vor allen aber that das Johannes Müller, welcher ſich im wahren Gegenſatze gegen ſeine Zeit befand, deren Richtung und Bedeutung ihm nie klar werden wollte und woran er im eigentlichen Sinn geſtorben iſt, weil dem edlen Menſchen das Wohl und Weh ſeines Geſchlechts eine der heiligſten Angelegenheiten war. Dieſen großen Mann in Deutſchland und Burke in England kann man als die geiſtreichſten und genialiſcheſten Vertheidiger der alten Zeit und des alten Syſtems anſehen, und aus ihren Geiſtesſtrömen haben viele hundert andere Schriftſteller Goldkörner gewaſchen. Man darf aber, ohne dieſen trefflichen Männern, welche die ewigen Lehren der Erfahrung und Politik den Zeitgenoſſen wieder lebendig gemacht haben, zu nahe zu treten, behaupten, daß ſie nicht gewagt haben in die ganze Furchtbakeit der nächſten Zukunft zu blicken und die Arbeiten und Gefahren, die uns zur Begründung einer neuen Zeit obliegen, ſich in voller Klarheit vorzuſtellen. Sie meinten, was Jahrhunderte lang ſo wohlthätig auf die menſchliche Geſellſchaft und auf den Zuſammenhalt der Staaten gewirkt habe, werde auch künftig gleiche Wirkungen äußern müſſen; ſie meinten, die Kirche könne wieder zu ihrer alten politiſchen Macht und Würde zurückgeführt werden, die chriſtliche Religion, feſter zuſammengebunden und gehalten, könne wieder die erſte Helferin und Dienerin der Politik werden; ſie klagten über die zu große Vergeiſtigung und Verquickung aller Dinge und wollten auch der Kirche wieder mehr Leiblichkeit und Körperlich-

---

Schlechtigkeit mit großen Namen und Beiſpielen bedecken wollen!

keit gegeben wiſſen. Viele andere haben ihnen ſo nachgemeint und nachgeurtheilt, und manche, welchen der Muth fehlte durch die Trümmer und Flammen der Gegenwart unverwandten Blickes der Zukunft entgegenzuſchreiten, ſind in kleinlicher Verzagtheit ſtill geſtanden; andere voll Bangigkeit haben ſich in die Vergangenheit geflüchtet und unter heiligen Ruinen der Vorzeit ſtehend und mit Zeichen und Bildern und Träumen des Geweſenen ſpielend mögten ſie uns einbilden, ihnen ſey dort wohl und ſicher und der ganzen Geſellſchaft könne dort wohl und ſicher ſeyn. Doch bedenken ſie die furchtbare Lehre der Erfahrung nicht, daß die Zeit nimmer ihren Strom zurückfließt und daß der Greis nimmer wieder ein Kind werden kann. Wie wir mit Recht den Verluſt der kindlichen Unſchuld beweinen, ſo müſſen wir auch die vergangene Zeit als eine ewig vergangene betrauern, auch wenn ſie die freieſte und menſchlichſte und frommſte geweſen iſt.

Ich ſage es gradezu: die alte chriſtliche Zeit der Kirche iſt vergangen und auf ewig vergangen, und kein Gott wird ſie wieder ins Leben zurückrufen. Feuer und Licht haben Chriſtus und ſeine Jünger als das Symbol ihrer Lehre genannt: deswegen heißt die chriſtliche Religion die Religion des Lichts; ſiebenzehen Jahrhunderte und funfzehen Jahrhunderte iſt die Welt in dem Ablaufe vieler Geſchlechter ſo mit Feuer und Geiſt geſättigt und durchdrungen, daß ein ganz anderes Geſchlecht da ſteht, als das war, vor welchem St. Paulus St. Bonifazius St. Bernhard und Luther und Kalvin predigten. Das unmündige Menſchengeſchlecht zu führen umkleidete ſich die geiſtige Lichtreligion Chriſti für Jahrhunderte mit einem dicken äußerlichen Leibe, und nahm eine irdiſche Geſtalt an, damit die Menſchen ihren Glanz ertragen konnten. Jetzt iſt dieſer Leib der Kirche

größtentheils veraltet und verweſet, und die Religion ſchwebt faſt ganz geiſtig in den Lüften, ſo daß viele kaum ihren Flug vernehmen können, andere wieder von dem zu nahen Glanze zu ſehr geblendet werden. Ich ſage nicht, daß der gegenwärtige Zuſtand ein Glück iſt; ich weiß, daß die Religion nicht beſtehen kann ohne irgend eine Geſtalt einer äußerlichen Kirche, ohne irgend einen Leib oder doch Aehnlichkeit eines Leibes. Aber dieſer Leib muß zarter und durchſichtiger ſeyn, je feiner und ätheriſcher das Feuer und Licht geworden iſt, deſſen Führer Jeſus Chriſtus war. Mit dem Irdiſchen und mit dem Politiſchen, welches auch aus derben irdiſchen Beſtandtheilen beſteht, wird die chriſtliche Religion nicht mehr unmittelbar leiblich verbunden werden können, ſondern von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr ein Reich werden über und außer aller Reichen. Sehen wir uns um: was iſt die katholiſche Kirche? und wo iſt ſie? wo iſt ihr lebendiges Leben und ihre innerlich lebendige Kraft? Wahrlich wäre dieſe noch ſo in ihr, wie man vorausſetzt, nimmer hätte man wagen dürfen, was man gewagt hat, noch freveln dürfen, was man gefrevelt hat gegen den Pabſt und gegen die Kirche. Man würde eine Welt von Zorn und Waffen gegen ſich empört haben und unter Trümmern begraben ſeyn. Aber wenige haben ſich bewegt und dieſe nicht glücklich*). — Wo ſtehen die proteſtantiſchen

*) Iſt nicht die ganze katholiſche Chriſtenheit in Italien und Deutſchland und Frankreich (doch darf man Frankreich nennen, wo von Religion geſprochen wird?) ruhig geblieben? und hat geklagt und geſeufzet und gebetet aber nichts gethan? Auf Spanien und Tyrol mögte man ſich berufen; aber das erſte Gefühl dieſer tapfern Männer in ihrem heiligen Kampfe, ſelbſt das Gefühl der Prieſter war Freiheit Stolz und Rache; erſt das zweite Gefühl war die Religion.

Kirchen? Ich ſehe ſie nicht. Aber beſtehen kann die Welt nicht lange mehr ſo, wie ſie ſeit beinahe hundert Jahren fortgewankt hat; eine neue chriſtliche Kirche wird ſich bilden, das unvergängliche Chriſtenthum wird ſich eine dünnere und ätheriſchere Geſtalt umkleiden und ſo die künftigen Geſchlechter leiten und beglücken.

Brauchbar dem Staate als ein leiblicher Körper deſſelben ja als ein politiſcher Theil und Stand wird künftig die Kirche nicht mehr ſeyn. Die Zeit iſt da, wo man in den meiſten Ländern ſagen kann von den Geiſtlichen: ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt; zu fein zu heilig und zu überirdiſch ſind die religiöſen Geiſter geworden, als daß man ſie unmittelbar an die grobe Erde binden, daß man ſie zu politiſchen Geiſtern machen könnte, die doch zur Hälfte immer irdiſche Geiſter ſeyn müſſen. Man berufe ſich, um dies zu widerlegen, nicht auf England und Schweden, noch auf einige andere Länder, wo die Geiſtlichkeit noch als Reichsſtand auftritt oder vor nicht lange noch aufgetreten iſt. Dies waren Ueberbleibſel der alten Zeit, ein Anſehen und eine Würde, die man der Kirche für frühere Arbeiten und Dienſte, die ſie dem Staate gethan, noch erhielt; aber die politiſche Einwirkung der Kirche in die Weltgeſchichte ihr unmittelbares politiſches Leben in den Ländern iſt in dem letzten Jahrhundert faſt nicht mehr erſchienen, ſelbſt bei den Völkern nicht erſchienen, wo die größte und freieſte Bewegung war. Erfahrung und Geſchichte führen hier den beſten Beweis.

Die Welt wird fortſchreiten auf dem Wege, worauf ſie

Daß dieſe zu Hülfe gerufen ward, war natürlich; denn wo entwürfe und vollbrächte der Menſch etwas Edles oder Herrliches ohne dieſe erhabene Mitſtreiterin?

Bayerische Staatsbibliothek München

geht; die Kirche wird mit ihrem unmittelbar irdiſchen Einfluß auf die äußeren und politiſchen Dinge von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr ausſcheiden, damit ſie die überirdiſchen und himmliſchen Güter in voller Reinheit und Unſchuld verwalten und den mühebeladenen Sterblichen austheilen könne. Aber weil die chriſtliche Religion als das Licht dieſer Welt den Menſchen von der Wiege bis ans Grab durch das Leben geleitet, ſo wird die Kirche, wenn ſie auch nicht grade an dem ſchweren Kabeltaue des Staates mitzieht, doch noch immer die Mitregentin ja die Oberherrſcherin der Welt bleiben, weil in chriſtlichen Staaten auf ſie und auf ihren Geiſt und Sinn zuerſt und zuletzt alles bezogen werden muß, und weil nichts Hohes und Ueberſchwängliches empfunden nichts Großes und Gewaltiges gedacht und nichts Unvergängliches und Unſterbliches gethan werden kann, ohne daß ihre Geiſter gefragt werden. Denn alle jetzt waltende Geiſter der Welt ſind chriſtliche Geiſter. Unter leiſere und zartere Obhut, als bisher geſchah, wird der Staat die immer ätheriſcher und himmliſcher werdende Fremdlingin, die Religion und Kirche, nehmen und ihr irdiſches Polizeiregiment verwalten, während ihre höchſte Herrſchaft ſeinem Gebiete entflogen iſt. Sie dagegen wird mit ſtillerer Sprache ernſterer Vermahnung feurigerer Geſinnung und unſichtbarerer Wirkung mehr und mehr alle ſeine leiblichen und groben Stoffe durchdringen und ſeine irdiſche Schwere beflügeln.

Ich habe in Hinſicht der Kirche geſagt, was ich meine, und angedeutet, wie mir die Entwickelung und Erfüllung der Zeiten erſcheint. Ich preiſe mich ſelig, daß ich ein Chriſt bin, daß ich von der ewigen Angſt vor der Sünde erlöſet bin; aber wann ich das arme Volk anſehe, die gute und gläubige Menge, ſo mögte ich in tiefſter Seele weinen, wann

ich gewahre, wie ſo viele verlaſſen und troſtlos faſt wie in der Irre wandeln, ohne eine ſichere äußerlich gezeigte Gewißheit und ohne eine feſte Kirche. Doch hoffe ich, daß unſere Kinder und Enkel eine Kirche haben werden, die für die neuen Zeiten eine wahrhaft chriſtliche Kirche genannt werden kann.

Ich brauchte oben das Gleichniß von der Kirche, daß ſie gleichſam die Mutter und der Vater des menſchlichen Geſchlechts geweſen, daß ſie die unmündige Menſchheit in Liebe und Vertrauen ohne feſte Geſetze bloß durch die Verhältniſſe, welche das Haus und die Familie entwickeln, viele Jahrhunderte geführt habe. Jene Verhältniſſe haben aufgehört, der Sohn hat nicht länger unter der ſtillen Hut des Hauſes bleiben wollen, die Kirche hat ihre weltliche Macht verloren. So alt die Geſchichte iſt, geſchah dies oder Aehnliches bei edlen Völkern immer; nur matte und mittelmäßige Völker konnten die warmen aber doch immer knechtiſchen Windeln von dieſer Art Hauszuſtand nicht zerreißen: ſie wurden ägyptiſche Mumien, todte Figuren wie die Diener des Foe oder wie die zitternden Knechte des Lama in Tibet, ſie wurden erſtarrte Chineſen, knechtiſch wie ihre Schnörkel und Zierrathen und leblos und geregelt wie ihre Pagoden. Die Perſer die Griechen die Römer, alle edlere Völker haben auf der erſten Stufe höherer geſellſchaftlicher Entwickelung mit einer Art Theokratie begonnen; aber mit der Kraft der Jugend hörte dieſer Zuſtand auf: zur zweiten Stufe der Geſellſchaft gelangt zerſprengten ſie dieſe Schranken, und die unmittelbare Gewalt der Götter und Geiſter trat hinter den Staat oder vielmehr erhob ſich über den Staat und lenkte mit mehr unſichtbarem Zügel das Irdiſche; denn die höchſte Gewalt der Dinge konnte ihre Herrſchaft nie ganz verlieren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ich bleibe in dem Gleichniſſe des Familienverhältniſſes ſtehen, weil es nach allen Seiten hin trefflich paßt. Seit zwei Jahrhunderten, in welchen die Kirche aus den politiſchen und irdiſchen Dingen mehr und mehr ausgeſchieden iſt, mußte den Völkern geſchehen, was den Söhnen geſchieht, welche die ſtillen Schranken des väterlichen Hauſes verlaſſen und ſich in die wilde Weite der Welt werfen. Bei der Sehnſucht nach größerer Freiheit und Selbſtthätigkeit von den unmittelbar haltenden und tragenden Banden der Frömmigkeit Liebe und Treue, worin ein Haus beſteht, gelöſt, haben ſie nach vielen Anſtößen und ſchweren Erfahrungen lernen müſſen ſich ein ſtrenges und ernſtes Geſetz auflegen, das ſie zugleich zügele und ſichere. Viele Völker haben in den letzten Jahrhunderten noch ſo hingeſchwankt in unbeſtimmten Gränzen zwiſchen häuslicher und eigener Gewalt, zwiſchen Wahn und zwiſchen Geſetz; viele, in dieſer unglücklichen Mitte ſchwankend, ſind faſt knechtiſch geworden. Nur die Kräftigſten, die nicht in vergeblicher Sehnſucht nach dem Verlaſſenen und Verlorenen zurückſchaueten, ſondern das Gegenwärtige erfaßten, haben den Muth und das Geſchick gehabt das Ungleiche und Verworrene alsbald von einander zu ſondern, und haben das Glück der Freiheit gewonnen; das häusliche Verhältniß, welches nicht mehr war, haben ſie in ein rechtliches verwandelt: ſie ſind faſt demokratiſch geworden.

Zum Erweis dieſer Behauptung zeige ich den Denkenden und Verſtehenden von unſern Staaten England Schweden die Vereinigten Niederlande einen Theil der Schweitz die Republik Genf. In mehreren dieſer Länder ſtand die Kirche freilich noch als ein darſtellender und ſtändiſcher Körper da, aber wahrlich mehr als eine Ruine denn als eine Wirklichkeit; die Nothwendigkeit beſtimmter Rechte ſtatt der

Bayerische Staatsbibliothek München

ungeſchriebenen Sitte und des Brauchs der Familie, ſtrenger Geſetze ſtatt der liebenden Willkür des Vaters und der Mutter, die ſonſt geboten, hatte ſich den Menſchen unwillkürlich aufgedrungen: ſie konnten die wilde Freiheit nicht ertragen, die ohne den Zaum der Geſetze immer Sklaverei wird. Daher war der Geiſt dieſer Völker und ihrer Regierungen demokratiſch geworden, jemehr die Kirche die Gewalt verlor auch das Unbeſtimmte und Ungleiche allein durch Liebe und Glauben zu beſtimmen und auszugleichen.

Wir ſtellen hier die thörichte Unterſuchung nicht an, welche Regierung von beiden die beſte war, jene unbeſtimmte und mütterliche Regierung der Kirche oder dieſe ſtrenge ernſte Regierung des Menſchen, der Bürger ſeyn, der frei und würdig ſeyn und draußen lieber alles Leidſal und alle Gefahr beſtehen und alle möglichen Aufopferungen darbringen, als in die unſchuldige Sicherheit und Beſchränktheit jenes häuslichen Zuſtandes zurückkehren will. Die Geſchichte wandelt ihren Weg nicht wieder zurück und der Menſch wird nicht wieder, was er geweſen iſt. Alſo weg mit den vergeblichen Wünſchen, und das Leben ergriffen und die Welt gebaut, wie ſie ergriffen und gebaut werden können und müſſen! Die Ausſcheidung der Kirche als politiſcher Beſtandtheil des Staats macht ſtrengere Ordnungen feſtere Geſetze freieren Kampf der Kräfte nothwendig: alſo werden die verſchiedenen Gewalten des Staats, die verſchiedenen Klaſſen und Stände, die ſich einander reiben und bearbeiten, feſter in ihnen ſelbſt gegründet beſtimmter einander gegenüber geſetzt und kühner und beweglicher gegen einander gewogen werden müſſen; alle Staaten, auch die noch keine Demokratien ſind, werden von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr demokratiſch werden.

Daß man mir vor dem unſchuldigen Worte nicht er-

ſchrecke! Demokrat demokratiſch Demokratie ſind durch die Klänge der letzten zwanzig Jahre und durch den Misbrauch, den man mit dieſen Klängen getrieben hat, für die Herzen und Ohren aller Guten eine Art Rattenpulver geworden; in ihnen ſelbſt liegt nichts Abſcheuliches, ſie beziehen ſich allein auf das Große und Allgemeine, was man Volk nennt, und die beſten Kaiſer und Könige und alle edle Menſchen haben ja auch immer nur bekannt, daß ſie für das Volk da ſind und für das Volk und mit dem Volke regieren. Das Volk iſt eben ſo heilig, als der Pöbel unheilig iſt: jemand, der wünſcht, daß für das Volk und durch das Volk geherrſcht werde, heißt Demokrat; jemand, der wünſcht, daß durch den Pöbel und mit dem Pöbel geherrſcht werde, heißt Ochlokrat. Ein ſolcher iſt redlichen Herzen nicht nur Rattenpulver, ſondern ſie mögten auch, daß ihm Rattenpulver gegeben würde, damit die Geſellſchaft des Ungeziefers los werde, das nur blutige und gräuelvolle Thaten erzeugen kann. Jedes Volk, das darſtellende und ſtändiſche Verfaſſungen hat, die aus allen Klaſſen der Einwohner zuſammengeſetzt ſind, hat dadurch ſchon demokratiſche Verfaſſungen; denn wo der Bauer und Bürger, dieſer größte und ehrwürdigſte Theil jedes Volkes, öffentlich vertreten wird, da kann man die Verfaſſung ſchon demokratiſch nennen, weil der Geiſt und die Gewalt der Menge, welche in dieſen beiden ausgedrückt werden, auch unwillkürlich die übrigen Stände ergreift und ihnen zuerſt eine volkähnliche Färbung dann auch eine volkliche Geſinnung giebt. Die engliſche Verfaſſung iſt in dieſem Sinn ſchon länger als ein Jahrhundert eine demokratiſche geweſen, weil auch der erſte Prinz und Herr des Reichs wie ein Mann vom Volke ausſieht darſtellt und empfindet; und doch wo iſt das Recht und die Herrlichkeit der Königlichen Majeſtät mit allen von ihr aus-

gehenden Gewalten größer als eben in England? wo iſt mehr Ariſtokratie in Sitten und Gebräuchen als eben da?

Dieſes Demokratiſche in der Art und der Darſtellung, welche wieder eine Art und Darſtellung der innerſten Geſinnung der Zeit und der Menſchen iſt, meinte ich mit dem Worte demokratiſch. Die Kirche mit ihrem ätheriſchen Götterſchein erhebt ſich mehr und mehr in die Lüfte über die Bedürfniſſe und Sorgen des Irdiſchen und Politiſchen hinaus; der Adel ſelbſt wird immer mehr ſeinen einzelnen Standesglanz ablegen und auf das Ganze übergehen, von welchem er ſonſt mehr geſchieden war: die beſſeren Edelleute ſind in der Idee ſchon Volk, auch unſre beſten Reichsfürſten und Reichsgrafen werden äußerlich einſt ausſehen wie die Eſſexe Bedforde und Shelburne. Der Glanz und Schein der Dinge ſind für die Kindheit und Jugend; das Mannesalter will Beſonnenheit Kraft und Licht. Wir treten jetzt in die Epoche der Mannheit ein, nach einigen Jahrhunderten wird der europäiſche Mann fertig ſeyn. Wann Wahn und Schein verſchwinden, dann kommen Maaß und Geſetz; Maaß und Geſetz aber iſt etwas Allgemeines, es iſt demokratiſch. Demokratie, aber keine Demokratie, wie die letzte franzöſiſche war, die wir verflucht haben, wird trotz allen thörichten Gegenverſuchen und Gegenwirkungen endlich in allen chriſtlichen Staaten werden; aber in dem Sinn, wie ich es angedeutet habe.

Der Adel ward durch das Chriſtenthum in eine Art Hierarchie verwandelt, er ward durch die Stiftung und Einrichtung des Ritterthums eine vollkommene in ihm ſelbſt geordnete und gegliederte Hierarchie, von welcher die letzten Trümmer erſt in unſerer Zeit zerſtört worden ſind. Soll Adel beſtehen, ſo muß er durch feſt ausgeſprochene und gehaltene Grundſätze wieder mehr als eine beſondere Kaſte um-

ſchloſſen und alles Fremdartige Kleinliche und Aermliche muß aus ihm ausgeſondert werden.

Man hat viel gefragt und geklagt, ob es ſich mit der Würde und Hoheit der menſchlichen Natur und mit der Idee des Staats überhaupt vertrage, daß Adel ſey. Bei dieſer Frage und Klage hatte man gewöhnlich den ſchlechteſten und unrechtlichſten Adel im Auge, wie er in manchen Ländern einſt war und in einigen noch gern ſeyn mögte, jenen Adel, der ſich alle bürgerlichen und politiſchen Rechte vorweggenommen hatte und alle andere Menſchen ſeines Landes nur als für ihn gemachte und geborne Laſtträger und Sklaven anſah. Dieſe Art Tyrannenadel hat auch den Haß und die Erbitterung der unterdrückten Klaſſen gegen den Adel überhaupt und ſelbſt gegen die Idee alles Adels erregt. Daß nichts verderblicher und die Geſellſchaft mehr auflöſend ſeyn kann, als eine ſolche über alle Geſetze hinausſteigende Kaſte, die immer nur von Vorrechten nie aber von Obliegenheiten ſpricht, darüber iſt jeder rechtliche Mann mit mir wohl Einer Meinung; aber es hat Adel gegeben und giebt Adel, der in beſtimmten Pflichten und Rechten in beſtimmten Verhältniſſen geſchloſſen ſtand und ſteht, und von dieſem Adel ſprechen wir. Bis jetzt hat die Geſchichte noch keinen Staat ohne Adel geſehen, wenn man einige völlig geſetzloſe Deſpotien Aſias und Afrikas ausnimmt, in welchen nur Ein Deſpot in dem blutrothen Zornrock und mit dem blutrothen Zornherzen gebietet und die Millionen gebückter Sklaven den Staub zu ſeinen Füßen auflecken und halb erſticken, weil ſie nicht zu athmen wagen, wo ein ſolcher thront.

Auch über unſern deutſchen Adel iſt in den letzten funfzig Jahren viel geklagt und nicht immer mit Unrecht. Das Ritterthum mit ſeinen Ritterſchaften war abgelebt, die Grundſätze waren aufgelöſt oder vergeſſen, die alten geſchloſſenen

Schranken der ritterlichen Ehrenbahn waren durchbrochen und das Gemeinſte und Schlechteſte miſchte ſich ungehindert und ungeſcheut unter das Edelſte und Unbefleckteſte. Auch in den Landen und Fürſtenthümern, wo ſonſt noch eine Art Freiheit und Selbſtſtändigkeit und politiſche Verfaſſung beſtanden war, ward das immer ſeltener; der Adel mußte faſt allenthalben dienſtbar werden: aus dem, der das ganze Reich und die Glorie von Kaiſer und Reich ſonſt in ſeiner Bruſt getragen hatte, ward in Geſinnung und Gebärde ein rechter kleiner Hofdiener. Bei der Anſpannung und dem Druck der meiſten Regierungen ſuchte der Adel, der dem Hofe und Fürſten am nächſten ſtand, oft ſelbſt durch kleine Künſte für ſich zu retten, was zu retten war, und erſchlich ſich oft Gnaden und Gunſte, die ihm der Bürger und Bauer unter ihm beneideten. Am bitterſten aber fühlten dieſe beide den Anſpruch des Edelmanns allein ihr geborner Offizier ſeyn und ſie zu ächten Kriegern einprügeln zu wollen. Zur größeren Entwürdigung und Entartung des Adels in Deutſchland diente erſtlich die zu große Theilbarkeit der Güter, wodurch er verarmte; zweitens die Gefälligkeit der Fürſten, welche häufig verdiente aber arme Männer nebſt ihrer Familie zu Edelleuten ſtempelten, ohne ſie auf liegendem Vermögen zu begründen; drittens die Leichtigkeit, womit oft jeder Unwürdigſte und Elendeſte, welcher hundert Dukaten daran zu wenden hatte, ſich adliche Rechte und Wappen kaufen konnte. Auch ſchadete dem deutſchen Adel und dem Begriff von Adel überhaupt die Willkür, womit in mehreren vormals von den Slaven eroberten Landen, z. B. in Mecklenburg Pommern Schleſien der Lauſitz, die Edelleute noch vor fünfundzwanzig und dreißig Jahren ihre Leibeignen häufig behandeln durften: wer Menſchen knechtiſch gebrauchen darf, wird ſelbſt ein Knechtsgemüth und verliert den Auf-

ſlug der höheren Geiſter. Doch am meiſten ſank der Adel durch Aefferei mit dem Wälſchen, durch franzöſiſche Sprache Sitte und Leichtfertigkeit, welche ihm das Heiligenbild des deutſchen Volkes und die Ehre und Treue des deutſchen Namens von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr verdunkelten und den Stolz auf Redlichkeit und Biederkeit zerbrachen. Aus dieſen und aus mehreren anderen Urſachen iſt der Adel ſowohl in ſeinem Weſen als in der Meinung der Menſchen immer mehr gefallen und die franzöſiſche Revolution ſchien ihn völlig auskehren zu wollen.

Doch nach ein paar ſtürmiſchen und blutigen Jahrzehenden fangen die Herzen und Köpfe an ſich abzukühlen, und vieles ſieht man in einem anderen Lichte und muß es in einem anderen Lichte ſehen, als man noch vor fünf Jahren that. Die Auflöſung und Ausartung und der Verfall des Adels iſt ſo wenig ein Geheimniß, als die ähnliche Erſcheinung bei den übrigen Klaſſen des Volks. Es fragt ſich nun: Wie iſt Wiederherſtellung und Reinigung des Adels möglich, ſo daß er wieder als etwas Würdiges erſcheinen könne? Um dieſe Frage beantworten zu können, müſſen wir zuerſt andeuten, was Adel iſt und bedeutet.

Der Adel ſtellt vor altes Geſchlecht alten Beſitz altes Recht alte Sitte und alte Ehre.

Der Begriff des alten Geſchlechts liegt ſchon in den Worten Adel und adelich*), er iſt mit dem Weſen und Leben des Adels nothwendig Eins. Stammbäume Ahnen Bilder Wappen finden wir bei allen Völkern, welche Adel hatten. Daher eine gewiſſe Sorge für die Reinheit des

*) Von Ad, Aett: Stamm Geſchlecht Nachkommenſchaft.

Bluts und ein gewiſſer Stolz auf eine lange in die ferne Vergangenheit zurücklaufende Geſchlechtsreihe.

Ohne alten Beſitz iſt gar kein Adel. Feſte Begründung auf Schlöſſern und Gütern, die unmittelbar bei der Familie bleiben, wie die Familie ſelbſt bleibt, das macht den rechten Edelmann. Er muß ein Landherr ſeyn, er muß eine feſte Stätte haben, die er ſein nennt, wo er ſich frei und unabhängig fühlt wie ſein Kaiſer oder König, wo er an den Bildern ſeiner Ahnherren den Stolz nährt und an den Denkmälern der Vergangenheit die Kraft ſtält, welche das Idealiſche und Hohe des Lebens erſchaffen nnd vertheidigen ſollen. Aus dieſem alten Beſitz und aus dem Gefühl von Würde und Freiheit, welches er giebt, entſpringt der Eifer und die Achtung für das Recht.

Der Begriff des Rechts iſt ein geſellſchaftlicher Begriff und wird nicht auf einmal in der Welt gefunden. Er wurzelt in der Menſchenbruſt, ſo wie die Geſellſchaft tiefer wurzelt; er befeſtigt ſich mit dem Beſitz. Der alte Edelmann, der auf alten von Urahnen her geerbten und geheiligten Grundſtücken wohnt, iſt der natürlichſte und feſteſte Vertreter und hartnäckigſte Vertheidiger des alten Rechts; er ſträubt ſich gegen das Neue und gegen die Neuſucht, welche das Alte zerſtören will; er iſt beides als Edelmann und als Bauer der natürliche Gegner jener der Ruhe des Beſitzes entgegenſtrebenden Beweglichkeit der Kräfte, welche in Städten und durch die ſtädtiſchen Gewerbe und Triebe geboren wird und welche die Dinge und die Maaße und Geſtalten der Dinge ewig zu verwandeln ſucht.

Der Adel ſtellt dar alte Sitte und alte Ehre. Nur was in ſeiner Art und in ſeinem Beſitz feſt iſt, kann das Feſte behaupten; wo alles täglich wechſelt und wandelt, da wird die Sitte zur Mode. Der Menſch, welcher allein auf

der alten Zeit ruhet und mit Stolz auf den längſt vergangenen Geſchlechtern weilt, iſt vor allen andern berufen die vaterländiſche Sitte Sprache und Art zu lieben und zu bewahren, ohne welche der Stolz auf ſeine Ahnherren eine leere und aufgeblaſene Eitelkeit wird. (Was mußte aus unſerm Adel werden, ſeitdem er mit fremder Sprache und Art gebuhlt hat?) Eben ſo und noch mehr iſt der Edelmann angewieſen was in Grundſätzen von Vaterland Freiheit und Ehre ewig und unvergänglich iſt zu verkündigen und zu beſchirmen. Er kann ohne die Ehre ſeines Volkes und ſeines Vaterlandes nicht leben wollen; die Ehre muß ſein einziger lichteſter Stern ſeyn, der ihn nie rechts noch links vom graden Wege ablenken läßt, ſondern ihn durch alle Täuſchungen und Irrwiſche der Wolluſt Habſucht Ehrſucht und Eitelkeit unverſehrt hindurchführt.

Damit nun der Adel wieder zu ſeiner Würde zurückgeführt und ein wirklicher Adel werde, iſt Folgendes durchaus nothwendig:

Ein Edelmann muß ein freier unabhängiger Mann ſeyn; er muß des Herrendienſtes und anderer Abhängigkeit nicht bedürfen zu ſeinem Unterhalt; von kleinlichen Sorgen und Verdrüſſen der Nahrung unangefochten muß er Zeit haben für das Große und Allgemeine und für die großen und allgemeinen Ideen zu leben, d. h. er muß wenigſtens ein Vermögen haben, das ihm ein jährliches Einkommen von 15,000 Reichsthalern ſichert; denn, wie die Verhältniſſe der Geſellſchaft ſtehen, hat er immer auch den äußern Glanz der weltlichen Dinge darzuſtellen.

Dieſes ſein Vermögen muß auf Landgütern gegründet und gegen den Wechſel und Wandel der Dinge ſo geſichert ſeyn, daß es immer untheilbar und unveräußerlich bei der

Familie bleibt: der Beſitz des Edelmanns muß Majorat ſeyn.

Nur ſolche Familien, die von 15,000 Reichsthalern jährlicher Einkünfte hinaufſteigend Majorate beſitzen, werden als wirkliche adliche Familien angeſehen und ſtellen durch die Familienhäupter als einen eignen Landſtand den Adel dar.

Auch die jüngeren Söhne dieſer Familien werden nicht als Adel betrachtet, ſondern nur zum Volke gerechnet.

Aller andere Adel, außer dieſem auf Grundbeſitz ruhenden Majoratadel, reich oder arm alten Geſchlechts oder in den letzten Jahrhunderten geſtempelt, fällt dem Volke zu und wird nach ſeinem Beſitz oder Gewerbe entweder zum Bauer- oder Bürgerſtande gezählt.

Die Beſtimmung des Adels als Landſtand iſt gewiſſermaßen eine vermittelnde. In zwei Eigenſchaften verbindet er die beiden äußerſten Spitzen der Geſellſchaft mit einander. Als Landbeſitzer iſt er ein reicher Bauer und ſtellt die einfachen und ruhigen Kräfte und Geſchäfte der Welt dar; als Edelmann iſt er der Träger des Glanzes und der Ehren des Volks und ſtellt das Idealiſche und Schimmernde dar und was auf Leben und Tod bewaffnet dem Feinde des Vaterlandes die Spitze bieten ſoll. Er füllt den Abſtand zwiſchen dem Volke und dem Fürſten aus, und da er für das ganze Reich geſtempelt iſt, ſo ſoll er immer der erhabene Sonnenweiſer der Ehre und der Herrlichkeit des Reichs ſeyn; er ſoll über ſeinen Fürſten hinaus immer auf das allgemeine große deutſche Vaterland blicken, er ſoll nicht allein die Seelen der Bürger und Bauern ſondern auch die Seelen der Fürſten ſelbſt aus dem engen Kreiſe des Einzelnen zu dem Allgemeinen empor treiben: er ſoll den Gedanken immer lebendig erhalten, daß, wenn nicht alle etwas

Größeres und Mächtigeres haben und anerkennen, als ihr einzelnes Land und Fürſtenthum, im gemeinſamen Vaterlande keine Ehre und Sicherheit beſtehen kann. Alſo indem der Edelmann in dem eigenen Lande und unter und mit dem eigenen Fürſten Darſteller und Vertreter ſeines Standes und der Rechte und Pflichten deſſelben iſt, ſoll er zu gleicher Zeit der Darſteller der allgemeinen Ehren des Reiches ſeyn, gleichſam ein Wächter der Verfaſſung und ein Erinnerer und Vermahner der Pflichten, die jeder Deutſche außer den Pflichten gegen das Einzelne und Kleine noch gegen das Allgemeine und Große hat.

Wer dieſe ſtolze und hohe Beſtimmung erfüllen ſoll, der muß reich und unabhängig ſeyn. Deswegen iſt ein armer oder zwiſchen Reichthum und Armuth hin und her ſchwankender Adel ein Nichts und widerſpricht durchaus der Idee des Adels.

Auf den Adel folgt in natürlicher Linie der Bauerſtand. Bauer heißt mir im weiteſten Sinne des Wortes jeder Mann, der eigenen Grundbeſitz hat. Zum Bauerſtande gehören alſo außer dem Majoratadel, der einen Stand für ſich darſtellt, alle adliche und bürgerliche Landbeſitzer und der Bauer im eigentlichen Sinn, der ſelbſt die Pflugſterze in den Furchen lenkt und ſein Korn auf der Tenne mit driſchet. Dieſer Bauerſtand iſt der Natur der menſchlichen Dinge nach beide die zahlreichſte und ehrenwertheſte Klaſſe des Volks. In ihr wohnt mehr als in andern Klaſſen des Volks die urſprüngliche und gediegene Naturkraft die Reinheit der Sitten die Treue und Redlichkeit der Geſinnung; in ihr wohnt der Muth und die Ausdauer, welche die tapferſten und rüſtigſten Vertheidiger des Vaterlandes geben. Der Staat hat alſo vor allen Dingen darauf zu ſehen, daß dieſer ſo ehrwürdige und große Theil des Volkes nicht ausarte oder

untergehe. Dieſe Ausartung und dieſer Untergang geſchieht auf zweierlei Weiſe, erſtlich durch die Anhäufung zu großen Reichthums in einzelnen Familien, welche die kleinen Landbeſitzer durch mancherlei Erwerbarten in ſich verſchlingen und ſo den Bauer im eigentlichſten Sinn zerſtören, zweitens durch Unterdrückung und Verknechtung der kleinen Landbeſitzer, die ſich in Zeiten der Noth und Unordnung gegen die Uebermüthigen und Mächtigen nicht vertheidigen können. Auf beiden Wegen iſt, wie uns die Geſchichte lehrt, der eigentliche ächte Bauerſtand oft zerſtört und das nothwendige innere Gleichgewicht der Staaten aufgehoben worden.

Die Geſetzgeber der beſten Staaten des Alterthums wußten recht wohl, wie viel darauf beruhet, daß der Beſitz der Grundſtücke einigermaaßen gleich vertheilt ſey und daß es viele mittelmäßige und kleine Landeigenthümer gebe, die in dem einfachſten Verhältniſſe zu Gott und zur Natur ſtehen und urſprüngliche Sitte Stärke Tapferkeit und Ehre in ihrem Schooße hegen und pflegen. Dieſe weiſen und weitſehenden Männer hatten überhaupt den Geſichspunkt, daß es dem Staate mehr fromme, daß er gute und tapfere, denn daß er viele und reiche Einwohner habe. Moſes Lykurgus Solon und Numa gründeten ihre Staaten recht eigentlich auf Ackergeſetzen. Unſere Vorfahren, die freien und tapfern Germanen, erhielten, als ſie das Chriſtenthum und einen Anfang größerer politiſcher Entwickelung und Bildung bekamen, keine ſo feſte und geregelte Geſetzgebung, als manche Staaten des Alterthums gehabt hatten. Unter der Obhut und Aufſicht der Kirche, welche die große Vormünderin und Leiterin des Menſchengeſchlechts war, entwickelten ſie ſich Jahrhunderte lang aus den natürlichen Keimen, welche der Bildungsgrad der Geſellſchaft der Geiſt des Chriſtenthums die Lage und Anlage ihres Landes und eigenthümliche Neigungen und

Leibe enthielten. Es trat ein Zuſtand ein, welchen alle Völker auf den erſten Stufen zur höheren geſellſchaftlichen Entwickelung einmal haben durchlaufen müſſen, ein Zuſtand faſt allgemeiner Verſklavung und Unterdrückung der kleinen Freien und der kleinen Gutsbeſitzer. Allmählig indeſſen, beſonders ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, ward das unvermeidliche Joch mehr und mehr gelichtet und gelüftet; doch blieben bis auf das letzte Jahrzehend Landſchaften in Deutſchland, wo der kleine Landbewohner faſt durchaus leibeigen und unterwürfig war und wo die Edelleute faſt die einzigen Freien auf dem Lande genannt werden konnten: ja ſo ungleich war das Verhältniß, daß in einigen Landen der kleine deutſche Bauer Landſtand war, während man ihn in anderen mehr und mehr ausrottete.

Ich mag nicht gern das Anſehen ſolcher haben, welche Schlöſſer in der Luft bauen und Geſpinſte ſpinnen, worin man nicht einmal eine Fliege, geſchweige denn Menſchen fangen kann. Man darf den einmal beſtehenden Beſitz nicht umkehren. Doch wünſchte ich, daß Folgendes nicht überſehen würde:

Es iſt meine innigſte Ueberzeugung, die ich aus dem Studium der alten Geſchichte und aus der Betrachtung der Verhältniſſe und Begebenheiten meines eignen Vaterlandes hole, daß zum rechten Beſtand und Wohlſeyn auch der neuen Staaten Ackergeſetze nothwendig ſind: nicht eben jene ſtrengen der alten Welt, die nur in ſehr beſchränkten Staaten und in den erſten Graden der politiſchen und geſellſchaftlichen Entwickelung der Völker möglich waren, aber doch ſolche, die wenigſtens die Hälfte aller Grundſtücke für feſte und unveränderliche Verhältniſſe binden. Ich erkläre mich näher.

Den erſten und vornehmſten Bauer, den rechten Edel-

mann, habe ich ſchon auf Majoraten befeſtigt; auch den kleinen Bauer will ich auf einer Art Majorat, das man meinethalben auch Bauerlehen nennen kann, gegründet wiſſen.

Zuvörderſt wünſche ich, damit ein rechter Kern des Volkes ſey und werde, daß in allen deutſchen Landen die Hälfte aller Ländereien von freien Bauern bewohnt und beſeſſen ſey.

In den Landſchaften, wo der Bauern mit eigenthümlichem Beſitz unverhältnißmäßig wenig ſind, ließen ſie ſich erſchaffen durch Zerſtückelung der Staatsgüter oder ſogenannten Herrengüter (Domänen), welche die Regierungen in Theile von einer bis drei Hufen Landes zerſchneiden und als Bauerlehen des Staats den Meiſtbietenden verkaufen könnten; ſo daß der Staat bei der Gründung dieſer nützlichen Anſtalt im Grunde wenig aufopferte.

Dieſe alſo geſchaffenen Bauerhöfe und die übrigen freien Bauergüter im Lande würden zu einer Art Bauermajorate erklärt.

Sie würden immer nur von Einem aus der Familie beſeſſen, welcher ſeinen übrigen Geſchwiſtern nur eine leidliche beſtimmte Abfindung und Ausſtattung gäbe, er ſelbſt aber das Haupterbe behielte und beſäße.

Sie wären untheilbar. Nichts iſt dem Staate in der Regel verderblicher als die übertriebene Zertheilung der Grundſtücke; ſie macht Bettler und Vagabunden und ſchafft Geſindel, wo nur treue und redliche Menſchen wohnen ſollen.

Niemand mag zu gleicher Zeit mehr als Einen dieſer Höfe beſitzen. Wer durch Erbſchaft oder Heirath zu dem ſeinigen noch einen oder mehrere derſelben erwirbt, der hat die überzähligen zu veräußern. Denn es war die Abſicht des Staates bei dieſer Einrichtung, daß viele freie und unabhängige kleine Grundbeſitzer und Bauern als rechte Näh=

rer und Erhalter der Tüchtigkeit und Tapferkeit des Volkes da ſeyn ſollten. Wenn aber mehrere dieſer Höfe vereinigt oder nur zugleich von Einem Beſitzer beſeſſen werden könnten, ſo ginge die Abſicht verloren und aus dem Bauer würde ein Herr.

Dieſe oder eine ähnliche Einrichtung ſcheint mir nothwendig zur Befeſtigung jedes Staates und zur Erhaltung des achtbarſten und kräftigſten Theils eines Volkes. Denn wenn der Staat nicht ſolche Vorkehrungen macht, ſo werden früher oder ſpäter Umſtände und Verhältniſſe eintreten, welche die kleinen Beſitzer der Erde vertilgen und alle Landbewohner in Eine große Maſſe von Herren Pachtern und Tagelöhnern verwandeln; wobei die Gediegenheit und Würdigkeit des Volkes, die ſich grade aus dem Bauerſtande immer ergänzen ſoll, ſehr leiden würde. Dies iſt zum Theil in England geſchehen, wo in vielen Landſchaften die kleinen Landbeſitzer (Yeomen) durch den überſchwemmenden Reichthum einzelner Familien faſt ganz weggeſpült ſind; und auch England würde ein ſolches Misverhältniß ſchmerzlicher fühlen, wenn nicht das Element des Meeres, die Thätigkeit Kraft und Freiheit, die es hervorruft, das hohe Recht, das auch über dem kleinſten engliſchen Mann waltet, und ſo viele andere Verhältniſſe, die nicht die unſrigen ſind und nie die unſrigen ſeyn werden, dort weniger verderblich machten, was an allen andern Orten das verderblichſte iſt.

Ich meine hier, wie es einigen ſcheinen mögte, nicht bloß das Aeußerliche das Wohlſeyn und Glück dieſer großen Menſchenklaſſe, ſondern mein Vorſchlag entſpringt aus dem innerlichſten Gefühl und der innerlichſten Anſicht des Staates. Ich wünſche den natürlichen und ſicheren Grund zu befeſtigen, worauf der Staat in der Länge allein ruhen und dauern kann.

Die Erde und die Geſchäfte, welche ſich zunächſt und unmittelbar auf ihren Anbau beziehen, ſind das Ruhende und Bleibende im Staate, das Bild des Feſten und Ewigen; ſie ſind dem Wandelbaren und Unruhigen entgegengeſetzt, was das Leben der Städte und der ſtädtiſchen Gewerbe iſt. An dem feſten und ſichern Beſitz des Bodens durch lange Geſchlechter von dem Urahn bis zum letzten Enkel hinab befeſtigt ſich die Sitte das Geſetz die Ehre die Treue die Liebe: der Bauer iſt des Vaterlandes erſter Sohn; wann er ein Knecht wird, wann ſein Herz kalt und ſein Arm ſchlaff wird für das Vaterland, dann iſt es wahrhaftig untergegangen. Wer alſo ein feſtes und glorreiches Vaterland will, der macht feſten Beſitz und feſte Bauern. Die Erde muß nicht wie eine Kolonialwaare aus einer Hand in die andere gehen, des Landmanns Haus muß kein Taubenſchlag ſeyn, woraus mit leichtfertigem Herzen aus und ein geflogen wird. Wo das iſt, da ſtirbt Sitte Ehre und Treue, da ſtirbt zuletzt das Vaterland. Wenn auch des Landmanns Triebe vagabundiſch werden, dann kann kein Gott die Menſchen von Sklaverei retten. Und haben wir in den letzten drei Jahrzehenden den Adel in vielen deutſchen Landen nicht in der Rolle von Gütermäklern und Kaufleuten geſehen? haben nicht viele ſogar die Sitze ihrer Ahnherren die Wiege ihrer Kindheit an Fremde zu verkaufen das Herz gehabt?

Wann ich auf dieſe Weiſe meinen Adel auf Majoraten und meine Bauern auf einer Art Majorate gegründet und ungefähr drei Viertel meines Landes mit feſtem Beſitz gebunden und dem Wandel und Wechſel entriſſen habe, und wann meine Verfaſſung von den Weiſeſten und Tüchtigſten bewacht wird und wann der Vortheil in ihr ſich ſelbſt bewacht, dann habe ich ein ſchweres und auf ihm ſelbſt ruhendes Gewicht im Staate hingelegt, worum die leichteren

Triebe der Geſellſchaft flattern und in welchem ſie ihren Mittelpunkt finden können. Das übrige Viertel meines Landes mag dann ohne Schaden des Ganzen mehr der Willkür und dem Wechſel des Beſitzers preisgegeben werden.

Dem Ruhenden und Gleichen des Landes und des Bauern in Beſitz Leben Trieben und Geſchäften iſt das Unruhige und Ungleiche der Stadt und des Bürgers entgegengeſetzt. Unter dem Wort Bürger im Gegenſatz gegen Bauer verſtehe ich im weiteſten Sinn des Wortes, was man ſonſt auch Stadtbewohner und ſtädtiſche Gewerbtreiber nennt. Zwar mögte man mir einwenden, eine Stadt mit ihren alten Gebäuden Kirchen Thürmen und Mauern, dieſer gleichſam als eine Mumie und Erſtarrung des Lebens in die Ewigkeit hinaus blickende Steinhaufen, ſey mehr ein Bild der Ruhe, als das in ſo vielen und mannigfaltigen Wechſeln der Elemente und Jahreszeiten ſpielende Land, und müſſe alſo die Menſchen mehr an das Gleiche und Stille gewöhnen; aber die Steine allein thun es nicht ſondern die lebendigen Geiſter, die in ihnen hauſen. Der Bürger tritt aus dem unmittelbaren Verhältniß mit der Natur heraus; in ſeinem Geſchäft und Gewerbe ſteht er ihr oft nur im dritten ja öfter kaum im dreißigſten Grade nahe, und wird, von ihrem ſtillen Wirken und Leben entfernt, leicht maaßlos in die wilde Weite der Gelüſte und Strebungen hineingeriſſen. Der Bauer lebt mit dem Einfachen und Natürlichen, er ſchafft das Einfache und Natürliche; der Bürger lebt mit dem Zuſammengeſetzten und Künſtlichen, er ſchafft das Zuſammengeſetzte und Künſtliche. Je weiter er es bringt in der Kunſt, je weiter er ſich von dem Einfachen und Groben der Natur entfernt und das Vielfache und Feine zuſammenſetzen bilden und geſtalten lernt, deſto weiter thut ſich ihm das unendliche und maaßloſe Reich der Geiſter auf: ſeine Gelüſte werden

heftiger, ſeine Anſichten des Lebens vielfacher, der Kampf mit künſtlichen Kräften und mit verkünſtelten Menſchen wird immer heißer, ſein ganzes Gemüth wird leichter und beweglicher. Da ſein nächſtes Geſchäft das Zerlegen und Zerſtören der einfachen Erzeugniſſe der Natur iſt, damit er aus dem Zerlegten und Zerſtörten wieder neues ſchaffe, ſo wiederfährt ihm unvermeidlich, was allen beſchränkten Weſen wiederfahren muß: der Geiſt ſeines Geſchäftes geht auf ihn ſelbſt über; er wird vielbegehrend vielgereitzt vielſeitig abgeſchliffen, gleich dem künſtlichen Geräthe oder Werke, das er als Schöpfer ins Leben ruft, er wird mehr und mehr ein künſtlicher Menſch. Wann der Menſch erſt ſo weit aus den natürlichſten Schranken des Lebens herausgeſchritten iſt, ſo liegt ihm das Nächſte nicht fern, nämlich das Lüſtere Unſtäte Flatterhafte in Neigung und Geſinnung. Dies wächſt in furchtbarer Fortſchreitung, je mehr der Menſch Maſchine wird, d. h. je mehr er durch Maſchinen arbeitet; je weniger er da als Menſch wirklich thut und kann, deſto mehr glaubt er zu thun und zu können und deſto dünkeliſcher und übermüthiger wird er. Vor allem aber wirkt zur Verflüchtigung der Triebe und zur Verquickung des ſchweren und feſten Sinnes der halb irdiſche halb geiſtige Dämon, Geld genannt, welcher als ein wunderbares Geheimniß der Geſellſchaft, zugleich ein ſichtbares und unſichtbares Zeichen, nun ſchon Jahrtauſende ſein Weſen getrieben hat, ohne daß man bis jetzt beſtimmt ſagen konnte, was er eigentlich iſt und wie er in den verſchiedenen Zeiten und Völkern wirkte. Manches von dem Guten und Böſen, das er geſchaffen hat, kann man freilich in einzelnen Erſcheinungen zeigen, aber ſein inneres Leben iſt verhüllt wie das Leben ſelbſt; man glaubt den Proteus zuweilen zu haſchen, aber in tauſend Geſtalten ſich verlarvend entflieht er

immer, und wann er es am argliſtigen meint, wandelt er ſich wie jener Alte wieder in Waſſer und plätſchert mit höhniſchem Wellengelächter dahin.

Wir faſſen dieſe Andeutungen Gedankenſpiele und Bilder in einem kurzen Ernſt zuſammen und ſagen: Die bürgerlichen Gewerbe und Thätigkeiten die Fabriken der Handel das Geld, als ein alles verflüchtigender Dämon dazwiſchenſpielend, ferner das gedrängte Zuſammenleben die vermehrten natürlichen und künſtlichen Bedürfniſſe die Reibung der Leiber und Geiſter an einander — alles dieſes ſchaffet das Hin- und Herſpielende im Gemüthe, das Flatterhafte Wandelbare Neuſüchtige: endlich ſchafft es bei dem Menſchen das Schlimmſte, die Einbildung, er könne durch Kunſt und Geiſt alles machen halten und regieren. Wenn dieſe Menſchen, welche die Städte die ſtädtiſchen Gewerbe und Handel und Fabriken und Künſte ſchaffen, das einzige Gewicht in der Waagſchaale eines Staates wären, ſo müßte er durch Ueberfluß an Geiſt und geiſtigen Trieben überwippen, er müßte durch den ewigen Wechſel und durch die zu viele Reibung der Kräfte zerſtört werden: die Welt würde wie ein Waarenhaus, die Tugenden und Kräfte des Menſchen würden wie Waaren, der Staat wie eine Renterei und die Staatsaufgaben wie Rechnungsexempel behandelt werden. (Ich frage: ſind viele die letzten funfzig ſechzig Jahre nicht ſo behandelt?) Kurz, von nichts als Bildern und Scheinen der Dinge umgaukelt, von nichts als Scheinen lebend und von Scheinen und Schatten geſpeiſet, würde der Staat bald der bethörte Hund auf dem Stege des Baches werden, der ſein Fleiſch aus dem Maul fallen läßt und nach dem Schatten deſſelben ſchnappt.

Alſo das immer Bewegliche und Wandelbare das Geiſtige und Künſtliche den Wechſel der Dinge und den

Wechſel in den Dingen ſtellt das ſtädtiſche Leben vor. Daher nennt man das ſtädtiſche Leben auch häufig Verkehr, weil vieles darin hin und her geht. Bei dieſen Geſchäften verflüchtigen und verflattern ſich die menſchlichen Triebe leicht und werden ungleich und unſtät, die Sitte weicht der Mode, die Beſtändigkeit dem Leichtſinn, die Treue ſelbſt wird zuletzt wie Geld gewechſelt. Daher entſteht nie auf dem Lande, häufig aber in den Städten ein leichtfertiges ſittenloſes zuchtloſes und üppiges Geſindel, ohne Karakter und Geſinnung: was man Pöbel zu nennen pflegt; ja der verdorbene Kunſtmenſch auch der oberſten Stufen der Geſellſchaft, wann er allen einfachen Gefühlen und Gedanken entfremdet iſt, gehört zu derſelben Klaſſe und verdient denſelben Namen. Wer nichts Ruhiges und Feſtes mehr in ſich hat, ſondern immer von dem einen auf das andere fährt und von einem zum andern flattert, der iſt vom Pöbel, ja der iſt Pöbel.

Damit nun bei der zu großen Flüchtigkeit und dem zu geſchwinden Wechſel der Dinge im ſtädtiſchen Leben und bei der Wirkung, welche dieſe Art nothwendig auf das Gemüth der Menſchen haben muß, aller Grund von Sitte und Geſetz nicht erſchüttert und endlich verſchüttet und der Menſch nicht in Wildheit und Unglück der Triebe hineingeriſſen würde, ſuchten alle wohl geordnete Staaten ein Gegengewicht gegen dieſe zu große Leichtigkeit und Flüchtigkeit, und auch unſre Vorfahren haben das gethan: ſie ſchufen etwas, das die wilden Triebe zügeln und die flatterhaften Geiſter feſſeln könnte, nämlich Innungen Zünfte und Gilden. Ich weiß wohl, daß die Theorie der Freiheit unſrer Tage dieſe Ordnungen als Gängelbänder der Unmündigkeit verlacht und als Nothbehelfe der Barbarei des Mittelalters verſpottet hat, deren unſelige Reſte auf das geſchwindeſte weggeſchafft werden müßten, damit die mündige Menſchheit in ungefeſſelter

und würdiger Freiheit wandeln könne; aber ich habe den Begriff von der mündigen Menſchheit nicht, den gewiſſe Herren von ihr hegen. Ich weiß wohl, daß wir den Menſchen, die vor tauſend und vor zweitauſend Jahren lebten, an Geiſt unendlich überlegen ſind; aber daß unſer Staat ſo ganz ohne Ballaſt auf gut Glück durch die Lüfte ſegeln und den Stürmen überlaſſen werden dürfe, das weiß ich nicht. Wie der Menſch nun einmal geſchaffen iſt, mit ſeinen Trieben und Leidenſchaften und ſeinen Kräften und Anlagen zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend und halb dem Himmel halb der Erde angehörend, ſchießt er durchaus in das Bodenloſe und Maaßloſe hinein, wenn man ihm nicht irgendwo einen Mittelpunkt giebt, wohin ihn eine unbewußte Schwere nach langem Flattern immer zurückträgt, wenn man ihn nicht irgendwo durch Sitte und Gebrauch befeſtigt, welche immer beſſer halten, als alle geiſtigen Künſte und Lehren.

Wollen wir alſo ein feſtes frommes ehrbares und gehaltenes Bürgerweſen haben, ſo müſſen wir unſere Bürgerſchaften nach alter Weiſe unſerer Väter wieder in ſichere Schranken von Innungen und Zünften ſchließen.

Aus dieſen wiederhergeſtellten und erfriſchten Einrichtungen, welche ächt germaniſchen Stammes ſind, räumen wir alles Nichtige und Todte weg, das für unſere Zeit nicht paßt, alle unnützen Misbräuche und Hemmungen menſchlicher Kräfte und Entwickelungen.

Man befeſtige aber dreifach, was die Menſchen als Gemeinheiten zuſammenbindet und was den gemeinſamen Geiſt des Volks reizt und erweckt.

Man knüpfe daran, wie weiland geſchah, die Erziehung der Jugend und die Sorge für die Sitten.

Man knüpfe wieder daran die Heiligkeit des Lebens

und der Ehe und wähle in jeder Innung Aelteſte, welche über alles Läſterliche Ausgelaſſene und Unchriſtliche zu wachen haben.

Man verbinde mit dieſer Einſchließung der Menſchen in feſter Ordnung und Sitte die alten mannlichen und kriegeriſchen Uebungen und Einrichtungen, wodurch deutſche Bürger vor vierhundert ja noch vor zweihundert Jahren ganz andere Männer waren als die jetzigen.

Man ordne anderes Löbliches und Mannliches an, wodurch das Tüchtige als das Beſte, das Ehrliche als das Bleibende, das Deutſche und Vaterländiſche als das Liebſte und Preiswürdigſte gezeigt wird.

Kurz durch Sittlichkeit Mannhaftigkeit und Wehrlichkeit mache man den Bürger wieder zu dem achtbaren und ehrenwerthen Manne, welcher er ſeyn ſoll, und bändige die Sündfluth der Flatterhaftigkeit und Nichtigkeit unſerer Tage, die alles Verehrliche und Heilige in Sitten und Weiſen unſers Volks weggeſpült hat.

Thut man dies oder Aehnliches nicht, ſo treiben wir als ſchwächliche und geſtaltloſe Sklaven aller Begierden dem Unglück und der Knechtſchaft immer ſteuerloſer entgegen. Denn wir Deutſche beſonders haben durch unſere Lage und durch unſer Verhältniß zu den übrigen Völkern mehr als jedes andere Volk die Aufforderung uns in uns ſelbſt durch feſte und geſchloſſene Einrichtungen und Ordnungen auf das ſtärkſte in einander zu binden. Da wir das Mittelpunktsvolk Europens ſind, ſo reiben alle Bewegungen der Welt ſich an uns, alle Stürme und Ströme der anderen Völker brauſen auf uns ein, und wir müſſen unvermeidlich fliegender Staub und Schaum werden, wenn wir gegen dieſe Reibungen und Bewegungen nicht Bollwerke und Wehren ſchaffen, die uns ſichern.

So haben wir denn drei Stände in deutſchen Landen, den Adel den Bauer und den Bürger. Wo noch Prälaten mit Standesrechten ſind, mag man ſie beibehalten; doch ſage ich vorher, daß ihre Wirkung auf das Ganze gering ſeyn wird. In dem Bürger und Bauer liegt ein natürlicher Gegenſatz, welcher Kämpfe hervorbringen wird: ohne lebendigen Kampf iſt keine Freiheit. Die ruhenden und die beweglichen die ſittlichen und die wilden die leiblichen und die geiſtigen Kräfte der Welt ſind in dieſen beiden Urſtänden der Geſellſchaft einander ſo gegenüber geſtellt, daß es an lelebendigem Wettſtreit, d. h. an rechtem politiſchen Leben nicht fehlen wird. Neben dieſen beiden Ständen ſteht der Adel, näher dem Bauer, doch auch dem Bürger nicht ganz fremd. In wie weit er durch feſten Grundbeſitz Bauer iſt, haben wir oben angedeutet; durch eine größere Beweglichkeit des Geiſtes, als der Bauer hat und in der Regel haben darf, ſpielt er auch zum Bürger hin: aber er ſpielt nur hin. Seine geiſtige Beweglichkeit und Kühnheit ſoll bloß die Ehre und Gefahr ins Auge faſſen; die geiſtige Kühnheit und Beweglichkeit faßt öfter den Gewinn und den Wechſel als bloßen Wechſel. Der Adel behält auf der Stufe der geſellſchaftlichen Entwickelung, auf welcher wir jetzt ſtehen, die Rolle eines Vermittlers zwiſchen dem Volke und den Fürſten und zwiſchen den Fürſten und dem Oberhaupte des Reichs. Er ſoll gewiſſermaaßen ein kriegeriſcher Gährungsſtoff der Ehre ſeyn, der die Kräfte aufbrauſen und zuweilen über die Höhe des Gemeinen und Gewöhnlichen emporſteigen läßt; er ſoll die Ideen des Großen und Hohen ja ſelbſt des Kühnen und Gefährlichen in dem Volke lebendig erhalten; durch ſeine ehrenvolle und unabhängige Stellung im Staate ſoll er die Fürſten zu Edelmuth und Hochherzigkeit emportreiben und, wenn ſie ja nicht Fürſten ſeyn wollen, mit Ernſt und

Würde ſie ihrer Pflichtigkeit gegen das Allgemeine, gegen das Reich, erinnern, ohne welche ſie nichts ſeyn würden.

Dieſe drei Stände haben in allen Geſchäften und Bedürfniſſen des Landes die rathſchlagende und mitregierende Macht; die ausführende Gewalt ſteht bei den Fürſten in den Gränzen, welche durch die allgemeinen Geſetze Deutſchlands beſtimmt ſind.

Der Fürſt wird angeſehen als eine heilige unverletzliche und unſchuldige Perſon, die nicht ſündigen kann. Seine Räthe und Miniſter ſind aber verantwortlich. Geſchieht Ungeſetzliches und Frevelhaftes in Verordnungen und Ausführungen, ſo werden ſie von den Ständen zur Rechenſchaft gezogen und, wenn ſie ſchuldig ſind, beſtraft.

Bei einer ſolchen Verfaſſung, die menſchlich und edel iſt, kann man einen Fürſten faſt einen glückſeligen Mann nennen. Gott giebt ſeinen Geiſt nicht nach dem Maaße noch nach Erbſchaft und Stammbäumen: nicht alle Fürſten werden als große und geiſtreiche Männer geboren, auch nicht alle als gute und menſchenfreundliche Männer. Wie glücklich, wenn die ſchwachen und mittelmäßigen Hülfe haben in der Ordnung der Geſellſchaft, welche durch die innige Theilnahme aller Mitbürger an ihrem lebendigen Staate und durch die Oeffentlichkeit und Würde der Verhandlungen immer die fähigſten und geiſtreichſten Männer an die Spitze der Geſchäfte bringt und eine Menge geſetzkundiger geübter und geſchickter Männer bildet, die in Zeiten der Noth dem Fürſten und dem Vaterlande helfen können! Wie glücklich, wenn die böſen und tyranniſchen durch Geſetze gezügelt werden, daß ſie nicht in Gewalt und in Uebermuth hinfahren noch die Gräuel der Willkür üben können! Wie glücklich aber die Fürſten von Geiſt und Kraft! ſie finden ein gehorſames gebildetes ſtolzes und freies Volk, worüber ſie die

Sonnenſtröme ihres Kopfes und Herzens ausgießen können; ſie finden in der Verfaſſung kein einziges Hinderniß gegen das Gute und Große, ſie finden nur Hinderniſſe gegen das Schlechte und Unwürdige. Solche Herrſcher werden ſich auch in ſolchen Staaten auf das freieſte bewegen können, denn ſie wollen nur frei ſeyn, wie Gott frei iſt, das Menſchliche und das Vortreffliche zu fördern und hervorzubringen. Der Adel in ſeiner höchſten Idee ſtellt gleichſam den himmliſchen Glanz des Staates dar, der Fürſt iſt dieſer Himmel ſelbſt, der höchſte Schein der menſchlichen Dinge, das höchſte Bild der Majeſtät und Gerechtigkeit auf Erden. Oft ſteht dieſer Glanz und dieſer höchſte Schein der Dinge der Erde ferne, ja es ſcheint faſt, als bedürften die Menſchen ihrer nicht; aber ich ſage, alles würde in Dumpfheit Verwirrung und Zwietracht vergehen, wenn dieſer beinahe körperloſe Glanz, der ohne ſichtbare Bande ſo feſt bindet, ſich nicht über dem Ganzen wölbete und das Ganze umwölbend umſchlöſſe. So wie Gott immer unſichtbar, in gewiſſen Zeiten in ſeinen Wirkungen kaum ſichtbar geglaubt, doch das All erhält und beſchirmt, in ſolcher Nähe und Ferne zugleich ſoll die Majeſtät des Fürſten über dem Ganzen ſchweben und das Ganze zuſammenhaltend und beſchirmend gedacht werden.

Der Adel als Glanzgeber und Ehrenträger des Volks und als Emportreiber der fürſtlichen Seelen zu hohen Ideen, endlich als Ermahner und Hinweiſer auf das Allgemeine iſt in kleinen Staaten, wie wir mehrere deutſche Staaten vorausſetzen, noch ein weit nothwendigerer Theil des Volkes als in großen. Denn da in kleinen und ſchmalen Staaten der Hof und die Verhältniſſe und Einflüſſe des Hofes allen Bewohnern derſelben die nächſten ſind und da geſellſchaftliche und höfiſche Rückſichten das Bürgerliche und

Politiſche allenthalben überſchatten und befangen, ſo würde unter dieſen Umſtänden alle Freiheit des Muthes und des Mundes untergehen, wenn nicht freie und unabhängige Männer für eine höhere Ehre des ganzen Reiches geſtempelt wären, welche das ganze Volk zu edlem Stolz und Freimuth emporhüben und es von der kleinlichen Furcht und dem kleinlichen Geiz erlöſeten, die für knechtiſche Dienſtbarkeit die Gemüther binden.

Dieſe ſind meine gegebenen und natürlichen Beſtandtheile zu einer freien und deutſchen ſtändiſchen Verfaſſung: dieſe und keine andere. Doch ſind geſcheidte Männer, die da meinen, auch von andern beſonderen Theilen des Volks z. B. vom Kriegsſtande von der Geiſtlichkeit von den Gelehrten und von anderen einzelnen Ordnungen des Staates müſſen Landboten und Vertreter an öffentlichen Tagen mit erſcheinen. Ich meine anders und ich gebe ganz kurz meine Gründe an.

Man muß, wenn man das eigentliche Leben eines jeden lebendigen Dinges recht erkunden und in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen begreifen und betrachten will, dies hiſtoriſch oder vielmehr naturhiſtoriſch thun. Man muß das Ding oder die Einrichtung, die man unterſuchen will, durch alle mannigfaltigen Uebergänge und Durchgänge der Entwickelung verfolgen von ihrer Wiege bis zu ihrem Grabe, wenn das Grab ſchon da iſt. Man wird dann, nachdem man tauſendfältig geſchieden und verbunden zerlegt und zuſammengeſetzt hat, nachdem man oft geglaubt hat dies und jenes ſchon feſt und ſicher zu halten, nachdem man tauſend glänzende und täuſchende Irrthümer und Vorausſetzungen angenommen und wieder weggeworfen hat, faſt immer die endliche Wahrheit finden, daß das, was im Anfange eines jeden Dinges das Leben und den Beſtand deſſelben machte, auch bis ans

Ende das Leben und den Beſtand deſſelben machen muß: daß hingegen alles, was Aberwitz und Ueberklugheit als Hülfe oder als Bindungsmittel und Ergänzungsmittel mit hinein ſchoben, früher oder ſpäter als etwas Fremdartiges ausgeſtoßen wird oder auch als ein fremder Körper in den geſunden Theilen Zuckungen Krankheit Fäulniß und endlich den Tod verurſacht. Dieſes Beiſpiel ſoll mir recht eigentlich auf das Politiſche paſſen.

Die Noth verband die Menſchen zu Geſellſchaften und Staaten, ſie gaben die wilde und unſichere Freiheit auf, damit ſie die zahme und ſichere Freiheit beſitzen könnten. Was wollten die Menſchen zunächſt, als ſie zu einem Staate zuſammentraten? Sicherheit des Lebens und Sicherheit des Beſitzes oder Sicherheit der Güter und Sachen, wodurch das Leben erhalten wird. Urſprünglich ſind alle gute Staaten auf dieſen beiden großen Punkten gegründet und alle darſtellende und ſtändiſche Verfaſſungen beziehen ſich zunächſt immer auf ſie. Dies, was in dem Wiegenzuſtande aller menſchlichen Geſellſchaft ſchon die Grundlage der Staaten und ihrer Vertretungen war, muß auch in dem viel gebildeten und entwickelten Zuſtande derſelben das Maaß und die Regel bleiben, wornach man die Verfaſſungen beſtimmen meſſen und wägen kann. Wann aber der traurige Zeitpunkt eintritt, daß die Verfaſſungen überſtürzen und ihre ungleichen Theile ſich überwippen wollen; wann das gegenwiegende und erhaltende Gleichgewicht aufzuhören anfängt; wann die Menſchen von der Kunſt zur Künſtlichkeit und von der Bildung zur Verfeinerung übergehen — dann beginnen leider die natürlichen Dinge und ihre Verhältniſſe und die Begriffe über dieſe Dinge und Verhältniſſe ſich zu verwirren. Wenn man gewöhnlich ſagt: der Menſch ſoll den Leib geſund erhalten durch friſches Leben und durch lebendige Ue-

bung, damit auch der Seele wohl ſeyn könne, ſo kann man viel eigentlicher und richtiger ſagen: der Staat ſoll vorzüglich auf ſeinen Leib und auf das Wohlſeyn und auf die richtige Zuſammenſetzung und Zuſammenhaltung ſeiner leiblichen Beſtandtheile achten, damit ſein Geiſt geſund ſey; er ſoll im hoch entwickelten Zuſtande der Geſellſchaft nicht zu vornehm und zu fein ſeyn und die irdiſchen Dinge und die leiblichen Beſtandtheile, woraus ſein Leben eigentlich beſteht, nicht zu vornehm und zu fein behandeln wollen, damit er nicht zu gleicher Zeit beide das Grobe und das Feine verliere. Je mehr die Menſchen in ſolchem gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft alles mit dem Geiſt erfaſſen und aufnehmen mit dem Geiſt behandeln und im Geiſt ſchätzen und würdigen, deſto mehr müſſen ſie den einfachen Boden des Lebens mit tauſend Wurzeln an die alte ſichere Erde befeſtigen, damit der Geiſt nicht mit ihnen und ihrem Staate in die Luft fliege und endlich dort oben in zu großer Sonnennähe alles Leibliche und Irdiſche in Rauch Dunſt und Flammen aufgehe.

Ich brauche dieſes Bild nicht umſonſt: die meiſten Staaten ſind vergangen und zerſtoben, weil ſie es verſäumten ſich immer in den einfachen Elementen der Verfaſſungen zu begründen und zu halten; ſie brachten zu den erſten und einfachen Kräften und Gewalten des politiſchen Lebens endlich ſo viele Gewalten des zweiten und dritten Ranges, die ſchon mehr geiſtig ſpielten und kämpften, daß zuerſt die Begriffe ſich überſprangen und verwirrten, darauf die geiſtigen Gewalten die einfachen Beſtandtheile durchlöcherten und aushölten und endlich das ganze ausgehölte und durchfreſſene Machwerk, das immer noch Staat hieß, leicht wie eine Feder in die Luft flog und ohne Schwerkraft ſo lange umher getrieben ward, bis es ganz zu Scheitern ging. Ueber-

muth des Geiſtes, der die rechten und natürlichen Gleichgewichte aufhob, hat alle Staaten zerfreſſen und zerſtört. Darum will ich, daß man bei der Verfaſſung und Vertretung des Staates ſich immer an den erſten und urſprünglichen Elementen deſſelben halte. Der Staat iſt urſprünglich ein ſehr leibliches Ding, aus ſehr leiblichen Bedürfniſſen Leidenſchaften und Verhältniſſen entſtanden; er muß es zum Glück der Menſchheit immer bleiben. Er muß wenigſtens drei Viertel Erde als Ballaſt enthalten und ſelbſt dem vierten Viertel Geiſt, das in ihm lebt, muß er ſo ſehr möglich die Natur irdiſcher Dämonen geben, damit ihm nirgends wohler und heimiſcher ſey, als in der irdiſchen Behauſung. Wer die zu leichten ätheriſchen und himmliſchen Geiſter mit in den Leib des Staates hineinbannen will, weiß nicht, welche Thorheit und welchen Frevel er wagt: er macht die Erde zu leicht und unſtät und nimmt dem Himmel den Glanz, weil er nichts Feſtes behält, worin er ſich ſpiegeln oder vielmehr worauf er ſein Bild werfen und durch deſſen Schatten er ſeine Schönheit färben kann.

So iſt es. Im gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft iſt der Menſch die Erde und ſind alle irdiſchen und leiblichen Dinge und Verhältniſſe auf das vielfachſte ja auf das tauſendfältigſte ſchon mit Geiſt erfüllt und durchdrungen; man bedarf alſo, damit ſie hier unten richtig beſtehen, nicht ſowohl Geiſt zuzuſchütten als vielmehr Geiſt wegzunehmen. Wann die leiblichen Dinge faſt ſchon zu viel Geiſt enthalten, ſo iſt man unklug, wenn man die Geiſter noch als Geiſter in die Reihe dieſer leiblichen Dinge mit hinein ſtellt. Will man den Staat auf das ſicherſte aufreiben und zerrütten, ſo hat man in ſolchen Zeiten der Bildung, als in welchen wir leben, nur alle geiſtigen Elemente des Lebens mit zu unmittelbaren Elementen der Staatsverfaſſung zu

machen. Nein, keine Prieſter keine Gelehrte kein Kriegsſtand als ſolche müſſen unmittelbare Stellvertreter unter den Ständen haben, welche den Staat darſtellen, oder man verliert die erſten und letzten einfachen Begriffe und Verhältniſſe der politiſchen Geſellſchaft und ſchafft aus lauter Streben nach reiner Vernunft die reine Unvernunft. Haben ſie ja einmal in ihren beſondern Angelegenheiten den Staaten etwas Hochwichtiges vorzutragen, ſo bleibt ihnen das durch Einlagen und Bitten immer unverwehrt.

Wirft man mir ein, mein leiblicher und auf leiblichen Bedingniſſen und Gründen gebauter und geſtifteter Staat ſey ein rohes und gemeines Ding, ſo kümmert mich das nicht; ich will nicht edler ſeyn und nichts Edleres und Feineres machen, als die ſchwere und grobe Erde und was wir von ihren ſchweren und groben Stoffen in uns tragen es erlaubt. Ich weiß eben ſo gut, als dieſe feinen Gegenredner und Tadler, daß des Menſchen Leben und alles Leben überhaupt nur im Geiſt und in der Bewegung des Geiſtes beſteht, daß alles Edle und Hohe nur nach dem Geiſt gemeſſen wird; aber ich weiß auch, daß der Geiſt, wenn man der Erde die wohlthätige Schwere nimmt, wie ein leichter Flatterer die Erde verläßt und zuletzt von Stürmen in Wolken und Lüfte fortgetragen wird und nimmer wiederkömmt. Die naturhiſtoriſch gefundene Uridee des Staats leibliche Sicherheit und leiblicher Beſitz muß bis in dem letzten und feinſten Zuſtande der Geſellſchaft feſtgehalten werden. Sichere nur den Leib, ſichere nur die leiblichen Kräfte, gieb nur leibliche Wonne und Weide und leibliches Wohlſeyn und in dieſem fetten und üppigen Boden werden die Geiſter ſchon von ſelbſt wachſen und wuchern und je tiefer ſie ihre Wurzeln in die Erde hinabtreiben, deſto höher mit ihren Zweigen zum Himmel emporſtreben!

Diejenigen, welche wollen, daß man auch alle geiſtigen Kräfte und Körperſchaften der Geſellſchaft im Staate vertreten laſſen ſoll, haben ſich das Verhältniß des Geiſtes und Leibes weder bei der Erde noch bei dem Menſchen klar gedacht; ſonſt würden ſie den Geiſt nicht doppelt und dreifach dargeſtellt wiſſen wollen. Der Geiſt wird im Staate ſchon dargeſtellt und vertreten theils durch die Kräfte, die in Bewegung ſind, theils durch die Menſchen, welche ihn tragen und darſtellen. Bei einer freien und würdigen Verfaſſung, wie wir ſie künftig in unſerm wieder geretteten Vaterlande vorausſetzen, werden nicht die dummſten und unfähigſten ſondern häufig die geiſtreichſten und geſchickteſten Männer aus allen Klaſſen zu Landboten und Volksvertretern gewählt werden. Dieſe werden bei ihren Sorgen zunächſt für die Erde und für die irdiſchen und leiblichen Dinge und Verhältniſſe den Geiſt und die Angelegenheiten des Geiſtes, die Erziehung die Sitte und Sprache die Kunſt und Wiſſenſchaft des Volkes nicht vergeſſen, weil ſie wohl fühlen, daß ohne die Blüthe dieſer hohen und heiligen Dinge auch die unterſte und irdiſcheſte Freiheit nicht beſtehen und der Genuß auch der gemeinen Güter des Lebens nicht geſichert werden könnte. Aber dem Geiſte und denjenigen Ständen, welche unmittelbar berufen ſind die geiſtigen Kräfte des Volkes lebendig zu erhalten und an alle zu vertheilen und auszuſpenden, iſt die größte und heilſamſte Wirkſamkeit auf den Staat und auf alle Verhältniſſe deſſelben verliehen durch die Preßfreiheit, welche wir als das Palladium aller menſchlichen Bildung und Freiheit gleich anfangs am unbeſchränkteſten vorausgeſetzt haben. Wo Rede und Schrift frei walten dürfen, dieſe großen Zeichen der göttlichen Majeſtät, da darf man nicht fürchten, daß die Geiſter die Flügel ſenken und einſchlafen. — Den Geiſtlichen und

Prieſtern vollends muß in unſern chriſtlichen Staaten immer der gewaltigſte und allmächtigſte Einfluß bleiben, wann ſie wirklich werden, was ſie ſeyn ſollen, ein hoch über der Erde und über den gewöhnlichen irdiſchen Verhältniſſen und Sorgen ſtehender idealiſcher Prieſterorden, welcher den Himmel und die himmliſchen Güter verwaltet und den mit Mühen und Sünden beladenen Sterblichen die höhere Freude und den überſchwänglichrn Troſt ſpendet, die von oben kommen. Nicht als ein irdiſcher Reichsſtand werden die Prieſter künftig noch lange beſtehen — dazu iſt die Religion zu ätheriſch geworden — aber vielfach werden ſie mit tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Fäden das Leben ziehen und halten, vielfach werden ſie auch durch löbliche Einrichtungen, die theils noch beſtehen theils bei erneuerter Freiheit wieder geſtiftet werden müſſen, in die Verhältniſſe des Staates eingreifen: als Erzieher und Bildner als Tröſter und Vermahner als Warner und Sittenrichter des Menſchengeſchlechts; ja, wenn ſie wirklich edle und fromme Männer ſind, faſt als überirdiſche Boten Gottes werden auch ſie in dem Staate ihre Stelle einnehmen und am mächtigſten regieren, wann ſie am wenigſten zu regieren ſcheinen.

Was ſind dieſe Worte? was wollen ſie? Sie ſind Winke, ſie wollen nur winken; weiter vermeſſen ſie ſich nichts. Ich habe ungefähr zeigen wollen, wie die Verhältniſſe der Dinge und Menſchen, kurz wie die Verhältniſſe unſerer Bildung und Geſellſchaft jetzt ſind und was demnach aus den vorhandenen Stoffen ungefähr eingerichtet und gemacht werden könnte. Ich weiß, daß die Erde nichts Vollkommenſtes duldet, daß die Welt und der Staat der Idee, welche ein edler Menſch in ſeinem Herzen trägt, hier unten nie zu verwirklichen iſt, aber ich glaube, daß die Aufgabe der Vernunft darin beſteht ſich ihnen zu nähern. Tauſend Dinge

und Verhältniſſe ſind, welche auf einen Staat einfließen und welche ihn ſo oder anders geſtalten müſſen, je nachdem ſie gerade in der Zeit beſtehen. Die Anlagen und Neigungen eines Volkes und eines Landes, die Beſchaffenheiten und Eigenſchaften der Nebenländer, die Reinheit oder Verworfenheit der Sitten, der höhere oder niedrigere Stand der Bildung und Wiſſenſchaft, endlich die Neigungen und Strebungen, welche grade in dem Zeitalter ſind, in welchem etwas geordnet werden ſoll — dies und tauſend andere Umſtände Verhältniſſe und Beziehungen müſſen betrachtet und erwogen werden, wann ein Volk ſeine politiſchen Einrichtungen ordnen will: es kann auf Erden nichts rein vollkommen werden, wie es in dem Himmel des Gemüthes ſteht, ſondern nur ſo gut, als die Mängel und Gebrechen der Erde und des Menſchen es erlauben. So iſt es mit den höchſten und heiligſten Dingen, von welchen hier auf Erden nur die Scheine und Schatten geſehen werden können, mit der Sittlichkeit der Religion und dem Staate. Nie, ſo lange die Erde ſteht und die Menſchen bleiben, wie ſie ſind, wird etwas von dieſen Angelegenheiten der Menſchheit, ihm ſelbſt gleich und einſtimmig gemacht, immer auf derſelben Linie ſtehen und in derſelben Linie fortlaufen, ſondern vielfach hin und her wankend und wechſelnd werden bald die leiblichen bald die geiſtigen bald die irdiſchen bald die himmliſchen Kräfte das Uebergewicht haben. Das Bild der Erde iſt Wechſel und Kampf der Kräfte, daher Arbeit und Unruhe; der himmliſche Friede glänzt nur als ein weit zurückgetretenes Bild in dem innerſten Heiligthume der reinſten Gemüther, äußerlich kann er ſelten erſcheinen. Wäre Gerechtigkeit die herrſchende Gottheit auf Erden, wäre Recht, dieſes nur in der Geſellſchaft geborne Kind, etwas von allen gleich Angenommenes und gleich Verehrtes, ſo wären ja alle Regierungen

überflüſſig, ſo wären Stände und Stellvertreter des Volks und Worte und Winke über ſtändiſche Verfaſſungen das Ueberflüſſigſte: die erhabene Idee, die hienieden wirklich geworden wäre, würde auch wirklich regieren. Kampf um Recht und Beſitz heißt der Begriff meines Staates; auch in den am vollkommenſten eingerichteten Staaten wird nur nach der Gerechtigkeit geſtrebt und um das Recht geſtritten. Nie auch in den beſten Staaten läuft das Recht grade durch, wie die Idee vom Recht bedeutet, ſondern nach vielen Irrungen und Abſchweifungen rechts und links vom graden Wege wird zuweilen wieder eingelenkt. Wenn aber keine darſtellende Gewalten wären, die das Gleichgewicht der Kräfte erhielten, und keine Macht, die zum Gehorſam gegen das Recht zwingen könnte, ſo würde ſich endlich alles in Verwirrung und Elend verlaufen.

Bei dieſem Zuſtande der Unvollkommenheit aller irdiſchen und menſchlichen Dinge bleibt die platoniſche Republik, der vollkommene Staat, ein idealiſcher Traum. Hier wird nichts auf die Unvergänglichkeit gebaut, ja das lebloſe Kunſtwerk des Menſchen überdauert immer das lebendige: noch ſtehen die Pyramiden Aegyptens, aber wo iſt das Volk geblieben, das ſie bauete? Der Laokoon und Apoll von Marmor haben die Römer und Griechen überlebt; auch unſere Dome von Köln und Strasburg mögen vielleicht einſt länger gezeigt werden als unſer Volk. So iſt die ſchwermüthige Tragödie des Schickſals und der Geſchichte. Staaten wurden zerſtört durch Leidenſchaften der Menſchen, durch Geiz Wolluſt Herrſchſucht Eroberungsluſt, durch Gewalt der Natur und Gewalt anderer Völker, am ſicherſten durch Weichlichkeit und Wolluſt, welche die ſchändliche Knechtſchaft, bald den unvermeidlichen Tod gebären; aber auch die beſten Staaten können ſich ableben und vor Alter ſterben, wann

das Zeitalter oder der Muth fehlen das Verſteinerte oder Verknöcherte, worin der Tod ſitzt, wegzuräumen, oder wann dem Volke die Kraft fehlt das Harte wieder weich und das Dürre und Welke wieder grün und ſaftig zu machen; endlich können ſelbſt dieſe beſten Staaten, wenn ſie auch am glücklichſten ſind, von Zeit zu Zeit ſolchen Erſchütterungen nicht entgehen, welche man Umwälzungen oder Revolutionen zu nennen pflegt. Dieſe Umwälzungen kommen entweder von außen als Gewalt der Natur oder fremder Völker, oder von innen, theils durch den Geiſt des grade gebietenden oder leitenden Zeitalters, theils durch die Anhäufung zu großer Maſſen von Geſetzen Formen und Gerüſten, welche faſt nie anders als durch große Erſchütterungen wegzuräumen ſind, wodurch man mittelſt einer wohlthätigen Nothwendigkeit dahin geführt wird, das Meiſte, was die Staatsverfaſſung betrifft, wieder von vorn anzufangen. Alſo nirgends ein feſter Beſtand und ſichere Ruhe in irdiſchen Dingen, ſondern Wandel und Wechſel hin und her und oft die wildeſten und blutigſten Veränderungen und Umkehrungen, welche Glück Freude und Leben der Menſchen auf das unbarmherzigſte verwüſten und zerſtören.

Viele haben aus Furcht vor den von Zeit zu Zeit erfolgenden Erſchütterungen und Umwälzungen der Staaten, deren Aehnlichkeit wenigſtens da erſcheinen muß, wo lebendige Bewegung der Kräfte, d. h. wo Freiheit und freie ſtändiſche Verfaſſung iſt, dem dicken und dumpfen politiſchen Tode, dem Deſpotismus, das Wort geredet; ſie haben die Zuchthausordnung eines deſpotiſchen Staates als das größte Glück und die einzige Freude des menſchlichen Geſchlechts geprieſen. Aber ein ſolcher Zuſtand der Erſtarrung oder Verfaulung iſt immer doch unſeliger, als die wildeſte Bewegung auch der übermüthigſten Geiſtigkeit, weil alles Menſchliche

und alles Göttliche, kurz weil alles Leben und alle Kraft in ihm untergeht. Nichtswürdige Faulheit hündiſcher Knechtsſinn ſchmutzige Wolluſt ſchnöder Geiz tigerartige Grauſamkeit thieriſche Stumpfheit düſtre Unwiſſenheit Ertödtung alles Geiſtes und aller Freude — das heißt die Ueberſchrift dieſes Zuchthauſes, das Frieden und Ordnung verſpricht. Nicht bloß die Geiſter verſchwinden, auch die Leiber ſterben ab, und ohne Stolz Ehre und Hochſinn ſtürzen ſolche Staaten bei dem erſten heftigen Anlauf und Sturm von außen nach kurzer Dauer gewöhnlich auf immer zuſammen. Werden einige dieſer Deſpotien durch die Gunſt beſonderer Umſtände durch ihre geographiſche Lage und durch eigenthümliche Weltverhältniſſe gerettet, ſo werden ſie todte Verpuppungen und Mumien von Staaten gleich China, vom welchem der Pater dü Halde ſagte, die einzige Springfeder ſeiner Regierung ſey der Stock, deſſen gleichförmige und geprieſene Ruhe gewiß kein Europäer beneiden wird.

Unter dummen und faulen Menſchen und unter ſolchen, welchen das Kurze und Müheloſe gefällt, das allerdings da iſt, wo gar kein Wettkampf lebendiger Kräfte Statt findet, wird der Deſpotismus immer Vertheidiger finden; ihnen däucht es ſo bequem den ganzen Staat in ein großes Tabellenwerk zu verwandeln, ja ein Maſchinenwerk von Puppen daraus zu machen, wo ſie nur einen Faden anzuziehen bedürfen, damit alle Puppen tanzen; ſie und manche kleine und große Deſpotenköpfe mögten gern gleich Napoleon durch Befehle herrſchen, welche knechtiſche Schergen unter dem Namen Präfekten Intendanten Maires und Gensd'armes mit dem blindeſten Gehorſam ausführen; ſie mögten gern den Säbel eines Gensd'armes, wie der Pater dü Halde den chineſiſchen Stock, zur erſten und letzten Springfeder einer Regierung machen. Aber deutſche Vernunft und deutſche

Ehre werden es hoffentlich dahin nicht kommen laſſen, daß wir ferner von ſolchen Schergen der Willkür getrieben werden, ſondern alle insgeſammt, Fürſten und Volk, werden durch die große Zeit lernen, daß nur das deutſche Ordnung heißt, Geſetzen gehorchen und nach Geſetzen regieren, und daß wir den Schimpf ſolcher Einrichtungen nicht dulden müſſen, welche nicht Freien geziemen ſondern Knechten.

Ueber

Sitte Mode und Kleidertracht.

Ein Wort aus der Zeit.

Fein ſittiglich, fein ſittiglich
Hält Seel und Leib zuſammen,
Doch wälſch und leicht und liederlich
Das löſcht der Tugend Flammen:
Bedenk dies wohl und halt daran,
Du, welcher deutſch geboren,
Durch Wälſches ging gar mancher Mann,
Gar manches Weib verloren.

(Gedruckt zu Frankfurt a. M. 1814.)

Vorwort.

Dieſe flüchtigen Worte wollen nichts bedeuten, ſie winken nur: Worte ſind überhaupt nur Winke, Gott aber iſt der Redner und der Thäter. Gott ſpricht und hat geſprochen, der Donner ſeiner Gerichte hallt über die Welt und wird die Menſchen durch Furcht zur Noth durch Noth zu Gedanken durch Gedanken zur Erkenntniß und durch Erkenntniß zur That bringen; wir werden wohl begreifen müſſen, daß es nicht genug iſt ſich in eitler Selbſtgefälligkeit auf den weichen Lotterbetten ſchöner Geiſterei zu ſonnen, daß der Menſch beide als Menſch und Bürger wieder in irdiſcher Tüchtigkeit leben und mit Leib und Seele zugleich bezahlen muß, wenn ihm nicht alle Kraft und alles Glück auf immer zerrinnen ſoll.

Ich habe einige Worte angehängt von Biederleuten, die vor zweihundert und vor einhundertundfunfzig Jahren lebten, zur Zeit, als das deutſche Unweſen und die jammervolle Aefferei und Buhlerei mit dem fremden Götzen begann, deren letzte blutige Hefen wir hoffentlich jetzt trinken. Dieſe Worte ſind Weiſſagungen geworden; denn alles wird einmal Geſchichte, was aus einem muthigen und redlichen Sinn entſprang. Ich habe jene Alten ſprechen laſſen, weil die Längſtgeſtorbenen den Zorn nicht reitzen wie die Lebendigen. Doch ſage ich, was ſie um die Jahre 1620 und 1650 ſagten: Wir Deutſche bleiben elende Knechte, wenn wir die fremde Art

Sitte und Sprache nicht aus unſern Gränzen vertilgen und auf unſer Volk unſere Art und Sitte uns den Stolz erfaſſen, den ſie verdienen.

Viele haben in unſerer Zeit angefangen in die Tiefen der Welt der Gottheit und der Menſchheit tiefer und gefährlicher hinabzuſteigen, als ſeit langen Jahrhunderten geſchehen; ſie haben gewagt ſich in den innerſten Kern hineinzubohren und aus dieſem Kern heraus wieder an das Licht und an die Oberfläche des Lebens zu dringen. Dieſes große Wagniß haben ſie beſtanden, damit ſie zuerſt fühlen lernten, wie es einem drinnen und draußen zu Muthe iſt, und damit ſie dann erkenneten; denn durch das Gefühl geht alle Erkenntniß. Bei dieſen muthigen und gefährlichen Verſuchen hat man die alte faſt verlorne Wahrheit auch wieder finden müſſen, daß der Menſch nicht ſo ohne Wurzel auf der Erde ſteht noch ſtehen kann, als viele in geiſtigem Uebermuth und in teufliſcher Dünkelei geglaubt haben, ſondern daß der Beweglichere und Leichtere mit ſeinen Füßen und mit den zarteſten Faſern ſeines Herzens allenthalben eben ſo an dem irdiſchen Boden feſtſitzt, als der Eichbaum und der Roſenſtrauch; daß das Würmchen, das in der Sonne fliegt, und der Seher, der über alle Sonne hinausfliegen mögte, Einem Geſetz gehorchen; kurz, daß die mannigfaltige und ſchöne Welt Gottes für alle Weſen nur Eine Welt iſt. Die Erde und den Himmel, den Gott und den Menſchen, das Freie und das Dienſtbare und endlich die ganze unendliche Zuſammenverſchlingung und Zuſammenwachſung, das ewige Ineinanderſeyn und Durcheinanderſeyn der Dinge — alles dieſes hat man anfangs mit Neugierde geſucht und betrachtet, nachher

mit Anbetung erkannt und bewundert. Der Europäer, welcher faſt ein übermüthiger gottloſer und liebloſer Gaukler geworden war und im vermeſſenen Wahn ſich über jeden Gott und jede Welt hinausgeſetzt hatte, hat angefangen ſeine Sünde und ſein Elend zu erkennen und wendet ſich in Glauben und Treue wieder zu der Natur, die ihm allein Erkenntniß Troſt und Liebe geben kann. Weil er dieſe Natur wieder als die ewige heilige und lebendige Mitgeſpielin Gottes verehren gelernt hat, ſind ihm in den letzten Jahrzehenden die Augen über vieles aufgethan, was der höhnelnde ſonſt entweder als ein unauflösliches Räthſel wegwarf oder als ein kindiſches Mährchen verſpottete. Durch dieſe neue lebendige Anſicht der Welt und Findung und Anbetung Gottes in der Natur hat der Menſch auch wieder angefangen die Geſchichte zu verſtehen und was in den verſchiedenen Zeiten Ländern und Völkern das Feſte und Ewige und was das Wandelbare und Zufällige iſt zu unterſcheiden. Merkwürdige Fünde in dieſer Hinſicht liegen ſchon am Tageslichte, merkwürdigere werden die nächſten Decennien hinauffördern.

So ſind wir als einzelne Menſchen mit der Zeit und der Erde, worin und wo wir grade ſind, wieder in Gemeinſchaft, ich mögte faſt ſagen, in liebende Ehe geſetzt, ſo ſind wir als Völker in unſern verſchiedenen Verhältniſſen von Geiſtigkeit und Leiblichkeit von Freiheit und Dienſtbarkeit beleuchtet worden, und die beiden gleich unwürdigen und unheiligen Wahne ſind verſchwunden, als ob wir nichts oder als ob wir alles wären: denn der Menſch, der alles zu ſeyn meint, iſt auch nichts. Man hat wieder geſehen, wie die Zeit und die Geſchichte von Oſten gegen Weſten gewandelt ſind, wie der Oſten von jeher mehr geruhet und gedacht der Weſten mehr gearbeitet und gelebt hat.

Jetzt ſteht der Oſten in den Ländern, auf welchen die Geſchichte der früheren Menſchenalter mit der größten Liebe verweilte, faſt ſtill, und gebärdet ſich, als ſey die Erfüllung ſeiner Zeit für immer da geweſen und als werden hinfort keine Götter und Geiſter mehr aus ſeinem Schooße hervorſteigen; der Weſten hingegen iſt in der unruhigſten geiſtigen Beweglichkeit und iſt es ſeit Jahrhunderten geweſen. Ich glaube, man braucht kein Prophet zu ſeyn, um zu weiſſagen, daß es bei uns auch künftig ſo ſeyn werde. Von Miltiades und Themiſtokles bis Kolumbus, in jener Zeit, wo Kadix und Island noch die Weltgränzen waren und hießen, war in Europa das große Leben; mit dem Chriſtenthum endlich waren alle Geiſter dahin gezogen: Europa war das Herz der Weltgeſchichte geworden, ehe es wirklich das Herz war; durch Kolumbus und Cook iſt es in den Mittelpunkt der Welt geſetzt, es iſt auch leiblich das Herz geworden. Man kann faſt mit Gewißheit ſagen, es werde für alle Zeiten das geiſtige und leibliche Herz dieſer Welt bleiben. Von dem Herzen ſtrömen alle Bewegungen des Lebens aus und fließen dahin zurück: das Herz muß alſo das Bewegteſte ſeyn. Schlage die erſte beſte Landkarte auf, du, der dir dieſe Worte deutlich machen will, und ſchaue und betrachte Europa. Es iſt die Mitte der Erde gegen Oſten, gegen Weſten bewegt es ſich mit der größten Geſchwindigkeit zu den äußerſten Enden unſers Planeten; es iſt mit Meeren Buſen und Strömen wie mit eben ſo vielen Puls- und Blutadern allenthalben durchriſſen; zu allen ſeinen Theilen können die Säfte und Geiſter der übrigen Welttheile mit der größten Leichtigkeit bringen: es iſt das Herz der Welt.

Still ſteht der Oſt in Art Sitte Geſetz Weltanſicht Gottesdienſt, er ſteht lange ſchon ſtill in ſeiner Beſtändigkeit, die man faſt eine Erſtarrung nennen mögte: er iſt das Bild

der Gleichheit, der Einförmigkeit. Beweglich iſt der Weſten, beweglich iſt Europa, ja es iſt das bewegteſte: es wechſelt in Art Sitte Geſetz Weltanſicht Gottesdienſt, es ſtrudelt lange ſchon in Bewegungen fort, die man faſt eine Auflöſung nennen könnte, es iſt das Bild der Unbeſtändigkeit und Ungleichheit. Dieſe Gegenſätze der Länder und Welttheile ſind theils klimatiſch theils zeitlich. Auf der einen Seite ſtellt der europäiſche Menſch nach einer inneren und äußeren Nothwendigkeit das Bild ſeines Himmels und ſeines Landes dar: eine Natur, die mehr Wechſel und Beweglichkeit und Vielſeitigkeit hat, als die aſiatiſche und afrikaniſche, ja eine ſolche, die man faſt eine Inſelnatur nennen mögte, macht auch ihren erſten Abdruck, den Menſchen, wechſelnder beweglicher vielſeitiger; auf der andern Seite iſt der große Geiſt der Weltgeſchichte, das eigentliche Leben der Zeit, in dieſen Welttheil eingezogen: das Chriſtenthum wirkt und lebt in ihm und giebt ihm eine geiſtige Beweglichkeit, welche die früheren Weltalter nicht kannten. Hier iſt nicht der Ort weit auszuführen, was das Weſen des Chriſtenthums iſt und wie es beſonders auf die Welt und auf die Menſchheit gewirkt hat, noch iſt hier Raum ſeine Entwickelung und Durchbildung und endliche Richtung zu zeigen; aber das Gefühl und der Glaube aller ſtimmt mir leichtlich bei, daß die höchſte und tiefſte Geiſtigkeit, ein Schwung und eine Flügelkraft des Gemüthes, wie ſie früher nie war, dem Chriſtenthume recht eigentlich angehöre. Jetzt ſtehen wir grade auf dem Punkt des Zeitalters, wo dieſe angeborne Schnellkraft und Beweglichkeit des Chriſtenthums und ſeiner Weltbildung die größte iſt, ja wo die Welt, faſt in bloßes Licht und Luft aufgelöſt, vielen zu zerfließen und unterzugehen ſcheint. Wir ſind bis zu dem Grade der Geiſtigkeit gekommen, über welchen nicht hinausgegangen werden kann:

wir werden zurückgehen müſſen. So waren in dem Ablauf von einigen Jahrhunderten die Dinge und die Menſchen mit Geiſt angefüllt, daß man glaubte, alles beſtehe aus Geiſt und könne durch Geiſt geſchaffen und erhalten werden, und daß die meiſten Menſchen in geiſtiger Einbildung und in luftigem Uebermuth ſelbſt ihre Meiſter und Götter zu ſeyn meinten und alle anderen gemüthlichen oder irdiſchen Kräfte verachteten und als die veralteten und überflüſſigen wegwarfen. Durch dieſen Wahn ſind wir unbeſchreiblich unglücklich geworden und haben, weil unſer Luftſchiff keinen irdiſchen Ballaſt eingenommen hatte, die Erde unter den Füßen verloren und den Himmel nicht erfliegen können. Sitte Geſetz Staat Religion, kurz ohne Ausnahme alles, was der Halt und die Kraft des Lebens iſt, war bei den meiſten Europäern in geiſtiger Spielerei und Gaukelei aufgelöſt; und da ſie ſich kindiſch freueten, daß alles Alte in Trümmern und Flammen hinſtob und aufloderte, meinten ſie durch eben dieſe Geiſtigkeit, die alles zerſtört und verflüchtigt hatte, die neue Herrlichkeit, die ſie weiſſagten, wieder aufzubauen und zu erhalten. Wir haben die Proben geſehen, wir werden ähnliche ſehen; doch ſchon beginnen die meiſten inne zu werden, daß es auf dieſe Weiſe nicht fortgehen kann, ſondern daß der Menſch der Erde und den irdiſchen Bedürfniſſen und der irdiſchen Abhängigkeit ihr Recht geben muß, daß er erkennen und daß er anerkennen muß, wie weit er Herr und wie weit er Knecht iſt. Aber wenn der Menſch auch wieder lernt die irdiſchen und die geiſtigen Dinge Verhältniſſe und Kräfte mit einander in Verſöhnung und Gleichgewicht zu bringen; wenn die ungebührliche Verflüchtigung und Vergeiſtigung der Triebe und des Gemüthes und der Uebermuth und die Eitelkeit, welche ſie erzeugten, auch erkannt werden als das, was ſie waren — immer wird Eu-

ropa der vielfach bewegte Welttheil, immer wird der Europäer der vielfach bewegte vielſeitig gebildete und allbegehrende Menſch bleiben, immer wird das Herz der Erde am geſchwindeſten pulſen und das hochgeiſtige Leben des Chriſtenthums durch die Himmel der Himmel fliegen wollen; und in den unteren Trieben, wo das Geiſtige und Leibliche mit einander noch im Zweikampf ſteht, werden ſeine Geiſter ſtürmen und brauſen. Die Menſchen werden erkennen durch die Noth, welche immer die beſte Erkenntniß bringt, und durch Gott, der ſie durch die Noth unterweiſt, daß ſie in demſelben Maaße, wie die Geiſter ſie von dem ſichern und freundlichen Boden der Erde weg in die Luft heben wollen, ja wie ſie die Erde ſelbſt in die Luft ſprengen wollen, ſich an dieſe Erde und an ihre bleierne und ſteinerne Schwere recht feſt ketten müſſen, wenn ſie anders glücklich ſeyn wollen. Die gewaltige Zeit, worin wir leben, wird vielen, die eitel und elend waren, weil ſie eine Zeitlang meinen konnten, in ihnen ſelbſt ſey alle Genüge und alles Glück, wieder Demuth Glauben Liebe und Vertrauen auf Gott lehren. Es giebt eine Unzucht der Geiſter wie der Leiber, und dieſe geiſtige Unzucht iſt, weil ſie einbildiſch iſt, viel ſchwerer heilbar, als die leibliche: die Menſchen werden wieder lernen, was Zucht und Sitte bedeuten, und wie ſteuerlos und zügellos das Leben hinfährt, wenn es nicht in irdiſchen Schranken geht. Auch dies ſollten uns die fünfundzwanzig Jahre lehren, nicht daß ſie den Muth und die Kühnheit auf das Große und Göttliche niederſchlügen, ſondern daß ſie dieſelben von dem Eitlen und Gaukeliſchen auf das Wahre und Einfache richteten.

Europa iſt alſo der Mittelpunkt der Erde, ihr lebendigſter wärmſter beweglichſter Theil; das Chriſtenthum bleibt die große Lichtſonne aller Bildung und alles Lebens; von

welcher alle zündende Strahlen ausfließen; Geiſtigkeit und geiſtiges Streben iſt und bleibt der Karakter der Gegenwart und der Zukunft. In Europa, dieſem Herzen der Erde, iſt Deutſchland das Herz, es iſt der Mittelpunkt Europas und des Chriſtenthums. Deutſchland iſt die hohe Schule der Philoſophie der Wiſſenſchaft der Kirche; von Deutſchland gingen die Propheten und Weiſſager der neuen Welt aus, ſie gehen noch davon aus, ſie werden künftig davon ausgehen. Jede große geiſtige Bewegung der Welt, welche, da das Chriſtenthum der Grundſtoff der neuen Geſchichte iſt, auch eine chriſtliche Bewegung heißen kann, zog der Deutſche, auch wenn ſie nicht grade bei ihm entſtand, in die Tiefen ſeines Gemüthes hinab und ſtieg erſt nach langer Umrollung mit ihr wieder an das Licht empor: in der Welt der Geiſter und Ideen iſt ihm nie etwas fremd geblieben und wird ihm nie etwas fremd bleiben. Der Deutſche wohnt in der Mitte des Planeten und iſt zum Vermittler beſtimmt, zum Lehrer und Propheten der Völker zum Verſtändiger des Streitigen zum Ausgleicher des Verſchiedenen zum Erklärer des Verborgenen und zum Deuter des Unſichtlichen. Damit er dieſe hohe Beſtimmung würdig erfüllen könne, hat Gott ihm von Anbeginn Beſcheidenheit Demuth Ernſt und Tiefſinn gegeben. Wer die Zeiten die Länder die Völker und ihre Verſchiedenheiten anſchauen und erkennen und andern auslegen und vermitteln ſoll, der muß in dem Eigenen und Eigenthümlichen und in der Eitelkeit des Eigenen und Eigenthümlichen nicht zu feſt verwachſen noch in ſeiner eignen Geſtalt verhärtet ſeyn. Daher hat der Deutſche bei allem ſeinem Ernſt und bei einer gewiſſen leiblichen Unbehülflichkeit und Sprödigkeit eine ſeltene geiſtige Beweglichkeit Leichtigkeit und Biegſamkeit, wodurch er das Fernſte verſtehen das Fremdeſte empfangen und das Ungleichſte ver-

binden kann. Dieſe Gabe Gottes, fremdes Leben zu verſtehen und ſich in anderen Leben zu verlieren, iſt allerdings eine der köſtlichſten Gaben und das Volk, das ſie beſitzt, mögte das glückſeligſte genannt werden, weil nach dieſem Maaße der Erkenntniß am ſicherſten auch das Glück eines geiſtigen Weſens gemeſſen wird; aber der Deutſche hat dieſe Gabe ſehr theuer bezahlen müſſen. Freilich war er ein Spiegel der Welt geworden, worin alle andere Völker leſen und, wenn ſie wollten, ſich erkennen konnten; aber dieſer Spiegel, deſſen Glanz die andern erfreuete, hat für ihn wenig Licht behalten; er hat endlich kaum noch gehabt, worin er ſehen konnte, wer er war und wer er ſeyn konnte und ſeyn ſollte: man kann im eigenſten Sinn von ihm ſagen, die andern Völker fraßen ſein Licht auf und verdunkelten ihn. Gefährlich war das Amt der Propheten von jeher, die Gaben der Tireſias und Kaſſandren haben auch viele alte Menſchen für einen Unſegen und einen Fluch angeſehen; wer in die hohe Gewalt der Geiſter tritt, muß den Leibern abſagen, er iſt gleichſam ein Verlobter des Herrn geworden und muß vielen irdiſchen Genüſſen ſeine Sinne verſperren. Gefährlicher iſt dieſes Amt, wenn ein ganzes Volk Prophet ſeyn ſoll. Der Deutſche iſt in der That fremden Mächten hingegeben worden auch wegen dieſes Prophetenamtes, aber nicht allein geiſtigen Mächten ſondern zum Theil recht gemeinen ja teufliſchen. Weil er alles Fremde und Verſchiedene erkennen verſtehen und würdigen ſollte, ſo war er zuerſt unſeitig überhaupt, nachher ward er durch den beſchleichenden Irrthum der Gewohnheit unſeitig gegen ſich ſelbſt. Eine ſolche Unſeitigkeit iſt aber ſehr traurig; wer ſich ihrer bewußt iſt, ja wer gar eitel darauf iſt, der prahlt mit ſeiner Dummheit: denn ſo aus ſich ſelbſt herausgehen und ſich ſelbſt aufgeben kann der Menſch nicht, ohne daß er ohnmächtig und

dumm werde. Auf dieſer Höhe der Unſeitigkeit, welche der Deutſche Allſeitigkeit nannte, erkannte er ſich zuerſt nicht mehr, zuletzt verkannte er ſich, ohne Trotz und Stolz auf ſeine Eigenthümlichkeit, ohne Gefühl ſeiner Güte und Trefflichkeit, ohne Glauben an ſeine Treue und Redlichkeit, endlich ohne Kraft und Zorn ohne Liebe und Haß iſt er beinahe in Allem und im Nichts verſchwommen und beginnt kaum in unſern Tagen zu ahnen, in welcher Sündfluth er begraben lag. Ohne hohes Selbſtgefühl und feſten Karakter erſchien er den Fremdlingen ja ſelbſt den erbärmlichſten Fremdlingen als ein elendiges und zertretenes Bruchſtück von einem Volke, das man nach Belieben entweder zu Staub und Moder zerſchlagen oder neu behauen und in einen friſchen Bau einfügen könnte: er däuchte ihnen einer ſchlechten Scheidemünze ohne Gepräge, er däuchte ihnen faſt einem Nichts gleich. So fiel das Urtheil der Europäer über die Enkel der gewaltigen Germanen; von dem Schloſſe bis zur Bettlerhütte von dem Fürſten bis zum Tagelöhner erſchien kaum noch, was an etwas Altes Feſtes Herkömmliches, was an etwas Großes Volksthümliches und Unvergängliches erinnerte; alle Arten Sitten Sprachen Trachten und Moden, endlich alle Befehle Geſetze und Verfaſſungen der Fremden nannte der unglückliche Deutſche ſein und tändelte damit; er zerſetzte und zerfetzte ſich in dieſer Buhlerei mit fremder Art und Eitelkeit zu einem wahren Lappen, der leicht und durchſichtig wie Luft nirgends zu einem Segel aufgeſpannt werden konnte, ſondern gleich einer Feder mit jedem Winde dahinflog; er äffte mit kindiſcher Gedankenloſigkeit alles Fremde und Ausländiſche nach und kannte die herrlichen Tugenden und Künſte ſeiner Väter nicht oder verlachte und verhöhnte ſie wie verlebte und unmodiſche Alterthümer, die das mündige und vorgeſchrittene Geſchlecht allenfalls wiſſen könne,

aber nicht nachahmen müſſe. Endlich kam ein blutiger und wilder Tyrann und nahm den armen Affen und zergeißelte ihn ſo, daß er anfängt zu fühlen, ſein Thun und Treiben, worauf er ſich jüngſt noch ſo viel einbildete, ſey nicht recht geheuer geweſen; durch unſägliches Unglück belehrt, hat er rückwärts und vorwärts blicken müſſen, und fängt ſeit einigen Jahren wieder an von Deutſchheit von Deutſchland von Vaterland von Freiheit und von den Ehren und Thaten ſeiner Vorfahren zu ſprechen; er fühlt, daß er, wie voll ſeine Großſprecher und Meiſter die Backen auch nehmen, ſeit anderthalb Jahrhunderten keine Geſchichte mehr hatte. Gott gebe, daß dieſe Rückkehr zu ihm ſelbſt und Einkehr in ſich ſelbſt die alte Gediegenheit und Stattlichkeit der deutſchen Gemüther wieder hervortreibe, daß alle durch die große Zeit inne werden, daß nur aus eigenen Keimen das Gewaltige und Tugendliche erblühen kann und daß von allen Sünden die Aefferei mit dem Fremden die größte Sünde iſt.

Bewegt geängſtigt und zerrüttet ſeit drei Jahrhunderten ſind alle Völker zur Ungebühr; das Gleichgewicht der irdiſchen und himmliſchen Dinge, der Geiſter und der Leiber und der geiſtigen und leiblichen Verhältniſſe ward mehr und mehr aufgehoben und in unſern jüngſtverfloſſenen Tagen ſind alle Gewichte übergeſchlagen und die Dinge ſelbſt über und unter einander gerollt. So iſt es von jeher geſchehen, wann große Perioden der Durchbildung der Menſchheit da ſind. Wir ſtehen jetzt auf einem ſolchen Entſcheidungspunkte: ein neues Zeitalter beginnt, welches ſeit drei Jahrhunderten vorbereitet worden, und wir müſſen zu ſeiner Geburt die ſchweren Koſten hergeben. Mögten wir es doch mit Liebe und Freundlichkeit thun! ſo wird es uns leichter werden. Bei dieſem außerordentlichen Stande der Dinge ſind alle Kräfte aufgeregt alle Verhältniſſe zerrüttet alle Gemüther unnatür-

lich geſpannt oder zerriſſen. Es kann nicht anders ſeyn und man verzeihe deswegen vielen Sterblichen die Klage. Aber auch wann die Zeit ſich wieder zur Ruhe ſetzt und im ſtilleren Leben zartere Keime und Blüthen treibt, als die unter Umwälzungen oder auf Schlachtfeldern ſprießen, wird der rege Geiſt nicht ſchlafen, deſſen Flug höher und höher ſtrebt. Aber die Völker werden lernen, daß der Menſch etwas Ewiges anerkennen und vor etwas Ueberſchwänglichem zittern muß; daß er ihm allein nicht vertrauen darf; daß er über die Erde ſo hoch nicht hinausfliegen darf, bis ſie ſeinen Blicken verſchwindet; ſie werden mit Demuth erkennen, daß der Menſch ſich hier unten mit ſeiner Heimath recht inniglich und traulich zuſammenleben und zuſammenleiben muß, daß er ſich mit tauſend Fäden der Vertraulichkeit und Liebe an ſie knüpfen muß, damit er im thörichten Wahn der Eitelkeit und Vermeſſenheit nicht über ſich und ſein Glück hinaus wolle. Wenn dies allen europäiſchen Völkern obliegt, ſo liegt es vorzüglich dem Deutſchen ob, der ſich ſo leicht mit den Geiſtern in Höhen verfliegt oder in Abgründe verſchließt, aus welchen die Rückkehr zur Erde nicht leicht iſt. Mir aber ſteht es bei dieſer großen Aufgabe der Zeit, das verlorne Gleichgewicht zwiſchen Himmel und Erde wieder zu zu ſuchen, wohl frei einige leichte Worte fliegen zu laſſen, die auf dieſen Gegenſtand hinſpielen.

Alſo einige leichte Winke über Sitte und Mode, einige kleine Andeutungen, wie dieſe mit dem, wovon wir ſprechen, zuſammenhangen. Wir wollen den Grund nicht ergründen; wir wollen nur darauf hindeuten, ſo daß aus dieſem leichten und kurzen Spiele in ernſten Gemüthern der Ernſt der Gedanken erwachſen könne.

Sitte und Geſetz ſind nahe Blutsfreunde, aus einem Stamm entſproſſen. Sie ſtehen oft brüderlich neben ein=

ander, zuweilen auch gleichſam fremder einander gegenüber. Man mögte ſagen, ſie verhalten ſich wie ihre Verwandte, die beiden Wörter ſitzen und ſetzen. Sitzen bedeutet ſtill ſeyn, ſetzen ſtill machen; die Sitte iſt das Sanftere, das Geſetz das Härtere; die Gewalt der Sitte iſt mild, die Gewalt des Geſetzes iſt ſtreng; die Sitte herrſcht mehr durch die Gewohnheit und die Meinung, das Geſetz herrſcht durch den Befehl und den Zwang. So ſtehen die beiden Verwandten gegen einander und über einander in oft geſchiedenen und kalten aber doch ſo nahen und natürlichen Verhältniſſen, daß ſie einander nicht entbehren können, wenn es anders wohl um ſie ſtehen ſoll. Die Sitte als dasjenige, was auf faſt unbewußter Uebung und Gewohnheit beruhet, was in ihm ſelbſt ſtill iſt und ſtill fortlebt, was an ſich unſcheinbar und gewöhnlich doch das Trefflichſte und Ungewöhnlichſte erzeugt und erhält, bedarf doch einer höheren und ernſteren Majeſtät, die dem vielen Kleinen und Einzelnen, worin ſie nur zu beſtehen ſcheint, in der Ferne eine Würde und Bedeutung zeige, wodurch es nicht nur aus der trägen Faulheit des Gewöhnlichen hinausgereitzt, ſondern auch als ein recht würdiger und unentbehrlicher Theil des Großen und Ganzen gewieſen wird. Das Geſetz befiehlt freilich, wo die Sitte nur bittet, drohet, wo die Sitte kaum winkt, ſtößt fort, wo die Sitte leitet, aber doch iſt ſeine Macht weit geringer als die Macht der Sitte. Auf tauſend ſchmalen Steigen und Fußpfaden, auf tauſend kleinen und kaum gewußten Seitenwegen, die oft durch Luſthaine und Blumenfelder laufen, führt ſie den Menſchen der großen und breiten Straße des Geſetzes entgegen, worauf in Schweiß und Mühe ja oft in Furcht und Angſt nicht ſo luſtig gewandelt wird. Wie der Strom ein trockenes und flaches Nichts ſeyn würde ohne die hundert und tauſend Quellen

und Bäche, die ihm ihre Waſſer zuführen, ſo würde das Geſetz ohne die Vorbereitungen Vorarbeiten nnd Hülfen der Sitte ein erſtarrtes und todtes Nichts ſeyn, das in den Herzen der Menſchen nicht lebendig würde. Es kann dräuen und ſtrafen hängen und köpfen ſpießen und vierteln, es kann ſchrecklich und furchtbar ſeyn auch ohne die Sitte; aber allein kann es den Menſchen gut weder machen noch erhalten. Die Strenge, welche keine mildere Geſellin hat, zerbricht ſich in ihr ſelbſt, wie der Vater, der lieber mit der Fauſt und dem Zorn als mit dem Munde und dem Beiſpiele ſtraft, über den wiederſpänſtiſch und ſtörriſch gemachten Sohn bald die Gewalt verliert: das Geſetz iſt nichts ohne die Liebe, die Sitte iſt die Liebe des Geſetzes, welche durch tauſend Stufen die Menſchen ſanfter dahin führt, daß ſie die erhabene Furchtbarkeit und Majeſtät des Geſetzes anerkennen und zuletzt lieben können. Man kann geradezu behaupten: wo keine Gewalt der Sitte iſt, da iſt auch keine Gewalt des Geſetzes; wer in dem Kleinen des Lebens und Gemüthes im ungebundnen Taumel und Wechſel hin und her flattert, der kann das Große nicht faſſen noch halten, er iſt in ſeinen Trieben und in ſeinen Verfaſſungen ein Knecht und muß als ein Knecht durch Furcht und Schrecken regiert werden: das Geſetz, das durch keine Liebe getragen wird, muß ein grauſamer Deſpot ſeyn und ſein Verwalter muß die Sklaven mit willkürlicher Macht beherrſchen.

Der Menſch gewöhnt ſich, es iſt etwas Heiliges in ihm, daß er ſich gewöhnen kann. Auch das Thier gewöhnt ſich, der Ochs lernt ſeine Krippe kennen, das Pferd lernt den Gehorſam des Sattels und des Zügels, der treue Hund verläßt ſeinen Herrn nimmer und ſteht ihm bis in den Tod bei; aber eng ſind die Schranken der thieriſchen Welt und wenig freuet man ſich bei näherer Betrachtung dieſer Ge-

wohnheit, die in der Ferne oft faſt als eine innige Gemüthlichkeit erſcheint, weil man in den Thieren den Stolz und die Freiheit nicht gewahrt, welche die Schranken durchbrechen oder darüber hinausſpringen könnten, welche dies aber unterlaſſen, als die das Glück und die Pflicht des Gehorſams anerkannt haben. Gewohnheit bei den Menſchen verhält ſich zur Sitte, wie die Sitte ſich zum Geſetze verhält: ſie iſt die Vorbereiterin und Pflegerin der Sitte. Auch ihr Urſprung iſt ſelbſt in der Bedeutung des Worts dem Urſprunge der Sitte auf das nächſte verwandt. Das Wort gewohnen oder gewöhnen ſteht dem Worte wohnen offenbar ſehr nahe und dieſes letztere wieder den Wörtern Sitte und ſitzen. Der Menſch gewohnt ſich heißt urſprünglich: der Menſch befeſtigt ſeine Gedanken und ſeine Liebe um ſeine Wohnung, er gewinnt etwas Feſtes Sicheres lieb, er giebt das Unſtäte und Unheimiſche auf. Die Gewohnheit bezieht ſich alſo zunächſt auf ſeine Wohnung und ſein Haus, und da mögte man in einer gemeinen Anſicht ſagen, wie der Ochs ſeine Krippe kennt und das Pferd ſeinen Stall, ſo kennt der Menſch die Stätte, wo er ſchläft iſſet und trinkt; und wirklich iſt es in dem Kleinſten ſo. Der Menſch liebt ein Haus mehr als andere Häuſer, weil es ſein Haus und ſeines Vaters Haus iſt, worin er geboren ward und worin er ſo viel Fröhliches und Trauriges erlebte; er liebt das Bett, worin er manche Jahre geſchlafen, den Stuhl, worauf er geſeſſen, den Baum, worunter er als Knabe geſpielt hat, den Bach, worin er gebadet oder gefiſcht hat; er kann bei dem Anblicke eines elenden und zerbrechlichen Geräthes Thränen vergießen, weil es ihn an lebende und liebende Geiſter erinnert, die einſt darum ſpielten und flatterten. So enge an das Irdiſche gebunden iſt auch der Menſch, und er muß ſich ſo gebunden fühlen, wenn er glücklich ſeyn

will. Wir wollen beſcheiden ſeyn: nicht ſo thieriſch ſind die Thiere, als ſie uns dünken; viele von ihnen zieht nicht bloß der Bauch und die Begierden des Bauches, nein ſie zieht eine Art Liebe und Dankbarkeit, die wir gern Inſtinkt nennen, weil wir das Innige darin nicht anerkennen wollen. Auch der Menſch, der in liebender Wehmuth der Träume und Erinnerungen an Stein und Holz und Erde gebunden ſcheint, hangt nicht an dieſem Vergänglichen, ſondern an dem Unvergänglichen, das darin lebt und athmet. Lache, du flacher und auf deine Geiſtigkeit eingebildeter Thor, über das was ich ſagen will — mich lacheſt du nicht aus ſondern dich ſelbſt, der du ſo elend biſt, nicht an alles Blüthenranken der Liebe hängen zu können. Nie ſehe ich einen mit Flachs umwundenen Spinnrocken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten, denn dann kömmt mir meine freundliche Mutter wieder, die mit den Händen und mit dem Herzen ſo viel geſponnen hat, die an dem ſchnurrenden Spinnrocken ſitzend mir Fabel und Mährchen und Lehre geweſen iſt für alle Zeit; nie thürmt ſich ein Gewitter auf, nie ſchaue ich in die ſinkende Abendſonne, ohne daß mein frommer und fröhlicher Vater mit ſeiner ganzen Geſtalt voll Kraft und Güte vor mir ſtehe: denn wann die Sommerwolken ſich düſterten, mußte er hinaus in Regen und Blitzen und ſich Gottes und der Natur freuen, und in den Schein der ſinkenden Sonne wie vielmal hat er ſeine Buben in ſchweigender Anbetung Gottes geführt; nie erblicke ich einen Taubenſchlag, ohne daß ein ganzer Schwarm von Erinnerungen und Freuden der früheſten Jahre mit dem wimmelnden Schwarm der Vögel auffliege, ohne daß meine ganze Kindheit mit ihren Träumen und Ahnungen wieder erwache. So iſt der Menſch und ſo ſoll der Menſch ſeyn; auch das Todte und Vergangene ſoll ihm lebendig ſeyn,

der Stein das Holz ſoll zu ihm ſprechen, wie vielmehr das Lebendige. Gewohnheit gewöhnt an das Kleine ja an das Kleinſte, ſie befeſtigt daran, aber aus ihr erwachſen tauſend Ranken des innigſten Gemüthes, die ſich auch um das Große und das Größte ſchlingen und es mit dem Kleinen und dem Kleinſten in die nothwendigſte und wohlthätigſte Verbindung ſetzen. Aus der Gewohnheit geht die Sitte hervor, jenes wunderbare geiſtige Etwas im Gemüthe, was beide das Gemeine und das Ungemeine umfaßt und mit tauſend ſichtbaren und unſichtbaren Fäden der Liebe ſo innig umflicht, daß der Menſch ſich von ihnen nicht löſen kann, er zerreiße und zerſprenge denn ſein ganzes Leben. Sitte iſt, was ſich in dem Menſchen feſtſetzt und was ihn feſtſetzt; ihre Herrſchaft beginnt von dem Seſſel, worauf er ſitzt, von dem Topf, worin er kocht, von dem Wams, das er trägt, von der Verbeugung, womit er grüßt, und redet in jenen erhabenen Weiſen, wodurch er mit den Himmliſchen über den Sternen umgeht. Es ſind in dem göttlichen Menſchen wilde und ungeſtüme Triebe dunkle und irdiſche Leidenſchaften unbändige und zügelloſe Gelüſte und Begierden: tauſend lauernde Ungeheuer des Laſters mit Tiger- und Wolfs- und Affennaturen, welche raſtlos kämpfen, das Göttliche und Himmliſche was in ihm lebt zu verwüſten und zu verſchlingen. Dieſe Ungeheuer können nie ganz vertilgt werden, ſie müſſen an Ketten gelegt, ſie müſſen durch ſtillende und beſänftigende Mittel in Schlaf eingelullt werden, wie jener dreiköpfige Hund, der an den Höllenthoren liegt, durch Zauberei und Mohnſaft eingelullt ward, damit die bangen Seelen durch den Eingang wandeln konnten. Dieſes Fürchterliche und Wilde in dem Menſchen wird allein beruhigt und eingeſchläfert durch das Kleine und Gewöhnliche, was in dem Hauſe und um das Haus lebt, durch tauſend und aber tauſend

unſcheinbare und unſichtbare Arten und Gewalten, die man faſt nirgends zeigen kann, die darum aber nicht weniger da ſind. Mehr noch wird es beruhigt und eingelullt durch die mittleren Kräfte des Menſchen durch die mittleren Anlagen des menſchlichen Gemüthes, welche zwiſchen der Thierwelt und der Geiſterwelt zwiſchen dem Irdiſchen und dem Himmliſchen in der Mitte ſchweben und welche durch eine ſchöne Täuſchung die Triebe beſänftigen, ungefähr auf die Weiſe wie es mit den wilden Beſtien geſchieht. Sie ſcheinen ihrer Gier bloß irdiſches Futter hinzuwerfen, aber indem jene mit der Stillung des gemeinen Bedürfniſſes beſchäftigt ſind, werfen ſie ihnen geiſtige Feſſeln um und ziehen dieſe Feſſeln durch die Gewohnheit immer enger an. Ich ſpreche in Gleichniſſen und ſcheine in Räthſeln zu ſprechen, aber wer den Menſchen je in ihm ſelbſt gefühlt hat, wird mich verſtehen. Gewohnheit ſcheint bei dem Menſchen oft auch etwas Thieriſches, auch die unteren Grade der Sitte ſcheinen es zu ſeyn, aber ſie ſcheinen es nur; mit ihnen beginnt ſchon das lichte und ſelige Reich des Gemüthes, der Vertrag und die Eintracht, welche zwiſchen den irdiſchen und himmliſchen Kräften und Strebungen geſtiftet werden. Bei den unteren Stufen der Geſellſchaft können auch nur die unteren Grade der Sitte ſeyn; ſo wie aber die Bruſt des Menſchen ſich mehr und mehr lichtet und lüftet, wie die Urbilder des alten Himmels und der verlornen himmliſchen Schönheit und Glückſeligkeit mehr und mehr wieder in ihm aufdämmern und aus der ſchweren und dunkeln Maſſe der Körperwelt ſich emporwinden, wird die Gewalt reiner und geiſtiger, welche ſich als die ſchützende und haltende Wehr um das Leben legt: Schönheit und Anmuth verſchwiſtern ſich mit dem Irdiſchen und Gemeinen und geben auch den kleinlichen und thieriſchen Bedürfniſſen und Leidenſchaften des Menſchen ei=

nen Götterſchimmer. Endlich kömmt der dritte und letzte Grad: auch was über dem Gemeinen und Gewöhnlichen über der Erde und dem Irdiſchen zu ſchweben und zu walten ſcheint, wird von der Sitte gebunden, als ſtehe es mit ſeinen Wurzeln in der Erde feſt: damit dem Menſchen wohl ſeyn könne, wird der Geiſt ſelbſt, die innigſte Seele und Tugend des Menſchen, durch die Sitte an das Aeußere und Leibliche gebunden ja dem Leibe der Welt recht eigentlich einverleibt.

Dies hier iſt das Größte und hierauf wollte ich dieſe Betrachtungen recht eigentlich hinführen. Dem Menſchen, einem Weſen, deſſen Urſprung der Himmel iſt, ward die Erde hier unten zur Heimath angewieſen und zwiſchen Himmel und Erde ſollte ſeine Sehnſucht im ewigen Streben hin und her wandeln. Sollte er alſo glücklich ſeyn und ſein irdiſches Daſeyn erfüllen, ſo mußte dieſes ewige Streben ſo ſehr als möglich ins Gleichgewicht gebracht werden, es mußten viele himmliſche Kräfte an die Erde gebunden werden, damit dieſe ſeine Heimath ihm lieb und anmuthig würde. Dieſe große Aufgabe hat die Sitte gelöſt. Es ſind Zeiten geweſen und es iſt jetzt eine Zeit noch nicht abgelaufen, wo der Menſch das Irdiſche und das Himmliſche, den Leib und den Geiſt der Erde und ſeines Selbſt geſchieden und getrennt hat; wo er es für kindiſch gehalten hat, daß er das Gemeine und Leibliche mit Geiſt gleichſam umwickelte und feſſelte; wo er es für unwürdig gehalten hat zu geſtehen, daß er ſein Gemüth und die Heiligthümer ſeines Gemüthes, wenn ſie ihm hier unten zur Freude werden ſollten, an den irdiſchen Stoff wie an einen ſteinernen Block feſſeln mußte. Die Lehre des Uebermuthes iſt tauſendſtimmig ausgeſprochen worden, das Kleine und Gemeine ſey nichts als Erde und Thierheit und vergänglicher Stoff und müſſe als ſolches zer-

treten und verachtet werden; die freien Geiſter, von allem Irdiſchen und Vergänglichen gelöſt, können und dürfen gleich dem ſchaffenden Gotte über dem Stoff und der faulen Maſſe ſchweben und, wann ſie wollen, ſie beleben oder todt liegen laſſen; das ſey des Menſchen höchſtes Ziel, ſich ſchon auf der Erde von der Erde zu befreien. In ſolchem thörichten Uebermuth hat der Menſch und das Leben des Menſchen alles Gleichgewicht verloren und iſt das traurige Spiel des Wechſels und des Zufalls geworden; die Erde iſt ohne Wonne und Herrlichkeit geblieben; und die Geiſter in ihren Lüften ohne Trieb und Liebe ſind in dem Oeden und Geſtaltloſen vergangen. Es giebt hienieden kein Glück ohne gleiche Miſchung und gleiches Gewicht beider Kräfte; es giebt keine Tugend, die nicht auch an den warmen Brüſten der Erde groß geſäugt ſey; es giebt keine Tugend ohne Sitte. Je höher die Geiſter fliegen wollen, deſto feſter muß man die Fäden machen, die ſie an der Erde halten; dieſe Fäden webt und ſchlingt die Sitte um ſie. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Die Sitte hat wieder mannigfaltige Grade und Stufen, welche man mit eigenen Namen benennt und welche zwar unter ihren allgemeinen Begriff gehören, doch aber zuweilen auch, faſt als für ſich beſtehend, neben ſie geſtellt werden. So ſpricht man z. B. von Arten Gebräuchen Weiſen und Moden. Wir wollen dieſe Unterordnungen oder Nebenordnungen der Sitte hier nicht erörtern, ſondern uns bloß an dem Wörtlein Mode halten. Was man Weiſen und Moden nennt, iſt das Leichteſte und Dünneſte in der Sitte, das am wenigſten Feſte und Beſtändige, kurz das auch in der Sitte immer Schwebende Bewegliche und Wechſelnde. Dies iſt an ſich nichts Schuldiges, ſondern etwas Natürliches, denn in allem Wirklichlebendigen und Nichter-

ſtarrten muß der Wechſel und die Veränderung wenigſtens als ein leichtes Spiel erſcheinen. Wo ein Volk noch nicht abgeſtanden und verſteint iſt, wie die Chineſen, wird und muß Mode immer neben Sitte ſeyn; aber die Mode ſoll von der Sitte beherrſcht werden, ſchlimm, ſehr ſchlimm iſt es, wann die Mode über die Sitte geſtellt wird. Man hat das menſchliche Leben ſehr häufig mit dem Reihentanze der Jahrszeiten verglichen. Ewig ſchreitet das Jahr mit gleichem Gange unter leichten immer wieder in die Geſtalt des Ganzen einſpringenden Wechſeln dahin: ſo wird auch das menſchliche Leben glückſelig gedacht, das in ſeinem ſtillen und feſten Geleiſe fortwandelt, wo die Sitte als milde Nothwendigkeit, die Tugend ſelbſt als ſüße Uebung erſcheint, wo nur den leichten und unteren Trieben erlaubt wird ſeitweges die luſtigen Flatterer und Wechsler zu ſeyn, die aber immer wieder in die grade Bahn zurückkommen müſſen. Unglücklich und unfruchtbar iſt das Jahr, das von Orkanen Erdbeben Wolkenbrüchen Gewittern Dürre Kälte Näſſe zu viel heimgeſucht wird; unglücklich und unfruchtbar iſt der Menſch, freudenlos und thatenlos iſt ſein Leben, welchem ewige Wechſel von außen und Stürme von innen den heitern Blick über die Welt verwirren und die Stärke des Karakters zerbrechen. Dieſes Unglücks eine große Urſächerin iſt die Mode, der gefährlichſte Vogel, den die geöffnete Pandorenbüchſe hat fliegen laſſen. Sie iſt eine luſtige und liebenswürdige Spielerin und Gauklerin, ſo lange die Sitte im Leben und in der Geſellſchaft die Vorherrſchaft führt; dann ſieht der Menſch ſie an für das, was ſie iſt, für eine bunte leichtfertige und ewig bewegliche Geſellin, die mit tauſend Scheinen und Geſtalten immer neue Luſtſpiele und Poſſenſpiele darſtellen und an der Landſtraße des Lebens mit ihren Thorenſpielen hin und her flattern nnd den ernſten

Wanderer auf der ſtaubigen Bahn des mühſeligen und kämpfevollen Lebens ergötzen ſoll. Sie wird eine gefährliche Verführerin eine verweichlichende Buhlerin eine verwirrende und verwüſtende Zerſtörerin aller Männlichkeit und alles Ernſtes, wann ſie ſich anmaßt mehr zu ſeyn, als ſie iſt, nämlich die leichtfertige und gaukelnde Spielerin; wenn ſie die Leiterin und Herrſcherin des Lebens ſeyn will. Dieſe Zeit haben wir erlebt, Thorheiten haben den meiſten wichtige Angelegenheiten, Poſſen haben Tugenden, Kindereien und Lügen haben idealiſches und göttergleiches Leben geheißen. Aber wenn man die dünnen Geſtalten dieſer Zeit und das matte und dünne Leben etwas näher beleuchtete, ſo hat ſich das blanke Elend dieſer unſeligen Nichtigkeit und Täuſcherei nicht lange verſtecken können. Gelungen iſt es der Mode in den meiſten Ländern, die Sitte zuerſt lächerlich zu machen und als eine alte runzlichte und grämliche Großbaſe hinzuſtellen, welche für dieſe Welt nicht mehr paſſe; endlich hat ſie alle Sitte zerſtört und den Leuten eingebildet, ſie können ohne die unbequemen und langweiligen Feſſeln derſelben bloß durch Bildung und Geiſtigkeit das Leben halten und die Triebe ſo zügeln, daß ſie für die Freude luſtig und für den Genuß immer fertig ſeyen; die Bande, womit ſie umſchlinge, ſeyen die einzig glückſeligen Bande, Ketten aus Blumen geflochten, die man jeden Tag wieder auflöſe und an ihrer Statt aus friſchen Blumen neue flechte; Wechſel ſey die große Idee der ganzen Schöpfung, Wechſel das Geheimniß aller Kraft und alles Lebens; durch Wechſel ſtärken ſich die Geiſter erfriſchen ſich die Leiber; der Gedanke eines ruhenden und ſtillen Gottes und einer ruhenden und ſtillen Glückſeligkeit ſey ein Ungedanke, von faulen und dickbäuchigen Pfaffen oder von verlebten und murrköpfiſchen Sittenrichtern erfunden. So ſprach ſie, aber ihre Früchte waren nicht wie

ihre Worte; ſie hat den armen Sterblichen drinnen und draußen alles Maaß alle Ruhe und alle Freude verſchüttet und zerrüttet, ſie mit bunten und leeren Gaukeleien geäfft und ihnen gleichſehr die Kraft des Lebens die Freude des Genuſſes und die Würde der Tugend genommen. Wir müſſen alſo zurück aus dieſem jammervollen Zuſtande der Verwüſtung, wir müſſen das Stille und Feſte wieder ſuchen, was die unſtäten und leichtfertigen Triebe unſerer Bruſt binden und dem Leben wieder Haltung und Stätigkeit geben kann. Damit dies möglich ſey, müſſen wir die Sitte wieder in ihre Majeſtätsrechte einſetzen. Iſt dies geſchehen, dann mag auch die Mode ihre leichten Scherze und Gaukeleien um uns treiben, ein Bild deſſen, was in der Welt wechſelnd und beweglich und gleich Schatten und Seifenblaſen hinſchimmernd zerflatternd und zerfließend iſt. Mannigfaltig mag das Kleine, mögen die kleinen Geſtalten und Aeußerlichkeiten des Lebens immerhin wechſeln, aber das Große ſtehe unerſchütterlich feſt wie der Fels im Meer, um welchen die Wellen mit lieblichem Geräuſche ſpielen und plätſchern. Nicht vertilgt ſoll die Mode werden, ſondern dienen ſoll ſie der Sitte.

Wir ſehen einmal einige Folgen der Mode, welche die Oberherrſcherin ja die Alleinherrſcherin des Lebens geworden iſt. Die Zeichnung iſt leicht, weil dem Zeichner allenthalben lebendige Muſter ſitzen und ſtehen. Wir beſchreiben das Elend, das wir geſehen und erlebt haben und das wir noch alle Tage ſehen und erleben.

Zuerſt die Sitte iſt eine tüchtige und ehrſame Frau, welche ſtattliche Söhne und liebliche Töchter geboren hat, die Verwalterin des Hauſes, die Mutter der Kinder, durch ihre anerkannte Thätigkeit und Würdigkeit ſchweigend oder redend in der Geſellſchaft geehrt. Weil ſie viel gethan und

gelitten viel erkannt und gelebt viel gehofft und geliebt hat, ſo ſteht das Leben in ſeiner Klarheit und Wahrheit treu und gediegen vor ihr; mit dem, was ſie feſt und heiter umfaßt und hält, treibt ſie keine Tändelei und Spielerei; ſie buhlt mit keinen Halbheiten und Scheinen und will keine Blüthen und Früchte von dem Leben pflücken, als die wirklichen. Daher kennt ſie keine Gaukelei und Ziererei, keine Aefferei mit Tugenden, welche keine Tugenden ſind; ſie kennt und will nur das Wahre und Rechte, ſie iſt das Bild der Wahrheit und Rechtlichkeit ſelbſt und in Empfindung und Gedanken in Rede und That tritt ſie klar und offen vor aller Welt hin: keine zimperliche und prüdliche alte Jungfer ſondern die beherzte und muthige Frau, mit ſolcher Majeſtät der Zucht, daß alles Freche und Ausgelaſſene vor ihrer Hoheit in den Staub fallen muß. — Wie ganz anders die Mode! Ihrer Natur nach iſt ſie keine Sünderin. Gott hat viel Leichtes Flatterndes und Bewegliches erſchaffen, was beide in der Außenwelt und in der Bruſt des Menſchen ſeinen erlaubten Wohnſitz hat und erlaubt iſt, weil es geſchaffen iſt. Die Mode ſoll eine Spielerin und Tändlerin ſeyn, ſie darf zuweilen ſogar eine Gauklerin und Täuſcherin ſeyn, damit die zu ſchroffe Strenge und der zu ſpröde Ernſt des Lebens aufgelöſt und erheitert werde; aber ſie wird eine Sünderin, wenn ſie ſich Ungebührliches und Ungehöriges anmaaßt. Dieſe ungebührliche Anmaaßung iſt da, wann ſie ſich der Sitte gleich ſtellt oder wann ſie ſich gar über die Sitte hinaus ſtellt. Dann wird die Spielerin eine Betrügerin, die leichtfertige Thörin eine bewußte Sünderin. Die Mode will dann mehr, als ſie kann; ſie will zugleich das Feſte und das Bewegliche den Ernſt und das Spiel die Ehrbarkeit und den Leichtſinn den Verſtand und die Thorheit darſtellen: ſie will das Unmögliche. In dem

Gefühl, daß ſie das nicht kann, ſperrt und ziert und prüdet und zermartert ſie ſich in tauſend Affenſprüngen und Affenkünſten; ſie zieht eine fremde Art und ein fremdes Gewand an, ſie wird eine bewußte Sünderin, ſie will täuſchen: ſie täuſcht nicht aus Muthwillen ihrer Natur ſondern aus Vorſatz ihres Willens; ſie muß eine Wichtigkeit einen Anſtand einen Ernſt heucheln, die ihr unnatürlich ſind. Jetzt iſt die Lüge fertig, die immer ein Kind der Schwäche und Ohnmacht iſt, und mit ihr öffnet ſich eine weite Bahn des Laſters und Unheils. In der heiligen Schrift heißt die Lüge ein Kind des Teufels; man ſpricht auch von einer Großmutter des Teufels: ich mögte glauben, die Lüge ſey die Großmutter des Teufels, denn Aergeres und Boshafteres als ſie giebt es in der ganzen Natur nicht. Die Lüge iſt die Oberhofmeiſterin der Mode, welche auch Sitte ſeyn will; Ziererei Aefferei und Buhlerei heißen ihre Hoffräulein; und die zippe Jungfer, falſche Schaam genannt, iſt ihre erſte Kammerjungfer.

Die Lüge und die falſche Schaam, dieſe beiden Großdamen der Mode ſehen gottlob ſo aus, als wenn ſie auf germaniſchem Boden nicht geboren ſind. Daß ſie weiland bei unſern Urgroßvätern und Urgroßmüttern nicht heimiſch waren, bezeugt uns deren Geſchichte. Eine Lüge hielten ſie für eine ſolche Sünde und den Namen Lügner für einen ſolchen Schandfleck, daß die Beſchuldigung davon nur mit Blut abgewaſchen werden konnte, und daß ehrlos war, wer ſolche Makel auf ſich ſitzen ließ. Die falſche Schaam war ihnen eine völlige Unbekannte und Fremdlingin, deren Namen ſie erſt in den letzten Jahrhunderten gelernt haben: jene Menſchen hüteten ſich zu begehen, deſſen ſie ſich ſchämen mußten; des Natürlichen oder Zufälligen ſchämt ſich der Menſch nicht oder ſchämt ſich friſch= und kurzweg und ver=

ziert die erröthende Empfindung oder Verlegenheit, worein er geräth, nicht mit leerer Prüderei von Worten. Lüge iſt verderblich, weil ſie ſchlecht macht; falſche Schaam iſt verderblich, weil ſie ſchwach macht. Wer immer zittert, daß ihn jemand Lügen ſtrafe, wer ſich mit kleinlichen Nöthen ängſtigt, deſſen ganzes Leben muß mit Vorrüſtungen und Zurüſtungen des Kleinen hingehen, ſein Muth wird zerknickt und ſeine Kraft zerſtückelt, er wird und bleibt ein ſchwirrender Wetterhahn und eine erbärmliche Memme. In dem Kleinen und Einzelnen ſitzt er feſt und kann ſich davon nicht erlöſen, in dem Kleinen und Einzelnen ſchämt er ſich und zittert er, wie ein Sklave zittert. Ein ſolcher thut das Böſe nicht aus Freude an dem Böſen — gottlob das thun wenige Menſchen — ſondern er thut es häufig ſeiner modiſchen und geſellſchaftlichen Schicklichkeit wegen; er zertritt und entweihet die Tugend nicht aus Wohlgefallen am Laſter, ſondern wann er ſich ihrer ſchämen muß. Dahin, zu der Elendigkeit kömmt der verzierte und verweichlichte Menſch, daß tüchtig wollen und thun für eine Albernheit und Narrheit gehalten wird. Ueberhaupt wer nicht dulden kann von vielen ein Narr genannt zu werden, der mag ſchwerlich lange ein tugendhafter Mann bleiben.

Die Mode mit ihren eben genannten Geſellinnen macht zu eitel, d. h. ſie macht eitel auf das Eitle. Ich bin kein grießgrämiſcher Richter und Verdammer der Freude, ich weiß, wie viel Gott uns erlaubt hat und wie viel das fröhliche Evangelium des Heils uns erlaubt. Die Eitelkeit und die Luſt an dem Eitlen und Vergänglichen ſind eine wohlthätige Mitgift der Natur, damit wir über das viele Traurige und Bittere des Lebens deſto leichter hinhüpfen; aber unſelig iſt unſer Loos, wenn die Eitelkeit, die höchſtens draußen um uns ſpielen ſoll, drinnen in uns ihre Wohnung

aufſchlägt. Sobald wir beginnen mit dem Leichten Schimmernden und Vergänglichen Ernſt zu treiben; wenn wir es zur großen und wichtigen Angelegenheit unſers Lebens machen; wenn es mehr mit uns bedeuten ſoll als ſpielen — fahrwohl Waidlichkeit und Muth des Lebens! und willkommen Kleinlichkeit Zierlichkeit und Bangigkeit! Die unſchuldige Eitelkeit kann man höchſtens ein kindiſches Kind nennen, die bewußte Eitelkeit, die auf ſich ſelbſt und auf ihre Herrlichkeiten eitle Eitelkeit iſt ein verzogenes Kind voll Launen, und Tücken. Leichtſinn und Flatterhaftigkeit ſind in der Natur gegründet, ſie haben ein Recht zu ſeyn, weil ſie ſind, und wenn man nicht wünſcht von ihnen wild fortgetragen zu werden, ſo hat es doch Augenblicke, wo man ſich freuen kann, wenn ſie gleich Schmetterlingen und Vögeln durch die weiten Lüfte ſegeln und ſich von allen Winden luſtig in das Reich des Ungefährs tragen laſſen. Was thut die Eitelkeit? Sie bindet den leichten Fliegern Fäden an die Füße, damit ſie nicht höher und weiter fliegen können als ihr gefällt; ſie hat es ausgerechnet, wie weit man üppig und übermüthig ſeyn darf: wer Ueppigkeit und Uebermuth berechnen kann, darf gar nicht üppig und übermüthig ſeyn. So wird hier methodiſch und mit jüdiſchem Geitz und jüdiſcher Berechnung des Maaßes und Uebermaaßes geſündigt: die methodiſche Sünde das iſt die rechte Sünde.

In der Sitte, wie wir gehört haben, iſt beide das Aeußere und das Innere das Weſen und die Geſtalt die Seele und der Leib des Menſchen; die Mode gebärdet ſich nur innerlich zu ſeyn, ſie ſpielt alles Innerliche in das Aeußerliche hinaus, die Art das Gemüth die Tugend des Menſchen behandelt ſie wie ein Kleid, das der Schneider nach Laune ſo oder anders zuſchneiden und zuſtutzen kann. Wo ſie gebietet, da kann der Menſch nicht bei ihm ſelbſt bleiben,

kann er ſich nie in der ruhigen Betrachtung der Welt noch in der Anſchauung ſeines Gemüthes verlieren, ſondern wird durch den verwirrenden Wechſel der Geſtalten und Gelüſte unaufhörlich hin und her geriſſen, und nimmer wird ihm ſo viel Zeit, daß ſich ein ſtilles heiteres Bild der Welt und des Lebens vor ihm ſetzen kann. Die Folge dieſes Zuſtandes, worin ihn die Mode erhält, iſt Flatterhaftigkeit und Flachheit und eine Schwächlichkeit und Dünnheit des Innern, welche gar nichts Starkes und Ernſtes aufnehmen noch feſthalten kann. Ein Menſch, den dieſe launiſche und unbeſtändige Tyrannin beherrſcht, erlangt nie jenes göttliche Bewußtſeyn von Kraft, jenes Gefühl von innerlichem Stal der Seele, welches man Karakter nennt und welches wohl das größte Gut eines Menſchen heißen mag. Von dieſer großen Tugend und von der Einkehr der Himmliſchen in die Heimath ſeiner Bruſt weiß der armſelige Flatterer nichts; ſein Blick und ſeine Begierden werden mehr und mehr auf die Erde und auf das Vergängliche und Nichtige gekehrt; das Erhabene das Stille das Fromme — alles, was man als die unvergänglichen und überirdiſchen Güter preiſet und anbetet, mag und kann mit dem Kleinlichen und Gaukeliſchen nicht wohnen. So flattert und tändelt der Menſch die Blüthenzeit ſeiner Jugend durch, die leiblichen Kräfte und Freuden nehmen endlich ab, die tantaliſchen Gelüſte aber wachſen: ewige Ungenüge, ewiges Misbehagen und launiſches Schmollen über die Menſchen und über die Welt, ewige Klage über Nichterfüllung, ewig ſich ſelbſt ſchärfende Stacheln des kleinen Geitzes und Ehrgeitzes martern den Unglücklichen, und in dem wüſten und ſteuerloſen Treiben auf der wechſelnden Woge des Lebens hat er das nie gefühlt, wodurch von den Guten die Götter geglaubt und angeſchaut werden.

Eine nichtsthuende Geſchäftigkeit ein Alleswollen und Nichtsvollbringen ein Allesbegehren und Nichtserlangen — das iſt die Ueberſchrift auf dem Leben desjenigen, der ſich der Eitelkeit der Mode ergeben hat. Ein Menſch, der in ſich alles Feſte gelöſt und gebrochen und alles Starke verweichlicht und verweibt hat, weiß nimmer, was die Selbſtherrlichkeit und Hohheit eines freien und männlichen Gemüthes iſt; er iſt der Knecht aller Erbärmlichkeiten Sorgen und Aengſten geworden und wird in dieſer Knechtſchaft athemlos fortgetrieben bis ans Ende ſeiner Bahn. Drinnen und draußen in ihm und um ihn herrſcht die ewige Unruhe und der unſtäte Wechſel der Dinge. Wer ſich dieſer Unruhe und dieſem Wechſel hingiebt, der wird einem fliegenden Blatt im Sturmwinde und einem bangen Häslein gleich, das nirgends eine ſichere Stätte hat: ſein ganzes Leben wird eine kleinliche Jagd; denn nur aus Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten beſteht demjenigen endlich das Leben, der in ihm ſelbſt nicht einen großen Mittelpunkt zu ſetzen weiß, um welchen die kleinen und im ewigen Wechſel und Strudel bewegten Dinge rollen müſſen. Der Menſch, welcher in ihm ſelbſt nichts Feſtes und Sicheres hat, welcher in ſeinem Herzen kein Orakel gebaut hat, das er in Zweifeln und Gefahren um Auflöſung und Troſt befragen kann, muß in unaufhörlicher Furcht und Angſt leben beide vor den Dingen und vor den Menſchen. Die Dinge ſind ſeine Tyrannen, da ſie doch ſeine Sklaven ſeyn ſollten; die Geſichter oder die Winke der Menſchen ſind ſeine Richter, weil er in ſich keinen Richter ehrt. In dem Einzelnen lebt der Arme, von dem Einzelnen wird er geängſtet und gejagt, vor dem Einzelnen zittert er: wer ſich ſelbſt nicht erfaſſen kann, der kann auch die Welt und ihr künftiges und glückliches Seyn nicht erfaſſen und flattert und zerflattert in windigen Lüften und Wün-

ſchen. Sieh die eitlen und modeſüchtigen Europäer an, welcherlei ſie ſind und welches Leben ſie führen oder vielmehr von welchem Leben ſie geführt werden, und antworte mir, was du geſehen haſt. Nicht für irgend eine ſtille Gottheit nicht für irgend einen hohen Wahn nicht für irgend eine ſtarke Tugend leben ſie ein gleiches waidliches und fröhliches Leben, ſondern für vergängliche Scheine der Dinge und für den leeren Beifall oder Tadel der Menge treiben ſie ſich im matten Thun und Nichtsthun ihre fünfzig oder ſiebenzig Jahre ſo durch. So wenig kennen ſie die wahre Freude und die wahre Tugend, ſo wenig kennen ſie den hohen Werth der flüchtigen Zeit des kurzen Lebens, daß funfzehen Sechszehntel der Menſchen nicht für ſich ſondern für andere zu leben ſcheinen. Sie leben aber nicht ſo für andere, daß ſie andern dienen oder helfen, ſondern damit ihre prunkende Leerheit und Armſeligkeit von ihnen nicht getadelt werde.

In dem ſteten Wechſel der Mode gehn die Treue und Liebe unter, die nur mit den Feſten und Frommen wohnen mögen. Wer alles ergreifen will und nichts feſthält, wer immer das Neue über dem Neueſten vergißt, der kann dieſe heiligſten und erſten Göttinnen des Lebens nicht bewahren. Blanke Kleider leere Herzen iſt faſt zum Sprichwort geworden. Die Menſchenbruſt wird zu eng und zu flach, als daß ſie für diejenigen Raum behielte, welche Stille und und Gemüthlichkeit verlangen. Was iſt das Leben aber ohne Treue und Liebe? Ein hohles Nichts, das derjenige, welcher es erkannt hat, den Augenblick wegwerfen würde. Wer ſich ſelbſt nicht bewahren kann, der kann auch ſeine Liebe nicht bewahren, der kann nicht glücklich ſeyn; im ſteten Taumel von Begierden und Wünſchen umhergetrieben, immer ſuchend und nie findend, immer begehrend und nie geſättigt, jagt er leeren Seifenblaſen nach und verkennt die rei-

nen und unverſiegenden Güter der Seligkeit, die aus einem lichten und liebenden Herzen geſchöpft werden. Schon die gewöhnliche irdiſche Liebe geht in dieſer Unbeſtändigkeit und Wildheit der Wünſche und Anſichten des Lebens unter, wie vielmehr die chriſtliche Liebe, die ſtille und freundliche Caritas, welche ich die Huld nennen mögte, die ſanfte Weckerin die liebliche Verjüngerin und die treue Tröſterin des Menſchen, von welcher der Apoſtel ſagt 1. Cor. XIII, 4 ff.:

4. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht.

5. Sie ſtellet ſich nicht ungebärdig, ſie ſuchet nicht das Ihre, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden,

6. Sie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit,

7. Sie verträgt alles, ſie glaubet alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles.

8. Die Liebe höret nimmer auf, ſo doch die Weiſſagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und das Erkenntniß aufhören wird.

So viel Nichtigkeit und Jammer liegt in dem Wankelmuth und in der Unbeſtändigkeit, welche die Mode erzeugt. Sie entführt den Menſchen ſeiner Liebe und ſeinem Glücke; ſie äfft ihn mit vergänglichen Gütern, wann ſie ihm die unvergänglichen raubt; ſie giebt ihm die Lüge für die Wahrheit, den Schein für den Glanz, die Hitze für die Wärme, die Unruhe für die Ruhe, die Furcht für den Muth, die Knechtſchaft für die Freiheit; ſie macht ihn dumm flatterhaft trügeriſch feig weibiſch und weichlich: kurz ſie iſt die größte Jägerin Plagerin und Henkerin des Lebens, die je hätte erfunden werden können. Endlich — was ihr größtes Elend

iſt — ſie bindet den Menſchen ganz an die Erde und an die irdiſchen Güter; ſie macht ihn zu einem Sklaven deſſen, was der Götterſohn beherrſchen ſollte; ſie lehrt ihn dieſes Leben und die Eitelkeiten und Nichtigkeiten deſſelben als das Erſte ja als das Einzige betrachten, weil ſie bloß darin ihre Spielerei mit dem Thoren treibt: der Eitle fürchtet ſich vor dem Tode; wer ſich aber vor dem Tode fürchtet, der muß ſein ganzes Leben ein Knecht ſeyn. Den Tod aber fürchtet nur als ein Schrecken, wer in ſeiner tiefen Bruſt nie empfunden hat, welche unvergängliche und unſterbliche Freude über dieſem kleinen Außenleben und jenſeits dieſes Lebens wohnt.

Doch genug dieſes Spiels. In einer Unendlichkeit von Beziehungen ſowohl auf das äußere als auf das innere Leben könnte die Mode noch betrachtet werden, und man würde die Vielſeitigkeit nicht erſchöpfen. Wenn wir aber wieder kräftige Männer und holdſelige Weiber haben wollen, ſo müſſen wir jeder an ſeinem Theile ſtreben, daß die ungebührliche Herrſchaft des unaufhörlich wechſelnden Nichts mehr und mehr eingeſchränkt werde. Die für die Tugend des deutſchen Geſchlechts zunächſt wichtigſten Dinge wären für das Innerliche und Aeußerliche eine deutſche Sprache und eine deutſche Kleidertracht. Ich ſage eine deutſche Sprache, denn die leere Aefferei mit fremden Sprachen, beſonders mit der franzöſiſchen Sprache, und die Verſäumung und Hintanſetzung der trefflichen Mutterſprache iſt bei uns die unwürdigſte und größte. Ich ſage eine deutſche Kleidertracht; wir hatten einmal eine eigene Tracht, ſeit zwei Jahrhunderten ſind wir die Affen fremder Völker geweſen. Eine ſtehende Kleidertracht, deren Hauptgeſtalt feſt wäre, würde für die Sitte das Erſprießlichſte ſeyn. Es iſt eine wunderſame Erſcheinung, die dem beweg-

lichen und wechſelvollen Europäer wenig Ehre macht, daß er in ſeinen Kleidern kaum ſcheint erfinden zu können, was für die Bedürfniſſe ſeines Himmels das Zweckmäßigſte und für die Geſtalt ſeines Lebens das Schönſte iſt, da doch dem Orientalen noch heute die Trachten gefallen, die ſchon vor viertauſend Jahren am Euphrat und Indus getragen wurden. Von allen Europäern ſind wir Deutſche faſt diejenigen, welche auch hier am meiſten vom Wechſel und von den Launen und Thorheiten fremder Völker abhangen. Abgeſchmackter lächerlicher und zweckwidriger kann nichts ſeyn, als wie ein europäiſcher Mann, vorzüglich wenn er ſtattlich und feierlich ſeyn ſoll, ſeit zwei Jahrhunderten auftritt. Wenn man ſeine verſchnittene und verſtümmelte Kleidung ſieht, ſollte man glauben, ſie ſey Hunden und Affen ausgezogen, die ein Gaukler mit der Peitſche in der Hand dem Pöbel zum Tanze aufführt, und aus Verſehen auf ſeinen Leib gethan: da iſt alles für das Lächerliche und Häßliche, für die Geſundheit die Schönheit den Wohlſtand auch faſt nichts. Wir würden vieler kleinen und eitlen Sorgen los, unſre Jugend würde von vieler Geckerei und Gaukelei errettet, wenn wir von der Tracht unſerer Vorfahren uns das Natürliche und Männliche wieder nähmen, das ſie vor zweihundert und dreihundert Jahren noch hatte. Ich mache hier einen Vorſchlag einer ſolchen allgemeinen Volkstracht für Männer, wie ich glaube, daß ſie für unſer Land unſer Gemüth und die Geſtalt des menſchlichen Leibes überhaupt ſchicklich wäre *).

---

*) Dieſer Vorſchlag, indem er der Thorheit und Eitelkeit wehren wollte, hat hin und wieder, wie es allem Menſchlichen begegnet, Thorheit und Eitelkeit geweckt! — Jetzt fällt der neue preußiſche Kriegsrock ſehr mit ihm zuſammen.

Der deutſche Mann trägt gewöhnlich Stiefeln, die höchſtens bis an die Kniebeuge hinaufgehen; bei feierlichen Gelegenheiten nur trägt er Schuhe.

Seine Beinkleider halten die Mitte zwiſchen zu eng und zu weit.

Um den Leib und halb über die Arme bis an den Ellenbogen trägt er in der kälteren Jahrszeit einen kurzen, den ganzen Leib umſchließenden und bis auf die Hüften hinabgehenden Wams. Damit er ſich auf das leichteſte nnd bequemſte bewegen könne, mag er ſich bei Arbeiten und Leibesübungen bis auf dieſen entkleiden.

Sein gewöhnliches Kleid iſt der alte deutſche Leibrock, welcher, nirgends ausgeſchnitten, ſchlicht herabfällt, ſo daß er die Hälfte der Schenkel über dem Knie bedeckt.

Wann er bewaffnet einhergeht, iſt um denſelben das Wehrgehäng, ſonſt ein leichter Gürtel geſchnallt.

Bei feierlichen Gelegenheiten trägt er immer ein Schwerdt, und hängt über dieſen Leibrock einen leichten Mantel, der etwas über die Knie hinabreicht.

Den Hals befreit er von dem knechtiſchen Tuche und läſſet den Hemdkragen über den kurzen Rockkragen auf die Schultern fallen.

Bei Feierlichkeiten und Feſten wird ein Federhut mit den Volksfarben getragen; ſonſt mag er ſeinen Kopf bedecken und ſchmücken, wie es ihm gefällt.

In ſolcher beſtimmten Tracht, welche alle Männer tragen müßten, die hre eigne Herren ſind, würden die deutſchen Männer wieder ſtattlich ernſt und würdig erſcheinen.

Auch für die deutſchen Frauen in ihrem Geſchlecht müßte eine Volkstracht erfunden werden, welche die angemeſſenſte ſchönſte und züchtigſte wäre. Ich wage keine vorzuſchlagen. Ihr Schönheitsſinn mag ſie ſelbſt erfinden und in den Wech=

ſeln und Aenderungen des kleinen Schmucks und der beweglichen Zierrathen mag man ihnen die Freiheit laſſen, welche man dem ſpielenden und zarten Geſchlechte nicht nehmen darf.

Viele werden über den Ernſt lächeln, den ich in eine Sache lege, die den meiſten ſo unbedeutend ſcheint. Mir ſcheint ſie die bedeutendſte für die Sitte und für das Leben und ein großer Schritt vorwärts, damit uns nach und nach eine Eigenthümlichkeit und Gediegenheit wiederkehre, die wir als Volk leider verloren haben. Man ſagt im gemeinen Sprichwort Kleider machen Leute, ich ſage Kleider machen Menſchen. Wo der Menſch in dem Gewöhnlichen und Alltäglichen jede Woche und jeden Monat wechſelt, da bemächtigt ſich das Unſtäte Wilde und Launiſche des Gemüthes und raubt ihm die Beſtändigkeit und die Freiheit.

Mit dieſem Vorſchlage wende ich mich an keine Regierungen, ſondern an die beſſern Männer des Volks und vor allen an die Frauen und Jungfrauen. Dieſe haben durch die Modetändelei am meiſten verloren; ihre heilige Herrſchaft über das Leben und ihre ſtille Gewalt über die Männer iſt durch den Wechſel am unſeligſten gefährdet. Liebe iſt ihr Weſen, Liebe ſoll der Anfang und Liebe das Ende ihres Lebens ſeyn; Liebe wurzelt nur, wo die Sitte feſt ſteht. Die Weiber müſſen ſeyn, wie die Männer ſind, und die Männer ſind, wie die Weiber ſie wollen. Wenn ſie an Männern und Jünglingen die Geckerei und Stutzerei und alle armſelige Nichtigkeit und Ziererei unerbittlich verdammen, wenn ſie das Ernſte das Einfache das Gleiche gebieten, dann wird wieder menſchlich gelebt und geliebt werden. Bei der Flatterei und Flitterei, welche die Mode zur Mode gemacht hat, waren ſie es, die am meiſten verloren, weil Treue und Liebe und Beſtändigkeit der Herzen

bis in den Tod von Tage zu Tage ſeltener wurden. Was half es ihnen, daß ſie ſich ungebührlich auf die wilden Wogen des Zufalls und in den Sturm des äußeren Lebens hinaus wagten? daß ſie, deren ſtille Gewalt in den Häuſern und den umſchloſſenen Blumengärten ſeyn ſoll, auch draußen ſuchten, was dieſe jüngſten Zeiten Freude genannt haben? Auf dieſer Rennbahn mußten ſie gegen dem Mann zu kurz kommen. Erſt zehen oder zwanzig Jahre der Unruhe und des Taumels; dann ein langweiliges mattes launiſches und überdrüßiges Leben ohne Liebe und Göttlichkeit — das iſt das Loos vieler Frauen geweſen; die Männer aber, welche federleichte und dünne Schattengeſtalten ſie auch waren, fanden ſich draußen in dem wilden und wechſelnden Getümmel mehr in ihrem Elemente. Die Frauen müſſen ſich durch Beſtändigkeit Frömmigkeit und Gleichheit des Gemüthes wieder zur Stille zur Demuth und Liebe zurückführen; ſie müſſen wieder ein himmliſches Bild der unſterblichen Liebe und des holdſeligen Lebens darſtellen — und die Männer werden draußen feſter und männlicher, im Hauſe freundlicher und zärtlicher werden. Frauen, ihr ſeyd die Halterinnen der Geſellſchaft, die Mütter der Kinder, die Weiſerinnen und Erzieherinnen derer, die für das Vaterland künftig rathen und ſtreiten ſollen; euer eigenes Glück iſt in eure Hände gethan, aber auch das Glück der Zukunft; ihr beherrſchet die Welt durch die Meinung und ſollt ſie durch die Meinung beherrſchen, aber meinet und lobet hinfort das Würdige und Menſchliche, nicht das Leichtfertige und Aeffiſche.

Zwei Kapitel. *)

1.

Von dem Alten.

Und ich ſehe, die da naſerümpfen und hohnlächeln und ſprechen: Was iſt dies für eine wunderliche Lehre? Alles Alte und wieder das Alte und immer das Alte? Da ſollten wir auch wieder in unſerer Großmütter Kleider kriechen und unſers Urältervaters Rock anziehen und uns gebärden wie die, welche längſt geſtorben ſind.

So ſpöttelt dieſes Geſchlecht, das ſo grün und jung ausſieht, daß es nicht feſt noch alt werden kann.

Ja, ihr Elendigen! wenn ihr mit eurer Großmutter Kleidern wieder der Großmutter Zucht und mit des Urältervaters Rock auch ſeine Tüchtigkeit anziehen könntet, ſo werfet ſie nur flugs von euch. Aber leider ſo leichten Preiſes möget ihr nicht werden, wie die waren, welche längſt geſtorben ſind.

Ich ſpreche es, welcher der Aelteſte iſt, welcher war von Anfang, und war ohne mich nichts. Auch nennen ſie mich den alten Gott und malen mich wie einen Greis. Aber erſt in dieſen Tagen haben ſie mich zu einem alten Mann gemacht, der nicht mehr blaſen noch auf den Füßen ſtehen, geſchweige denn ſtrafen und das Regiment verwalten kann, elendig, wie ſie ſelbſt elendig ſind.

Ich ſpreche es, der Aelteſte: es iſt in dem Alter eine Jugend und ſoll auch in der Jugend ein Alter ſeyn. Wo

---

*) Aus den Fantaſien für ein künftiges Deutſchland, von E. von S.

das nicht iſt, da iſt kein Leben. Aber das verſtehen ſie nicht und ſind doch ſo klug.

Denn das Leben ſoll ſeyn wie alter Wein, und ſoll auch der Staat ein ſolcher ſeyn, worin Ruhe zugleich und Feuer iſt. Denn der junge Moſt gähret über, aber der alte ſtehet ſtill und leuchtet im Becher gleich der Sonne.

Denn ich frage dich: biſt du von geſtern her? und iſt das Geſchlecht, das jetzt auf Erden lebt, von ehegeſtern?

Aber ſie gebärden ſich ſo, weil ſie kindiſch ſind, und bäumen ſich über, weil ſie die Zucht nicht kennen.

Denn was ſie Gutes haben, das haben ſie von ihren Vätern empfangen, und was ſie Weiſes wiſſen, das iſt ihnen von Gott geweiſſagt worden. Und gehet ſo die Geſchichte und Offenbarung fort bis auf dieſen Tag; und wenn ſie die Geſchichte nicht wiſſen, verſtehen ſie auch mich nicht, ſpricht der Herr.

Darum, ſo ſie etwas Neues machen wollen, muß es an das Alte gehängt werden, und ſo ſie etwas Bleibendes ſtiften wollen, müſſen ſie kennen, was vor ihnen war.

Denn es ſcheint vieles alt, was nicht alt werden kann, und ſieht vieles aus wie Thorheit, und iſt doch Weisheit darin.

Und die alles neu machen wollen ſind die ſchlechteſten Männer, und bei denen alles jung ſeyn ſoll die Unweiſeſten im Volke.

Und es verdreußt mich dieſes Geſchlechts, daß es nicht unterſcheiden kann und daß es alles unter einander miſchet. Denn mit dem Veralteten ſpielen ſie genug und tändeln damit, wie die Kindlein mit der Puppe; aber das Alte kennen ſie nicht. Und wenn ſie es erkenneten, würden ſie erſchrecken, wie ein Zwerglein erſchrickt, wann es eines Rieſen Schwerdt erblickt.

Und ſie verwechſeln die Zeit, die wandeln ſoll, und die Ewigkeit, die da ſtehen ſoll. Denn die Geſinnung ſey alt wie ein rüſtiger Greis und die Empfindung friſch wie ein Jüngling, der in der Blüthe ſteht.

Darum hat auch ihre Jugend keine Blüthenzeit und ihr Alter fährt ohne Kraft und Freude dahin.

Ich aber ſage euch und ermahne euch: ſpielet nicht länger mit den hohlen Larven und Verpuppungen der Dinge, denn die frommen euch zu nichts und ſind wirklich veraltet und vermodert, und wird dadurch kein Leben gebracht in das Lahme und Starre.

Aber jenes Alte ſuchet wieder, was aus eurem Volke innigſt geboren ward und ſich für euer Land ſchicket. Denn das iſt das Alte, von dem ich ſagte, es könne nicht alten.

Jenes Alte ſuchet wieder, was durch die Jahre von außen immer grauer und von innen immer feſter wird, wie die Kirchen und Schlöſſer, die eure Väter baueten: die Geſinnung und die Tugend, die gleich altem Wein immer ſtiller und immer feuriger werden.

Denn wie eure Werke hinbröckeln vor den Werken eurer Väter, ſo beſtehen auch eure Thaten nicht vor ihren Thaten.

Doch das todte Alte gefällt mir nicht und Geſpenſter und Spuke ſind mir ein Gräuel.

Ihr aber rufet Geſpenſter und Spuke aus den Gräbern der alten Zeit herauf und ſie ſollen euch die Tugend und Kraft eurer Väter auch heraufſchwören helfen. Denn ihr ſeyd ein faules Geſchlecht und wollet alles ohne Schweiß und Arbeit gewinnen.

Aber das lebendige Alte ſoll auch ewig das Alte bleiben, denn es iſt nicht älter, als ich bin; und doch bin ich

der Aelteſte und der Jüngſte und iſt keiner mir gleich an Geſchwindigkeit und Stärke.

Darum ſollt ihr alle fromme Zucht und einfältige Sitte eurer Väter wieder hervorſuchen, welche viel beſſer iſt als euer Getändel und Geflitter, und ſollet das Alte nicht verachten. Denn es haben viele Jahrtauſende gearbeitet und gewirkt und gedacht und erfunden, damit ihr würdet, was ihr jetzt ſeyd.

Und wenn ihr das Neue nicht machet, daß es dem Alten ähnlich ſey, ſo ſeyd ihr eitle Narren; und es wird hinfahren in Nichts, wie alle Werke der Eitlen.

Denn nur das Kleid der Dinge verwandelt ſich und durch die Geſtalten wandelt die Zeit dahin, aber das Weſen der Dinge bleibet in Ewigkeit.

Und es bedenken die Neumacher und Umkehrer nicht, wie freventlich ſie thun, denn ſie rotten die Liebe aus und den Glauben; und ſind dieſe doch das Höchſte und Feſteſte, worauf ein Volk ſtehen mag, und mag es ohne ſie gar nicht beſtehen.

Und ſie thun gleich denen, die im Walde die hohen Bäume fällen, auf welchen die Vögel des Himmels niſten; und die Vögel ziehen weg und wenden ihre Gedanken anderswohin und kehren nimmer wieder zu dem alten Ort.

So wenden die Menſchen auch ihre Gedanken weg, wenn du ihnen die Stätten nimmſt, worauf ſie geruht haben, und wenden ſie oft auf das Schlimmſte. Und magſt du ſie nicht wieder zurückholen, wann ſie einmal unruhig und ſchwärmiſch geworden ſind.

Darum mußt du alles erhalten, worauf die Liebe der Menſchen ruhet, wie der Vögel Liebe auf ihren Bäumen und Neſtern, und mußt wieder pflanzen, woran ſie ranken und ſich befeſtigen kann. Denn ohne dieſe kindliche Liebe

zu ihrem Lande und Volke wird nichts Herrliches und Gewaltiges erblühen unter den Menſchen.

Und ſcheue dich nicht auch das zu ſchonen und zu ſchirmen, was viele Kluge Thorheit und Vorurtheil und Aberglauben ſchelten. Denn dieſe Klugen wiſſen von dem Heiligen nichts und haben keinen Gott im Herzen als ſich ſelbſt.

Denn heilig ſoll dem Menſchen die Stätte ſeyn, wo er geboren iſt, und ehrwürdig bleiben das, woran ſeine Kindheit erwuchs. Und du ſollſt ihm das Gleichgültige und Unſchädliche nicht verweigern, und ihm nicht verkümmern, was ihm wohlgefällig und unſchuldig iſt.

Denn das Land iſt wohl beſtellt und ſteht feſt auf ſeinen Bürgern, wo jedem zuerſt ſein Haus und der Garten und die Bäume um ſein Haus, dann ſeine Nachbarn und die Felder ſeiner Nachbarn, dann die nächſte Stadt und ihr Kreis das Liebſte ſind und das Beſte dünken in der Welt. Siehe ein ſolcher hat eine reiche Liebe, wovon er viel abgeben kann, und wird auch das größere Vaterland von ganzem Herzen lieb haben und beſchützen helfen.

Nimmſt du ihm aber alles weg und verlacheſt ihm ſeine Liebe zu Wahn, dann ſtehet er wie ein Baum in der Luft, dem unten die Wurzeln abgehauen ſind, und der erſte Wind wird ihn fällen.

Und es iſt weggenommen und die Wurzel der Liebe iſt gelöſt worden und du haſt geſehen, wie ſie gefallen ſind und noch fallen; und doch glaubeſt du meinen Worten kaum.

Willſt du alſo glücklich ſeyn und gerecht, ſo laß jeder Landſchaft und jedem Völkchen in dir das, was ihnen als ihre Sitte und Liebe theuer iſt, und ſchilt es ihnen nicht Narrheit und Vorurtheil. Und ſo es dir auch thöricht däucht, ſchweige doch lieber davon und laß die Menſchen

mit kleinen Thorheiten ſpielen: denn dann werden ſie weniger große begehen.

Denn ich bin ein Gott, dem ſolches gefällt und habe in meiner ſchönen Welt zu vielen Spielen Raum gegeben, und verweigere es den Menſchen nicht, daß ſie auch zuweilen kindiſch ſind. Und ſollſt du nicht unfreundlicher ſeyn über ſolches, als ich bin, ſpricht der Herr.

2.

Von Kleidern und Moden.

Und wenn ich betrachte, wie du dich trägeſt in dieſer Zeit und kleideſt, ſo muß ich wieder das Alte rühmen und das Neue ſchelten.

Denn du biſt ſo wunderlich aufgeſtutzt und ſo abentheuerlich ausſtaffiert und änderſt alle Tage deine Art und und Weiſe ſo, daß es oft ſchwer iſt zu ſagen, ob in ſolcher Tracht ein Menſch oder ein ſeltenes Thier ſtecke, das man den Leuten zum Scherz jeden Tag anders ſtaffieret.

Denn der Menſch ſollte das Gleiche und Rechte lieben, und nicht thun als wenn jeder Glockenſchlag eine andere Zeit brächte. Du aber verziereſt und verkleideſt und verlarveſt dich jede Stunde anders und iſt gar ein flatterhaftiges Weſen in dir.

Und du nenneſt das Niedlichkeit und Geſchmack und Schönheitsſinn und was für wunderliche Namen mehr du deinem wunderlichen Thun umhängſt. Und heißt die Art deiner Großväter und Großmütter dir ſteif und ſchwer und ungeſchickt; und waren ſie doch viel geſchwindere und waidlichere und geſchicktere Menſchen, als du biſt mit aller deiner Zierlichkeit.

Und biſt du ſo ein abgeglätteter Affe und Narr, daß

kaum ein Bild von dir gemacht werden kann, und ſiehſt immer albern und verſchnitten aus, wie dein Zeitalter iſt.

Und auch dieſe Aefferei haſt du den leichtfertigen Franzoſen zu danken, von welchen von jeher dein größtes Unglück gekommen iſt, und auch den Engländern. Denn du biſt ein Affe alles Fremden geworden und haſt das Eigene lange verachtet.

Und glaube nicht, daß dies etwas Gleichgültiges iſt und was jenſeits des Geſetzes liegt und daß die Mode nur ein unſchuldiges Spiel iſt, welches die Sitte nicht berührt.

Bei deinen Vorfahren galt eine Tracht ein Menſchenalter ja wohl drei vier Menſchenalter hinter einander, und eben ſo gleich und beſtändig ſtand bei dieſen tüchtigen Menſchen die Sitte und Treue; bei dir aber wechſelt die Mode jeden Monat und jedes Jahr und eben ſo gaukeliſch und vagabundiſch iſt dein Sinn geworden.

Darum ſage mir nicht, die Mode ſey ein gleichgültiges Ding, und was du an der Oberfläche thueſt, gehe das Innere nichts an.

Das iſt nicht wahr. Denn grade das Kleine, worin der Menſch täglich lebt, das Unbedeutende, was nur eine Stunde herrſchen will — das erzieht und verzieht auch das Große und Bedeutende, und er muß es, damit es ihn nicht verderbe, unter die Sitte ſtellen.

Denn die Mode iſt ein unruhiges gaukeliſches und launiſches und üppiges Ding, gleich einer Buhlerin, die noch unſchuldig ſcheint und grade durch dieſen Schein am meiſten verführt.

Darum ſollſt du dir eine Volkstracht ſetzen, die für dein Gemüth und dein Land und deinen Himmel paſſe und die an Feſttagen und in Verſammlungen als ein Feierkleid

getragen werde; und zwar beide für Männer und Weiber nach ihrem Geſchlecht.

Und ſollen alle Bürger in deinen Städten und alle angeſehene Männer und freie Bauern, die auf dem Lande leben, in dieſer Tracht einhergehen, und alle ehrliche Frauen, die nicht für ſchlecht gehalten werden wollen.

Und ſollſt du darauf halten, daß an feſtlichen Tagen und in Verſammlungen alle alſo gekleidet erſcheinen; und ſoll ein Schimpf ſeyn ſich franzöſiſch oder engliſch oder überhaupt ausländiſch zu kleiden, und ſollſt du den, der dawider verbricht, um Geld ſtrafen.

Und ſoll dieſe Tracht für alle deutſche Männer und Frauen gelten, von dem Könige und der Königin an, die auf dem Thron ſitzen, bis zu dem Bauren und der Bäuerin unter dem Strohdache.

Ich meine aber nur den Schnitt und die Art der Kleider; denn die kleinen Verzierungen mögen wohl verſchieden ſeyn, daß man die Ordnungen und Stufen des Volks daran erkenne: und mag ſich die Mode an dieſen Verzierungen immer noch üben.

Und ſollſt auch hierin beweiſen, daß du ein eigenes Volk biſt.

Denn bedenke, wie lächerlich es iſt, daß die Europäer in Jahrtauſenden kein Kleid haben finden können, das für ihren Himmel und ihr Land paßt; und der Perſer und Araber kleidet ſich noch heute, wie er zu Cyrus und Abrahams Zeiten that.

Du bedarfſt aber nicht zu den Griechen zu gehen noch die römiſchen Bildſäulen abzuzeichnen, damit du findeſt, was ſchön und wohlgefällig iſt; ſondern wenn du zwei drei Jahrhunderte zurückgeheſt zu den Trachten deiner Vorfahren, magſt du wohl finden, was zugleich leicht und ſtattlich

deutſchem Ernſt und Sinn und überhaupt einem freien Volke wohl ſtehet. Daraus wähle dann, was Frauen züchtig und lieblich und Männern tüchtig und würdig iſt, und füge hinzu, was die jetzige Zeit verlangt.

Denn daß du grade das Alte nachmachen ſollſt, das will ich nicht, ſondern nur, daß die loſe Unbeſtändigkeit und elende Gaukelei aufhöre; denn es muß noch eine Tracht ſeyn, die dir und dem deutſchen Himmel zu allen Zeiten am beſten paſſet und ſtehet und die zugleich bequem anſtändig und ſchön iſt: dieſe ſollſt du auswählen und behalten.

Allmodiſcher Kleiderteufel,

von Johann Ellinger, Kaplan zu Arheiligen.
Frankfurt am Main 1629.

S. 17. Ich glaube ganz und gar, ſo lange die allmodiſche Kleiderpracht, daran man vor zwanzig ja zehen Jahren nichts geſehen und die alten Deutſchen nichts gewußt haben, ſich nicht leget und durch die Obrigkeit abgeſchaffet wird, ſo lange iſt auch kein Friede in Deutſchland nicht.

Wollen wir Deutſchen Affen ja ſo thöricht ſeyn und allerlei fremder Nationen und Völker Trachten und Kleider uns belieben laſſen, wohlan ſo ſchicket uns Gott ſolche Völker auf unſern deutſchen Boden, von denen man vor dieſem nicht gern hören ſagen, will geſchweigen mitten in unſerm geliebten Vaterlande geſehen und gehöret hätte, die wiſſen uns dann das allmodiſche Muſter dermaaßen anzumeſſen, daß mit Haufen das Blut über den Kopf abfleußet und das Geld aus dem Beutel geſchneutzet wird und wir tolle närriſche Deutſche das Nachſehen und den Schaden behalten.

Seite 18. Man lieſet in Hiſtorien, daß ein türkiſcher Kaiſer einmal von einem kunſtreichen Maler, den er am Hofe gehabt, begehret, er ſollte ihm allerlei Manier und Kleiderpracht der Völker unter der Sonnen abmalen, wie eine jegliche Nation ſich kleidete und einherginge. Da hat er einen nach dem andern in ſeinem Habit entworfen, den Türken auf Türkiſch, den Tataren Tatariſch, den Perſer Perſiſch, den Griechen Griechiſch, den Italiäner Italiäniſch, den Spanier Spaniſch, den Franzoſen Franzöſiſch, den Engländer Engelländiſch, den Ungarn Ungariſch, ſumma einen jeden mit ſeiner Tracht. Letztlich hat er einen nackenden Mann gemalt mit einem Ballen Tuch unter dem Arm. Dann der Kaiſer einen nach dem andern beſichtigt, läßt er es ihm gefallen; allein da er an den nackenden Mann gelanget, bei welchem nicht geſchrieben, hat er gefraget, wer dieſer ſey. Darum der Maler geantwortet: es iſt ein Deutſcher, und vermeldet, er wiſſe ihm keine eigene Tracht abzumalen, da er nicht bei der alten Kleidung bleibe ſondern gleichſam aller andern Nationen Affe ſey, bald ſo bald anders ſich kleide. Darum er ihm einen Ballen Tuchs gemalet, daraus ſeines Gefallens er ihm ein Kleid, wie er wollte', machen laſſen mögte; er wüßte ihm kein gewiß Muſter zu geben.

Wenn dieſer Maler heutiges Tages noch lebete, er würde ſolchem nackten Deutſchen auch den Ballen Tuchs nicht laſſen, ſondern ganz bloß unter einem Badhemdlein oder Niederkleid unter die Allmodiſche wunderbarlicher Weiſe zerfetzte zerſchnitzelte verneſtelte breithütige ſpitzbärtige latzdegichte großkrägiche Junkerlein dahin ſtellen, wie jener feine Kupferſtecher in ſeinem Gemälde mit dem Beſcheid: Es gefällt mir der keins.

S. 23. Das Laſter der Mode iſt deswegen zu fliehen und zu meiden, weil gemeiniglich der ſtolze allmodiſche

Kleiderteufel, wo er einzeucht, nicht allein zu kommen pflegt, ſondern noch ſieben andere Teufel, die ärger ſind als er ſelbſt, zu Geſellſchaft mitbringt und nimmt.

Philander von der Sittewalt

Wunderliche wahrhaftige Geſichte.

Zweiter Theil. Strasburg 1666.

S. 78. Sollteſt du ein Deutſcher ſeyn? Was für ein Wams iſt das? was für Hoſen und Strümpfe? Ich glaube, daß du allererſt mit von Paris kommeſt. Ein wohl thörichter Tauſch, den ihr da thut gegen ſolche neue Dinge! das alte deutſche Geld wird häßlich umgetauſcht; aber recht, die Wälſchen können es ihnen fein zu Nutz machen. Meint ihr, wann der Deutſchen ſauer erworbenes Gut nicht alles nach Paris für ſolche närriſche neue Trachten übermacht würde, es könnte ſonſt nicht verthan werden? Habt ihr Deutſche (wenn du je einer von unſern ungeſchlachten Nachkömmlingen biſt) nicht in der Erfahrung, daß, welchen Völkern ihr euch in Kleidung alſo gleich ſtellet und ſie nachäffet, daß dieſelbige dermalen euch und eure Herzen bezwingen euch unterdrücken und zur Dienſtbarkeit ziehen werden? Dann ſie ja ſchon eure Herzen, das beſte Bollwerk, die Schanzen der Augen und Außenwerke der Sinne untergraben eingenommen und gewonnen haben. Iſt euch denn nimmermehr etwas gut genug, das aus eurem Vaterlande kömmt? Man ſpüret wohl, daß ihr Verächter eures Vaterlandes ſeyd und deſſen Verräther. Wo iſt ein Volk unter der Sonnen, als die ungerathene Deutſche jetzt ſind, in ihren Kleidertrachten ſo

unbeſtändig ſo ekel ſo närriſch? wo ſiehet man desgleichen bei euren Nachbauren geſchehen?

Ich lob die Poln in ihrer Zier,
Sie bleiben bei der alten Manier,
Bekleiden ſich nach Landesbrauch,
Der Türk und Moſkowiter auch.

Aber ihr in dem deutſchen Land
In Kleidung haltet keinen Beſtand,
Daran man euch mit wahrem Grund
Wie andre Völker kennen kunnt.

Sondern ihr ſeyd recht wie Affen,
Nach Wälſchen und Franzoſen gaffen,
Sowohl nach Böhmen und dergleichen,
Die eurer Lande Gränz' erreichen.

Was die an Rüſtung Roß und Wagen
Gebrauchen und am Leibe tragen,
Das müſſen Jungfrauen Männer Knaben
Auch allenthalben um ſich haben.

O ſollte Kaiſer Karl der Große Kaiſer Ludwig und Otto, die ſolche fremde Trachten einzubringen mit Ernſt und Eifer hochſträflichen verboten, deine à la mode Hoſen und Wammes ſehen, ſie würden dich als einen wälſchen Laſterbalg aus dem Lande jagen.

Die Deutſchen und Franken, nachdem ſie gemeiniglich unter den Walen und Galliern zu kriegen pflegten, nahmen ſie zurhand derſelbigen kurze Mäntel und Röcklein an. Da ſolches ſahe Kaiſer Karl, ward er zornig und ſchriee: O ihr Deutſchen und freie Franken, wie ſeyd ihr alſo unbeſonnen und unbeſtändig, daß ihr deren Kleidung, die ihr überwunden und beſtritten habt, derer ihr Herren ſeyd, annehmet? Iſt nicht ein gut Zeichen, bedeutet nichts Gutes. Ihr nehmet ihnen ihre Kleidung, ſo werden ſie euch eure

Herzen nehmen. Was ſollen dieſe wälſchen Flecken und Hadern? decken den ganzen Leib nicht, laſſen ihn wohl halb bloß, ſind weder für Hitz noch für Kälte gut, für Regen noch für Wind; und wo einer im Felde ſeines Gemachs, mit Züchten zu melden, muß thun, bedecken's einen nicht, erfrören die Beine: kaum halb deckt der franzöſiſche Rock den Hintern. Ließ demnach ein Landgebot ausgehen, daß man ſolche franzöſiſche Kleider weder kaufen noch verkaufen ſollte.

S. 92. Ihr Deutſchlinge! ihr ungerathnen Nachkömmlinge! was hilft euch ſolche neue Unart? Altes Weſen her! alte Gebärden her! In Hitz und Froſt übet euch, nicht in Schminken und Schmücken. Alte Herzen her! alt Geld her!

Wo iſt euer alt Geld hinkommen, als daß ihr ſolche neue Trachten und Poſſen darum erkaufet und den Ausländiſchen alle eure Mittel zuführet, ohne welche ſonſt ſie euch nimmermehr würden bekriegen unterdrücken und bezwingen können?

All ſolch Bücken und Ritſchen ſolch Händ- und Fußküſſen iſt erzwungen Werk. Wer ſich ſo gar zimperlich ſtellet, der iſt ein Heuchler: entweder fürchtet er ſich oder will etwas betteln oder hat ein bös Stück im Sinn; unter dieſen dreien iſt allezeit eins gewiß. Wer aufrecht und von Herzen durchgehet, was darf er allererſt ſich alſo verſtellen? Die Reverenzen ſind eine Farb' des Herzens, ein Anſtrich; alles, was angeſtrichen iſt, das iſt falſch und nichts werth: was offen iſt, das gehet ſchlecht zu, darf Betrugs gar nicht.

Solches Gaukeln mit Händ und Füßen iſt keinem Deutſchen angeboren. Es iſt undeutſch untreulich. Dieſe Gebärden und Gramanzen nehmen alle Vertraulichkeit hinweg, indem einer nicht trauen darf mit dem andern keck

herzlich und vertraulich zu reden, weil man allezeit fürchten muß, er ſpotte nur, er verſuche einen nur, er verlache einen nur, man rede nicht recht, man titulire, man verkehre ſich nicht recht.

Denn einmal läßt ſich alte deutſche Redlichkeit und Aufrichtigkeit nicht bergen noch vertuſchen. Einmal weiß man, daß dieſe gramanziſche Sucht den Deutſchen nicht angeboren. Einmal weiß man, daß allen ritterlichen Deutſchen, Alten und Neuen, allezeit ſolche ſcheinende Falſchheit zuwider geweſen. Einmal weiß man, daß die deutſche Tapferkeit je und allezeit ſo redlich geweſen, die das Gute gut und das Böſe bös vor jedermänniglich hat nennen dürfen. Einmal weiß man, daß die Gleisnerei das Heucheln das Schmeicheln dem deutſchen Blut und Sitten nicht anders als das Feuer dem Waſſer geweſen. Einmal ſiehet und ſpüret man's noch alle Tage an allen redlichen deutſchen Herzen, an welchen dieſes Gift noch kein Theil hat gewinnen mögen, daß ihnen nichts mehr zuwider als eben dieſe Aufſchneidereien in Worten und in Gebärden. Einmal weiß man, daß die deutſche Redlichkeit jederzeit hat Mund und Herz bei einander gehabt; welches doch das große Gebrall und Gramanzen nicht zuläſſet. Einmal weiß man, daß das hochedele deutſche Blut keiner Nation ſpinnenfeinder, als eben denjenigen jederzeit geweſen und noch iſt, die der ſcheinbaren Heuchelei in Worten und Sitten ergeben. Einmal erfährt man, daß ſolche Herzen untüchtig ſind und in der Heuchelei alſo erweichet, daß ſie zu was Tapfern ſchwerlich mehr mögen angezogen werden. Weich in Worten, weich in Sitten und Gebärden, weich am Herzen; was iſt weicher dann jener Leib, der keine andere denn eitel weiche Gebärden hat.

Was iſt das neue Weltabentheuer, das gar ungeſtalte

und gar zu gemeine jetzige Neigen und Bücken Hände- und Füßeküſſen anders denn eine überaus große weibiſche und kindiſche Weichheit und gaukleriſche Gelenke des Leibes? Was iſt weicher in den Männern denn allein das verſtellte weibiſche Lächeln und heuchelnde Geſicht und Augen? was iſt weicher als allein jenes Gemüth, das ſich nach jedes Willen und Gefallen biegen und wenden thut? Was ſind unſre von den Franzoſen kommende und zu den Franzoſen ziehende und die Franzoſen liebende Deutſchlinge anders als effeminatissima virorum pectora *) — Gott verzeihe mir, daß ich dieſe uns feindſelige Sprach mit untermiſche — welche kein eignes Herz keinen eignen Willen keine eigne Sprache haben; ſondern der Wälſchen Willen ihr Willen, der Wälſchen Meinung ihre Meinung, der Wälſchen Rede Eſſen Trinken Sitten und Gebärden ihr Reden ihr Eſſen und Trinken ihre Sitten und Gebärden, ſie ſeyen nun gut oder bös.

O der teigigen feigen Weichheit, daraus eitel furchtſam verzagte Weichlinge und nichtsgültige Weiberherzen werden, die nicht gut noch tauglich ihre weibiſche Weiber, geſchweige denn Stadt oder Land zu regieren. Denn wenn ein ſolcher Weichling gegen niemand ſeine Meinung und die Wahrheit mit Ernſt und männlich reden darf, wie wird er dürfen die Wehr zucken, wann die offenbaren Feinde das Vaterland angreifen; wie denn ein jeder Ehrenmann von Gott und ſeinem Blute ſchuldig iſt.

Woher kommt es jetzt in unſerm betrübten Lande, daß man Städte und Feſtungen ſo freventlich und ohne Verſchulden angreift, auch dieſelben den Erb- und anderen Feinden ſo willig aufgiebt? Allein aus dieſer Weichheit.

---

*) Die weibiſcheſten Mützen.

Woher kommt es, daß mancher Fürſt und Potentat faſt nirgends keinen redlichen aufrichtigen Diener bekommen kann, welchem er nicht mit großer Sorge vertrauen müſſe? Kommt alles aus dieſer abſcheulichen Sucht und aus dieſer Weichheit her.

Woher kommt es, daß mancher Fürſt und Potentat faſt keinen redlichen gewiſſenhaften Diener mehr kann leiden nud behalten oder denſelben ſeiner treuen Dienſte wegen will erkennen? Kommt eben aus dieſer verdammten und landverderblichen Sucht und Weichheit her, daß die Herrſchaften von Weichlingen von Fuchsſchwänzern Aufſchneidern Sitten- und Gebärdennarren ſich einnehmen und wider diejenigen, ſo Redlichkeit Aufrichtigkeit und Wahrheit lieb haben, verleiten laſſen.

Wehe dem Diener, der an ſeinem Herrn und Vaterlande untreu und ein Verräther wird! wie können ſeine Kinder einige Hoffnung haben der Wohlfahrt?

Wehe der Herrſchaft, die einen gewiſſenhaften Diener wegen der ungemeiſterten und unüberwindlichen Wahrheit von ſich läſſet! Wie kann es anders ſeyn, als daß ihr armes Land endlich durch die lügenhaften Fuchsſchwänzer muß zu Grund und in das Verderben kommen.

Die Hunde fuchsſchwänzen ihren Herren, aber zu rechter Maaß und Gebühr; denn auch, wann ihr Herr ihnen zu ſcharf oder etwas wider billige Gewohnheit thun will, ſo zeigen ſie ihm die Zähne ſtatt des Wadels. Solche Geſellen aber ſind mehr denn hündiſch; ſie weben ihren Wadel zu allen Dingen, ohne einigen Unterſchied oder Gewiſſen der Wahrheit oder Lüge, Gutes oder Böſes ꝛc.

O alte Mannheit, o alte deutſche Tapferkeit und Redlichkeit, wo biſt du hingeflogen?

Von der Wälſchen Weichheit kommt es her, daß man

ſich in allem alſo verhalten will, daß man Dank habe vor der Welt, Gott gebe, was die Seele davon trage.

Ob ein Ding dem Gemeinnutz heilſam oder ſchädlich ſey, da fraget ein alamodiſcher Weichling nichts nach, wann nur ſeiner Gelegenheit ſeinem Anſehen nichts geſchieht oder abgeht. Wann ſie nur ihren Namen bei gemeinen und mehreren heilloſen Leuten nicht verlieren, da laſſen ſie alles gehen und warten; da will und mag ſich keiner mit der Mannheit und mannlichen deutſchen Tapferkeit bei den Halsſtarrigen oder auch bei den Anſehnlichen feindſelig machen; da will keiner das Unrecht zu ſtrafen angreifen; da will keiner das Gute mit ſeinem Beiſpiel zu fördern der erſte werden. Wann es aber zum Dankverdienen zum Geſchenknehmen zum Lehenbetteln kommt, da will ein jeder der Beſte und Nächſte daran ſeyn, da ſtreitet man mit einander, welcher ſich mit Schmeicheln hinzu machen oder das gemeine Lob der im Gewiſſen ſich übel bewußten gewinnen möge. Und merken dieſe Weichlinge durch Strafe Gottes nicht, daß eben dadurch ſie ihr Anſehen und rechten Reſpekt bei ehrliebenden Leuten verlieren.

O Pfui dich, Teufel! Pfui dich! Was würden ſolche alamodiſche Weichlinge erſt thun, wann ſie von den Feinden des Vaterlandes mit hohen Aemtern mit centneriſchen Geſchenken gelocket und gereitzet werden ſollten? O wehe! da würde man groß Wunder ſehen und ihrer viele von den öffentlichen Feinden und Verräthern an Redlichkeit übertroffen werden, deren die meiſten in ihrer Tyrannei weit tapferer und männlicher als viele alamodiſche Weichlinge in ihrem Leben und Thun ſich verhalten.

Und o, noch einmal, du alte Mannheit, du alte deutſche Tapferkeit und Redlichkeit, wo biſt du hingeflogen?

S. 113. Wie kommt es, daß alle Neuerungen von den Wälſchen müſſen hergenommen werden? ſogar, daß ihr euch befleißiget ihnen auch in den Laſtern gleich zu ſeyn? In Freſſen und Saufen in Fluchen und Spielen in Gott ſchänden und gar verleugnen in Huren und Buben? alles muß auf wälſche Weiſe auf wälſche Façon auf Alamode hergehen: in Reden und Schwätzen in Zählen und Schreien in Ränken und Schwänken in guten Worten in böſem Herzen.

Ja ihr Deutſche ſelbſt, auf daß ihr euch deſto eher unter einander aufreibet, müßt euch mit Gold und Geld erkaufen laſſen, damit ihr euer eigen Vaterland euere eigene Freunde quälen unterdrücken ausſäckeln verderben und in Dienſtbarkeit bringen möget.

S. 114. Die Alten habens für die größte Verrätherei gehalten, wo einer wider ſeinen Herrn, wider ſeine Heimath und ſein Vaterland einem fremden Herrn zuzog, wie unſere Deutſche dem Könige von Frankreich. Iſt es eine Verrätherei, wenn einer einen einigen Menſchen verräth, ſo iſts vielmehr, wo einer eine ganze Nation, ſein Vaterland, ſo viel an ihm iſt, verläßt und ſich zu deſſen offenbarem Feind hält; für welches doch ein jeglicher eher ſein Leib und Leben ſetzen ſoll. Darum ein jeglicher, er ſey wer er wolle; Geiſtlich oder Weltlich, ein Fürſt oder ein Biſchof, der ſich ſeiner Nation oder ſeines Königes Feinde verbindet oder zuziehet, ſoll Leib und Leben verwirkt haben.

S. 120. So du nun ein geborner Deutſcher biſt oder ja ſeyn willſt, was haſt du denn für eine Weiſe und Manier zu ſchreiben? — Iſt euch das wälſche Gewäſch mehr angelegen als die männliche Heldenſprache eurer Vorfahren? was haſt du mit wälſchen lateiniſchen griechiſchen italiäniſchen ſpaniſchen Worten und Sprüchen alſo um dich zu

werfen? meinſt du, daß man darum glaube, daß du alle ſolche Sprachen gelernt? warum legſt du dich nicht dieſelbige Zeit auch auf deine Mutterſprache, ſolche in einen Ruf und rechten Gebrauch zu bringen, vielmehr als einer ausländiſcheu Zunge alſo zu Dienſten zu ſeyn?

Solche Sprachverkätzerung iſt Anzeigung genug der Untreu, die du deinem Vaterlande erweiſeſt. Deine ehrliche Vorfahren ſind keine ſolche Miſchmäſcher geweſen, wie ihr faſt mit einander jetzt ſeyd. Wer wollte nicht Urſach genug haben zu ſchelten, daß ihr eure Werke alſo mit allerhand fremden Sprachen (und dazu derjenigen Völker, die euch ſo liſtig und grauſamlich nach eurer alten deutſchen durch eure Vorfahren erhaltenen und angebornen Freiheit ſtellen und trachten) verderbet? da doch eure werthe Mutterſprache den andern nicht würde nachgeben, indem die wälſchen Sprachen ihren Urſprung meiſtentheils von der lateiniſchen haben, die unſrige aber von Anfang her von unſerm Urahnherrn Thuiſko als eine wahre Haupt- und Heldenſprache von ſich ſelbſt beſtehet.

Ich will euch meinen Deutſchen hiemit geweiſſagt haben:

Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich ſind, wann das deutſche Reich ſoll zu Grunde gehen; dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde ſtreiten und ſich ermorden und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Mutterſprache verachten und der Wälſchen Gewäſch höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewiſſen dienen. Und alsdann wird das Reich, das mächtigſte Reich zu Grunde gehen und unter derer Hände kommen, mit welcher Sprache ſie ſich ſo gekützelt

haben, wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprache wieder ihre Maaß ſetze, ſie durch gelehrte Leute aufbringe und die wälſchelnden Stümpler nach Verdienſt abſtrafe. O Gott, welchen Helden haſt du dir hiezu erwählet? treibe ihn, auf daß dies Werk einen ſeligen Fortgang habe!

Der wär' ein Narr, der ſchiffen wollt,
Obſchon das Schiff wär voller Gold,
Sollt aber gehn zu Stücken:
Alſo deutſch Herz und wälſches Maul
Ein ſtarker Mann und lahmer Gaul
Zuſammen ſich nicht ſchicken.

S. 124. Iſt es nicht eine Schande zu hören, einem fremden Volke zu Belieben ſein eigen Heil und Wohlfahrt verachten?

Ihr mehr als unvernünftige Nachkömmlinge! welches unvernünftige Thier iſt doch, das dem andern zu Gefallen ſeine Sprache oder Stimme nur änderte? Haſt du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zu Liebe miaulen hören? Nun ſind wahrhaftig in ſeiner Natur ein deutſches feſtes Gemüth und ein ſchlüpfriger wälſcher Sinn anders nicht als Hunde und Katzen gegen einander geartet. Und gleichwohl wollet ihr unverſtändiger als die Thiere ihnen wider allen Dank nacharten? Haſt du je einen Vogel blären eine Kuh pfeifen gehört? Und ihr wollet die edele Sprach, die euch angeboren, ſo gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterlande? Pfui dich der Schande!

S. 131. Hie in Deutſchland ſind Schulen und gute Künſte. In Deutſchland kannſt du Tugend lernen; darfſt nicht allererſt in die wälſchen Lande laufen, da die Tugend vor

langen Jahren ſchon ihre Endſchaft genommen oder, ſo noch was von Tugend daſelbſt übrig zu finden, doch mit Laſtern dermaaßen beflecket und beſudelt iſt, daß man das Gute vor dem Böſen, die Freundlichkeit vor der Hurerei, den Ernſt vor der Tyrannei, die Häuslichkeit vor der Dieberei, gute Worte vor der Betrügerei, den Glauben vor der Heuchelei, den Gottesdienſt vor der Abgötterei, das Chriſtenthum vor dem Heidenthum ſchwerlich wird erkennen.

Und das noch mehr iſt, ſo ſind die edlen Künſte in Deutſchland dermaaßen im Aufnehmen, daß du thöricht thuſt dieſelbigen anderswo zu ſuchen; ja die Künſte ſteigen allererſt von Tage zu Tage alſo hoch, daß es das Anſehen hat, ſie ſeyen noch im vollen Aufgehen, und künftiger Zeit ſo weit kommen mögte, daß auch die Kinder werden von großer Wiſſenſchaft reden und beide die Wälſchen und die Griechen in ihren Aufſchneidereien überweiſen können. Laß dich alſo genügen an dem, was dir dein Vaterland durch der Voraͤltern Fleiß ſelbſt mit beiden Händen und mit höchſter Treu darbietet.

S. 142. Der erſte rechte wahre Urſprung der Kleidung kommt von unſerer Untugend Sünde und Laſtern her. Adam und Eva, unſere Grcßältern, werden mir deſſen Zeugniß geben, ohne welcher grauſamen Fall wir der Kleider niemals bedurft hätten. So iſt es auch nachmals faſt mit allen Stücken, die wir am Leibe tragen, ergangen, da aus Noth und wegen eines ſündlichen Schandfleckens jemand zur Bemäntelung und Beſchönung deſſelben was von Tracht aufgebracht, ein anderer aber, der ſolchen Mangel nicht hatte, gleichwohl darauf gefallen und es nachgeäffet. Daher dann der Alamode urſprünglich entſtanden.

Die Kröſe oder Krauſen ſind anfangs von denjenigen erdacht worden, welche nach eingeriſſener franzöſiſchen Seuche

in Deutſchland die überbliebenen Schandflecken am Halſe bedecken wollten; und gleichwohl ſind andere, die ſolche wüſte Flecken nicht am Leibe hatten, zugefahren und je eines einen größeren koſtbareren Kragen haben wollen.

Alſo heutiges Tags ein wüſtes ungeſtaltes verhöhntes beflecktes Jungfrauengeſicht hat zur Beſchönung und Bemäntelung ſolcher Unſtalt die Masken und den Flor erdacht, damit ſie ihr Geſicht dahinter verbergen mögte. Ein ſchönes wohlgeſtaltes himmliſches engliſches Bild und Geſicht hat ſolche Thorheit geſehen und gleich alſobald nachgeäffet und nicht betrachtet, warum der andere Unluſt ſolche Thorheit erfunden hatte, da ſie vielmehr alle Masken und Tücher vom Geſicht ſollte wegkauft haben, nur daß man das ſchöne Geſicht hätte ſehen und loben und lieben mögen.

Alſo eine Ungeſtalte Höckerigte Buckligte hat anfangs die großen weiten Aermel aufgebracht, mit dem ſchmalen Rücken, damit ſie den Hoffer alſo darunter verbergen mögen. Andere, die von geradem wohlgeſtaltem Leibe waren und ſolche Tracht nachmachen laſſen, ſind deſto thörichter geweſen, weil ſie den Männern Urſache des Verdachts geben, als ſollten ſie mit gleicher ungeſtalten Krümme am Leibe verſtellet ſeyn.

Alſo eine loſe Metze, die mit einem unehlichen Kinde ſchwanger gegangen und ſolche ihre unehrliche Ründung vor der Welt verdecken wollen, hat die großen Gepolſter und Reifſchürzen anfangs erdacht und aufgebracht. Und eine ehrliche Jungfrau, die von keinem Manne wußte, ein ehrliches Eheweib, das ihren ſchwangern Leib von Gottes Gnaden und mit Ehren trug, hat ſolche ehrloſe Tracht nachgemacht und nicht betrachtet die Urſache, warum es die erſte erfunden hatte. Iſt das nicht zum Erbarmen? Dannen=

hero die Franzoſen ſelbſt ſolche gepolſterte Weiberkleidungen Cachebatards oder Blinde Baſtarde haben zu nennen pflegen.

Alſo gewiß die meiſten Alamode-Trachten und Neuerungen in Kleidung von unehrlichen Stücken und Urſachen ihren Urſprung genommen haben. Und haben auch die Männer gleiche und wohl größere Thorheiten wegen des Alamode begangen, als die Weiber.

S. 152. Die Franzoſen wollen das Wort Compliment zu Complementum deuten als Completamentum, ex completa mente; eine vollkommene Gemüthserklärung. Aber ich wollt' es beweislicher herbringen von completum mendacium, vollkommene Lüge. Denn es ſind ja freilich anders nichts, als große Worte ohne Nachdruck Aufſchneidereien Lügen.

Ja es iſt recht nachdenkliche Kraft in dieſem Wort verborgen. Complimenteur: un accompli menteur, ein prächtiger höflicher Redner Großſprecher ein Aufſchneider und Lügner. Dann wie kann es immer möglich ſeyn, daß ein Deutſcher, der von Art nicht viele Worte macht, nicht viel Schwätzens und Großſprechens achtet, ſeiner Natur zuwider es mit ſo läppiſchen Babbeleien recht meinen ſollte? Wahrlich dieſes Wort Complement, deſſen Wirkung jetzt im höchſten Grad ſtehet, giebt zu erkennen, was wir für Zeiten haben. Denn auch in den Worten eine ſolche heimliche Kraft und Nachdruck zu Zeiten ſtecket, daß große Dinge daraus können erſehen und erkundigt werden!

Wie die Zeiten ſind, ſo ſind die Worte, und wiederum wie die Worte ſind, ſo ſind auch die Zeiten. Verba ut nummi, die Worte wie das Geld. Es iſt unſere Sprache diesmal in ein recht Kipperjahr gerathen; jeder beſchneidet beſtümmelt dieſelbe wie er will. Und wie ſolche leichte Münzen, wie weich ſie auch geſotten ſind, den-

noch anders nichts in ſich haben als Kupfer im Halt, alſo alle ſolche heutige Aufſchneidereien, wie ſchön ſie äußerlichem Ton nach lauten, ſind im Herzen doch nicht eines Drecks werth; und wann ſie am beſten ſind und du meinſt, du habeſt nun alles, was du begehreſt, ſo weißeſt du im Auskehren weder das, was du begehret, noch das, was man dir gegeben, von einander zu erkennen: denn der Wind führet die Worte davon und ſo wenig als du den Weg eines Vogels wirſt finden können in der Luft, ſo wenig wirſt du den Nachdruck ſolcher Aufſchneidereien ſpüren mögen.

Ein Wort
über
die Feier der Leipziger Schlacht.

(Gedruckt zu Frankfurt a. M. 1814.)

Das deutſche Volk hat außer den durch die göttliche Offenbarung geheiligten Zeiten keine feſtlicheren Tage, als die glücklichen Tage, an welchen den verfloſſenen Herbſt die Leipziger Schlacht gefochten ward. Dieſer Tage ſind drei, nämlich vom 16ten bis 19ten Oktober. Wir unglückliche Deutſche waren ſeit ſieben acht Jahren mehr und mehr entzweiet zerriſſen zerſtückelt und geſchändet; immer ſtrenger ward die Aufſicht der ſpitzbübiſchen Spionerei, immer ſchwerer ward der Druck der fremden Tyrannei, immer unverſchämter ward ihre Wuth unſere Sitten und Geſetze ja wo möglich unſer größtes Kleinod, ſelbſt unſre Sprache, auszurotten und unſre letzte Tüchtigkeit und Kraft in wälſche Nichtigkeit und Erbärmlichkeit zu verwandeln: wir hätten, wäre es ſo fortgegangen, endlich aufgehört ein Volk zu ſeyn. Da griff Gott der Herr, der wegen unſerer Sünden lange geſchwiegen hatte, mit ſeinem allmächtigen Arm darein, er erweckte den Geiſt der Völker und Herrſcher, beſeelte die Heere mit ſeiner Zuverſicht und zerſchmetterte den wilden Tyrannen und ſeine gräulichen Räuberhorden. Die Schlacht bei Leipzig rettete unſer Land und Volk von dem abſcheulichen Joche der franzöſiſchen Tyrannei und ſtellte in Europa die Weltordnung der Gerechtigkeit wieder her. Daß wir wieder ein ganzes Volk werden können, daß unſer Name von den Rollen der Weltgeſchichte nicht mit Schande weggelöſcht worden, das danken wir jenen ewig denkwürdigen Tagen. Darum müſ-

ſen ſie auch nun und zu allen Zeiten große deutſche Feſttage bleiben.

Nach vielen blutigen und gewaltigen Schlachten, die ſeit dem 19ten Auguſt 1813 in Schleſien den Marken und an den Gränzen Böhmens zwiſchen den Franzoſen und den hohen verbündeten Kaiſern und Königen gehalten und worin die Franzoſen faſt immer geſchlagen waren, zogen ſich die beiderſeitigen Heere endlich im Anfange des Oktobers nach der Gegend von Leipzig hin. Der Kaiſer Napoleon Bonaparte hatte Dresden verlaſſen und war gegen die Mulde und Pleiße hinabgezogen; die verbündeten Heere zogen ihm nach und ſchlugen von allen Seiten gleichſam ein Netz um ihn. Das große Heer, unter dem Befehl der drei Herrſcher und unter der Führung des öſterreichiſchen Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, hatte ſich aus den Bergen Böhmens allmählig in Thüringen und Sachſen hinabgeſenkt; das ſchleſiſche Heer unter dem tapfern preußiſchen Feldmarſchall Blücher hatte an einem ſehr blutigen Tage unweit Wittenberg den Uebergang über die Elbe erzwungen, das ihm entgegengeſetzte Heer bei Wartburg überwältigt und in die Flucht gejagt und war dann weiter in die Ebene vorgedrungen; der Kronprinz von Schweden mit 25,000 Schweden und 40,000 Preußen war gleichfalls über die Elbe gegangen und hatte ſich dem Kampfplatze genähert; auch ein neues ruſſiſches Heer unter dem Befehl des Generals Bennigſen war im Anzuge. Den 15ten Oktober ſtießen die großen Heere zuerſt auf einander; es waren aber nur Scharmützel und leichte Gefechte, wo man ſich prüfte und die Stellungen und Stärken erkundete. Der 16te Oktober war der erſte mörderiſche Schlachttag. Im Süden von Leipzig ward an dieſem Tage unentſchieden gefochten zwiſchen dem großen und verbündeten Heere unter dem Fürſten von Schwarzenberg

und zwiſchen Napoleon ſelbſt; im Norden ſchlug General Blücher drei franzöſiſche Heerabtheilungen, tödtete ihnen viele Menſchen, nahm 30 Kanonen, machte 4000 Gefangene und trieb ſie zwei Meilen weit bis in die Vorſtädte von Leipzig zurück. Den 17ten Oktober war wie durch gemeinſchaftliches Uebereinkommniß Raſttag, wie es zwiſchen gewaltigen Stürmen eine ruhige Pauſe giebt, wo die Winde zu neuem Blaſen gleichſam Athem holen. An dieſem Tage rückten der Kronprinz von Schweden und der General Bennigſen mit ihren Heeren mit in die Schlachtlinie. Der 18te Oktober war der blutigſte und entſcheidendſte Tag, und es ward eine Schlacht gehalten, worüber Wittwen und Waiſen noch lange Jahre wehklagen und wovon die ſpäteſten Enkel noch die fröhliche Mähr erzählen werden. Eine halbe Million bewaffneter Männer ſtanden auf der Ebene von Leipzig im erbitterten Streit einander gegenüber und mehr als 1500 Kanonen verbreiteten ringsumher Schrecken und Tod. Es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen und der jüngſte Tag kommen ſollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der verbündeten Heere ward der wilde Wütherich aufs Haupt geſchlagen, und ſchon den Nachmittag des 18ten Oktobers floh ſein Heer in der verworrenſten Flucht. Den Vormittag des folgenden 19ten Oktobers nahmen die Verbündeten die Stadt Leipzig, worin der Feind zur Deckung ſeines Rückzugs eine ſtarke Mannſchaft geworfen hatte, mit Sturm ein, ſprengten viele Tauſende fliehender Franzoſen in die Pleiße und in andere Waſſer, machten 35,000 Gefangene, eroberten über 300 Kanonen und ſetzten auf mehreren Straßen dem fliehenden Feinde nach. Bonaparte verlor in dieſer Schlacht faſt ſein ganzes Geſchütz und unzähliges Kriegsgeräth und mehr als 100,000 Mann an Verwundeten Todten Gefangenen und Verſprengten; außerdem ließ er alle

ſeine Lazarethe hinter ſich voll von 15,000 und 20,000 Kranken und Verwundeten aus den früheren Schlachten, welche faſt alle Opfer des Todes wurden. Auf ſeiner langen Flucht von Leipzig nach Mainz büßte er durch Gefechte Ermattung und Hunger faſt noch die Hälfte ſeines Heeres ein und brachte von 400,000 Mann, die er ſeit dem verfloſſenen Winter, der ſeine Macht in Rußland und Polen zerſtört hatte, zuſammengetrieben, nicht mehr als 70,000 Mann über den Rhein in einem ſo elenden Zuſtande, daß die Hälfte von ihnen auch in den Lazarethen umgekommen iſt.

Und Deutſchland war wieder ein freies Land geworden ſeit dem 19ten Oktober 1813 und die Freude und das Jauchzen der Redlichen und Treuen war in allen Kreiſen und Gauen des Vaterlandes allgemein und die Schelme und Vaterlandsverräther und Franzoſenfreunde erſchracken und fürchteten ſich; aber in dem Getümmel und Gewirr und Elend der Zeit konnten die glorreichen Tage noch nicht gefeiert werden, wie ſie hätten gefeiert werden ſollen. Jetzt aber können ſie gefeiert werden und müſſen ſie gefeiert werden durch ganz Deutſchland von einem Ende bis zum andern: nach langer Zeit das erſte große Gemeinſame, das uns allen angehört, und ein ſtarkes und mächtiges Bindungsmittel aller Deutſchen in ächter und alter deutſcher Brüderlichkeit und Redlichkeit.

Welche Tage ſoll man feiern?

Alle vier Schlachttage verdienten wohl die laute und allgemeine Feier, aber im Monat Oktober würden ſo viele Tage den gewöhnlichen Arbeiten und Geſchäften der Menſchen nicht ohne Nachtheil entzogen werden können und das Zuviele würde die Feier eher klein und matt als groß und lebendig machen. Dem Einzelnen bleibt natürlich frei, jeden dieſer Tage zu einem Feſttage zu machen; das Ganze macht

den 19ten Oktober zu einem großen und ſtehenden Feſttag und fügt den Nachmittag des 18ten Oktobers, des eigentlich entſcheidenden Tages, als Vorabend des Feſtes hinzu.

Wie wird der erſte Tag (der 18te Oktober) gefeiert?

Mit dem Schlage zwölf Uhr werden alle gewöhnliche Sorgen und Arbeiten bei Seite gelegt, die feſtliche Welt beginnt und das feſtliche Kleid und Gemüth zieht ſich an: alles Volk ſchickt ſich zur Freude. Dieſer Feſtnachmittag und Feſtabend und ſeine Freuden ſind faſt allein dem Volke anheim geſtellt, wie es ſie feiern und begehen will; die Regierungen und Obrigkeiten nehmen als ſolche kaum Theil daran, auf die Weiſe, daß ſie ſie einrichten und leiten hülfen. Ich würde Folgendes vorſchlagen:

Der Schall und das Licht ſind die geſchwindeſten Boten, die man ausſenden kann. Beide ſind ſeit den älteſten Zeiten als Eilboten gebraucht, um Begebenheiten und Vorfälle, woran vielen gelegen iſt, auf das ſchnellſte weithin mitzutheilen und um Warnungen und Verkündigungen zu melden. Die älteſten Völker hatten ſolche Kriegs- und Friedensfernſchreiber auch Freudenfernſchreiber (Telegraphen). Doch brauchten ſie Licht und Feuer mehr dazu als den Schall, weil die Wirkung derſelben viel ſicherer geſchwinder und weiter geht. Auch wir können beide verbinden. Geſang und Klang Kanonen und Raketen und frohlockende Stimmen der Menſchen mögen, wie es jedem gemüthlich und paßlich iſt, den feſtlichen Vorabend verherrlichen und der Ferne verkündigen; aber das Größte bleibe bei dem Feuer und Lichte. Wir mögen, wenn wir von den Flammen und Trümmern Saragoſſas und Moskwas bis auf die eingeäſcherten Städte und Dörfer Schleſiens und Sachſens zählen, wohl ſagen,

daß wir durch Feuer und Schwerdt erlöſt ſind — ſo ſoll denn das Feuer auch unſer größtes Freudenzeichen ſeyn und bleiben.

Dieſemnach werden den 18ten Oktober, ſobald es dunkelt, in den Gränzen von ganz Germanien, von Stralſund bis Trieſt und von Memel bis Luxemburg, auf den Spitzen der Berge und, wo dieſe fehlen, auf Hügeln und Anhöhen und Thürmen Feuer angezündet und bis gegen die Mitternacht unterhalten. Dieſe laufen als Boten in die Ferne und als Liebeszeichen und Freudenzeichen und verkünden allen Nachbarn ringsum, daß jetzt bei allen deutſchen Menſchen nur Ein Gefühl und Ein Gedanke iſt. Hier aber um den heiligen Rhein von den Bergen über Düſſeldorf bis zu den Bergen über Baſel und dann auf dem Hundsrück und Donnersberg ſollen ſie unſern uralten Neidern und Widerſachern entgegenflammen und ihnen melden, welches Feſt in Deutſchland begangen wird; ſie ſollen flammen leuchtende Siegesboten, ſie ſollen flammen Mahner und Verkündiger an unſre Brüder, die in den Vogeſen und Ardennen wohnen und nicht mehr von den Fittichen des germaniſchen Adlers beſchirmt werden — dieſe ſollen ſie ermahnen und bitten: Brüder, bei dieſem Zeichen gedenkt unſrer Gemeinſchaft und Brüderſchaft, welche nimmer ganz zerreißen darf, Brüder, vergeſſet der Brüder nicht; dieſen ſollen ſie anſagen und verbürgen: Brüder, wir wollen euer nicht vergeſſen, wir wollen der Treue und Brüderſchaft redlich gedenken und wie ihr einſt unſer waret und künftig wieder unſer ſeyn ſollet — den Wälſchen aber ſollen ſie flammen Erinnerer deſſen, was ihr Uebermuth verbrochen hat und was ihrem Uebermuth widerfahren iſt, und was ihm immer widerfahren wird, wenn ſie wieder gegen unſre Ehre und Freiheit zu freveln wagen.

Um dieſe Feuer verſammeln ſich die Menſchenkinder in feſtlichen Kleidern, die Hüte und Locken mit grünem Eichen-

laub und die Herzen mit grünen Gedanken umkränzt; ſie erzählen einander, was an dieſen Tagen geſchehen iſt, ſie halten Reigen und Gaſtmäler und danken in ihrer Freude dem Gott, der ihnen gnädig verliehen hat wieder in deutſchen Tönen die Wonne und den Stolz der Freiheit auszujauchzen. In den Städten und Dörfern aber läuten die Glocken mit hellen Klängen den morgenden Feſttag ein.

Wie wird der zweite Tag (der 19te Oktober) gefeiert?

Der 19te Oktober iſt der große feierliche Tag, welchen auch die Obrigkeiten aller Orten als einen Feſttag halten und begehen. Der Vormittag iſt prangenden Aufzügen der Gewalten und Behörden Verſammlungen in den Kirchen und Dankgebeten und Lobliedern zu Gott geheiligt. Der Nachmittag iſt weltlichen Freuden und Feſten hingegeben und kann auf mancherlei Weiſe fröhlich und würdig begangen werden, ſo daß er beide Zwecke zugleich erfülle, alle Herzen mit Freude zu durchdringen und ihnen das Gedächtniß des Geſchehenen tief einzudrücken. Dahin aber müſſen dieſe Feſte in allen Landſchaften Deutſchlands vorzüglich gerichtet werden, daß das Gemeinſame und Vaterländiſche, das eigentliche ächte Deutſche dabei vorangeſtellt und hervorgehoben werde, daß alle erinnert werden, wodurch der Leipziger Tag gewonnen ward, daß alle erinnert werden, daß ſie Brüder Eines Stammes und Einer Liebe ſind und daß ſie hinfort deutſche Liebe und Treue nächſt Gott als das Heiligſte und Höchſte zu achten und zu lieben haben.

Sehr gut wäre es dieſemnach auch, wenn man in Zukunft an dieſen Tagen noch anordnete, was alle Deutſche auch äußerlich als deutſche Menſchen von allen andern Völkern unterſchiede, wenn alle (Männer und Weiber) dabei in

einer gemeinſamen deutſchen Volkstracht erſchienen, welche Schönheit und Würde mit Beſcheidenheit und Ehrbarkeit verbände: Tugenden, welche unſerm Volke ſo wohl ſtehen und in welchen kein anderes Volk uns übertreffen wird. Dieſe deutſche Tracht *) gehört zu den nothwendigſten und unerlaßlichſten Dingen, die wir uns beilegen müſſen, wenn wir mehr und mehr wieder ein Brüdervolk werden wollen, was wir aufgehört hatten zu ſeyn. O wie unendlich viel wäre gewonnen, wenn wir nur erſt äußerlich hätten, was uns von allen wälſchen Menſchen unterſchiede! wenn die Meinung erſt ſo allmächtig bei uns wäre, daß jeder und jede unter uns, die ſich mit wälſcher Aefferei gebärdeten kleideten und trügen, für einen ganzen Gecken und eine ganze Geckin oder für einen halben Verräther und eine halbe Verrätherin des Vaterlandes und der vaterländiſchen Art und Tugend angeſehen würden!

*) Mehrere haben mich ſchon für einen raſenden Narren und Thoren erklärt, daß ich immer denſelben Kukuksgeſang ſinge; ich kann es wohl dulden, hier für einen Narren zu gelten. Man kann der deutſchen Trägheit und Langſamkeit, die nicht leicht ergreift, aber wann ſie ergriffen hat, auch feſt hält, manche Gegenſtände nicht oft genug zu Gemüth führen. Der alte Kato der Cenſor fing in jeder Senatsſitzung immer mit den Worten an: Meine Meinung geht aber dahin, daß Karthago zerſtört werden muß — und Karthago ward zerſtört. So hat der redliche Deutſche auch ſein Karthago, wogegen er ſtreiten und ſprechen muß, ſo lange es ſteht. Dieſes Karthago heißt franzöſiſche Art Mode Tracht und Sprache in Deutſchland. Gegen dieſe werde ich bei jeder Gelegenheit ſtreiten mein Lebenlang, weil ich ſie für das ſtärkſte Gift und ſchlimmſte Uebel deutſcher Kraft und Tugend halte — und ſollte ich deswegen auch von allen Weiſen und Narren ohne Unterſchied für einen Narren gehalten werden.

Was durch Reden und Lieder und Uebungen und Spiele an dieſen Tagen zur Belebung und Begeiſterung des Volkes und zur Erfriſchung und Freudigung deutſcher Tugend noch gethan und veranſtaltet werden könnte, w kann ich es hier alles hinſtellen und beſchreiben? Aber ich ſage, wenn ein böſes Verhängniß und unſre Trägheit und unſer Unverſtand uns nicht ganz wieder in das Elendige und Zwieträchtige zurückwerfen, ſo werden dieſe hehren Tage nach zehen Jahren anders gefeiert werden können als jetzt. Wann die Kriegsordnung und Waffenordnung für ganz Deutſchland beſtimmt iſt, wann in den großen Städten und bei allen größeren Schulen und Gymnaſien und hie und da ſelbſt auf dem Lande die Jugend in ſchönen und männlichen Uebungen und Fertigkeiten gerüſtet und gewandt ſeyn wird; wann endlich in allerlei Geſchicklichkeit Kunſt und Wiſſenſchaft der Seele und des Leibes öffentliche Spiele des deutſchen Volkes angeordnet ſeyn werden — dann erſt werden dieſe Tage ihren rechten vollen Glanz erhalten und würdig gefeiert werden können. Denn für welche Tage mögte man wohl lieber das Schönſte und Herrlichſte des Volks verſammeln, als grade für dieſe unſterblichen Siegestage?

Manches Kleine und Nebendingliche können und müſſen wir indeſſen auch jetzt ſchon thun, damit die Erinnerung und Freude dieſer Zeit auf vielerlei Arten dem Volke, ich mögte ſagen, unſterblich und unauslöſchlich ins Gemüth eingebrannt werde.

Dahin gehört wohl als das Erſte und Natürlichſte, daß die Kriegsleute und alle waffenfähige Männer ohne Unterſchied ſich wohl gerüſtet und geſchmückt und gewaffnet in ihren Ordnungen verſammeln und im feierlichen Aufzuge zu Lob und Dank in die Tempel Gottes ziehen.

Eben ſo natürlich iſt zweitens, daß alle Männer und

Jünglinge, welche den heiligen Krieg der Jahre **1813** und **1814** für das Vaterland mitgefochten haben, vor allen übrigen geehrt werden.

Drittens verſteht es ſich von ſelbſt, daß für die verwundeten und verkrüppelten Krieger dieſer Jahre beſondere Ehrengaſtmäler angeordnet und daß für die Armen unter ihnen Sammlungen veranſtaltet werden.

Ueber ganz Deutſchland werden dieſe Tage zur Würde eines Kinderfeſtes erhoben. Man macht an ihnen den Kindern Freuden und Geſchenke und erzählt ihnen in einfältiger Sprache die Geſchichten derſelben und die hohe Bedeutung des Feſtes; zugleich von Gott, von Gottes Hülfe und Stärke in Gefahren und Schlachten, von den Wundern, welche er in den letzten ſechs Jahren gethan, auch von Vaterland und Freiheit und von deutſcher Tugend und was im Tode für das Vaterland Erhabenes und Göttliches iſt — klingen ihnen die erſten Töne. Was die Kindheit und Jugend mit Seele und Liebe erfaßt, das laſſen die ſpäteren Jahre nimmer los.

Wann dieſes Feſt als ein großes deutſches Volksfeſt über das ganze Vaterland für alle Zeiten eingeſetzt wird, ſo können die Bauersleute, welche gewöhnlich im Herbſt ihre Hochzeiten halten, und auch andere redliche Deutſche die Tage vom **16ten** bis **19ten** Oktober wohl kaum würdiger weihen, als daß ſie an einem derſelben die ernſteſte Verbindung ſchließen, die im Leben geſchloſſen werden kann. Von welcher Zeit könnte ein Deutſcher wohl das höchſte Glück ſeines Lebens beſſer rechnen als eben von dieſer Zeit?

Damit auch die Kreaturen empfinden, wie fröhliche Tage den deutſchen Menſchen aufgegangen ſind, ſo wird nicht bloß der Menſch ſondern auch alles Lebendige, was dem Menſchen hilft und dient, beſſer als gewöhnlich gehal-

ten und gepflegt. Der Haushund und Jagdhund bekömmt beſſere Biſſen, die Kuh und der Ochs vom beſten Heu, das Pferd reinen Hafer u. ſ. w. So hielten es unſre Vorfahren weiland an feſtlichen Tagen, ſo halten es die Schweden und Schotten noch und iſt dies wohl ein feiner und menſchlicher Brauch.

Hieran wollte ich mit dieſen wenigen leichten Worten erinnern. Die Sache ſpricht ſich für ſich ſelbſt aus. Glücklich, wenn alle Deutſche fühlen, was ſie ſind und was ſie ſeyn könnten und was ihr Volk als Volk werth iſt. Dann werden in Zukunft im Herzen von Deutſchland nimmer Schlachten geſchlagen werden, die gefeiert werden müſſen, wie die Leipziger Schlacht.

Ueber ein Denkmal bei Leipzig.

Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem ſpäteſten Enkel noch ſage, was daſelbſt im Oktober des Jahres 1813 geſchehen, darüber iſt in ganz Deutſchland, ja wohl faſt in der ganzen Welt nur Eine Stimme. Aber wie und in welcher Art dieſes Denkmal errichtet werden ſoll, darüber werden die Stimmen gewiß eben ſo verſchieden lauten, als ſie über das Erſte einig ſind. Ein kleines unſcheinbares Denkmal, das ſich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, thut es nicht; ein zierliches und blankes, etwa in Leipzig ſelbſt auf irgend einem Platz hingeſtellt, würde in ſeiner Armſeligkeit von der großen That, wodurch die Welt von dem abſcheulichſten aller Tyrannen und dem tückiſcheſten aller Tyrannenvölker befreit ward, zu ſehr beſchämt werden. Das Denkmal muß draußen ſtehen, wo ſo viel Blut floß; es muß ſo ſtehen, daß es ringsum von allen Straßen geſehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht

der Entſcheidung heranzogen. Soll es geſehen werden, ſo muß es groß und herrlich ſeyn, wie ein Koloß eine Pyramide ein Dom in Köln. Aber ſolches in großer Kraft und im großen Sinn zu bauen fehlt uns das Geld und das Geſchick, und ich fürchte, wenn man bei kleinen Mitteln etwas Aehnliches machen will, kömmt etwas Erbärmliches heraus. Ich ſchlage daher etwas ganz Einfaches und Ausführliches vor, ein Denkmal, wobei die Kunſt keine Aeffereien anbringen und wogegen unſer nordiſcher allen Denkmälern ſo feindſeliger Himmel nichts ausrichten kann. Ich befehlige einige tauſend Soldaten oder Bauern in die Ebene von Leipzig hin und laſſe ſie in der Mitte des meilenlangen Schlachtfeldes einen Erdhügel von etwa 200 Fuß Höhe aufthürmen. Auf den Erdhügel werden Feldſteine gewälzt und über dieſen wird ein koloſſales aus Eiſen gegoſſenes und mit mancherlei Anſpielungen und Zeichen geziertes Kreuz errichtet, das Zeichen des Heils und der Herrſcher des neuen Erdballs. Das Kreuz trägt eine große vergoldete Kugel, die weit in die Ferne leuchtet. Das Land rings um den Hügel, etwa 10 bis 15 Morgen weit, wird für ein geheiligtes Land erklärt mit Wall und Graben eingefaßt und mit Eichen bepflanzt. — Dieſer Hügel dieſes Kreuz und dieſe Bäume wären zugleich ein ächt germaniſches und ein ächt chriſtliches Denkmal, wohin unſere Urenkel noch wallfahrten gehen würden. Der Eichenhain würde zum Kirchhof großer deutſcher Männer geweihet, wo berühmter Feldherren und für das Vaterland gebliebener Helden und anderer um das Vaterland hochverdienter Sehrmänner Leichen begraben würden; denn es iſt der Beſten würdig in heiliger Erde zu ruhen. — Wächter des heiligen Eichenhains wären ehrwürdige greiſe Krieger.

Wird der Herrſcher der Inſel Elba noch einmal Europa beherrſchen?

(Geſchrieben zu Berlin im Januar 1815, gedruckt zu Köln in der Zeitſchrift der Wächter 1815.)

Wird
der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen?

(Geschrieben zu Berlin im Januar 1815, gedruckt zu Köln in der Zeitschrift der Wächter 1816.)

Die Beantwortung dieſer Frage mögte nichts Müſſiges und Ueberflüſſiges ſeyn, da die Weiſſager und Verkündiger nicht fehlen, welche ſich und vielen andern zuraunen: „Er „wird wieder kommen und das Reich der Freiheit und Glückſeligkeit wieder aufrichten. Nichts iſt klarer, wenn man „die Winke der Vorſehung beachtet, die im Frühlinge des „verfloſſenen Jahres ſichtbar ihre Hand über ihren Liebling „gehalten, daß er mitten durch alle Gefahren zu Lande und „zu Waſſer an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt iſt, wo „er als köſtlicher Schatz der Zeit für die Gelegenheit aufbewahrt wird; nichts iſt nothwendiger, denn er allein kann „die Welt aus den Trümmern wieder aufrichten, zu welchen „ſie zuſammengeſunken liegt: die andern Herrſchergeſchlechter „ſind in der alten Art erſtarrt oder abgelebt und können „ſich zu dem Ungewöhnlichen und Neuen nicht erheben. „Dieſer iſt der einzige Stern des Heils, welcher der neuen „Zeit als das Zeichen der Beſſerung und Erlöſung aufgegangen, er allein kann vollenden, was unter ſeinem großen Verhängniſſe ſo herrlich angefangen ward, den großen „europäiſchen Bundesſtaat, den Staat des wahren Gleichgewichts, das ſeinen Schwebepunkt in ihm ſelbſt trägt, den „Staat des wahrhaftig verbürgten ewigen Friedens. Freilich hat man ihm vorgeworfen, er habe durch Unmäßigkeit „und durch eine unkluge Ueberſpannung ſeiner Kräfte und „Entwürfe ſein eigenes Werk zerſtört und keineswegs den

„klaren Weltblick und die Weite der Ideen gezeigt, die man „von einem Gründer und Schöpfer des Zeitalters fordern „durfte; und dieſer Vorwurf mögte nicht ganz zurückzuwei„ſen ſeyn. Aber Napoleon Bonaparte iſt nicht der Erſte, „deſſen jugendliche und flammende Heldenſeele ſich in ihrer „Glorie und Daſeynsfülle überſchwelgt und übermeſſen hat. „Er hat in den letzten Jahren große Irrthümer begangen „und hat ſchrecklich dafür büßen müſſen; aber er wird ſie „nicht zum zweiten Mal begehen. Zwei Aufzüge des Le„bens und ſeiner Heldenlaufbahn hat er durchgeſpielt; bald „wird der dritte Aufzug kommen und dann wird dem ge„prüften Helden die Mäßigkeit und die Weisheit immer zur „Seite ſtehen."

Auf dieſe und auf ähnliche Weiſe klingt es nicht bloß leiſe, und der Lauſcher und Zuhörer ſind viele, welche mit lüſternen Ohren die Weiſſagungen der Propheten verſchlingen. Wie ſollte es anders ſeyn? Wie der alte Dichter ſagt: Bei den Lebendigen iſt die Hoffnung, und, Wer lebt, kann einmal wieder kommen, ſo müſſen Hunderttauſende ihre Blicke und Herzen auf den ungeheuren Menſchen wenden, den unzeitige Gnade nicht dahin gefördert hat, wohin er gehörte. Ich ſpreche nicht bloß von dem Auswurf des franzöſiſchen Volks in ſeinem Heere und unter ſeinen Beamten; ich meine die Nichtswürdigen und Schändlichen aller Völker, die auf dieſen als auf ihren Heiland hinſchauen und hinwinken. Auch in unſerm Vaterlande giebt es deren ſo viele, welche Schwämme für das verruchte Volk geweſen ſind, das ſich unterſtanden hatte uns unterjochen zu wollen, Schwämme, welche das Blut und Mark ihrer eigenen Landsleute einſogen und ſich von den Fremden gelegentlich ausdrücken ließen; es giebt bei uns genug Buben und Verräther mit und ohne Stern, welche

ihren letzten Heller zu einem Freudenfeuer anwenden würden, wenn es hieße, Napoleon ſey wieder mit Heeresmacht über den Rhein geſetzt. Dieſen, die in einem ſchändlichen und unrechtlichen Zuſtande ihr einziges Glück ſehen und alſo auch das Weltglück darin zeigen, wird es ſehr ſchwer die Hoffnung aufzugeben, er werde wieder kommen und ein feſteres Reich bauen, als er in den Jahren 1810 und 1811 beherrſchte.

Dieſen zum Troſt ſtelle ich hier zuerſt mein Urtheil von dem Manne hin, wie ich es im Herbſt 1813 gegeben habe*) und will ihnen dann zum Schluſſe aus einer großen hiſtoriſchen Erfahrung ihre Frage ganz kurz beantworten.

Dies mein Urtheil heißt: Napoleon iſt nicht ſo einzig geweſen, als Viele ihn geträumt haben; der Napoleon von 1813 und 1815 iſt nicht mehr der Napoleon von 1796 und 97; ſeine eigne Verruchtheit hat ihn immer wilder und dummer gemacht; er iſt auch mehr ein Menſch elementariſcher als idealer Kräfte: ſolche ſtehen am meiſten unter dem Maaße der Jahre.

Dies iſt der Napoleon, wie er mir erſchienen iſt, auch werden wir ſchwerlich einen anderen zu ſehen bekommen. Geſetzt, er käme wieder — was wenigſtens nicht unmöglich wäre — ſo könnte er noch einmal Bewegungen und Erſchütterungen genug veranlaſſen, er könnte viel Unglück über Frankreich, einiges auch über unſer Vaterland bringen; die alte Herrſchaft wird er nicht wieder erlangen, den alten Umfang des gottlob nun zerſtörten großen franzöſiſchen

*) Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa von E. M. Arndt, Leipzig 1813. S. 66—85. (ſ. Th. 1, S. 487. ff.)

Reichs, wie die eitle Nation es mit ſo wohlgefälliger Prahlerei ausſprach, nicht wieder erfaſſen. Es giebt einen Wendepunkt der politiſchen Größe, vor welchem man ewig umkehren muß, wann man ihn in einem bedenklichen oder gar gefährlichen Augenblicke nicht zu überſchreiten gewagt hat: die Fortuna iſt die eigenſinnigſte aller heidniſchen und weltlichen Gottheiten; denn eine chriſtliche Gottheit hat ſie nie genannt werden dürfen; wer ihr einmal den Rücken zugewandt und vor ihren furchtbaren Sturmwinden einmal die Segel eingerefft hat, dem wendet ſie ewig den Rücken und ſendet ſie nimmer wieder einen Wind, der einen Sterblichen zu der halsbrechenden und ſchwindlichten Höhe der Herrſchaft und Gewalt emportragen kann. Napoleon hatte viele tolle und einige verrückte und tauſend ſchändliche Streiche gemacht — dieſe konnte die heidniſche Göttin ihm noch vergeben. Aber er hat den armen Sünder in Fontainebleau geſpielt — und das kann ſie ihm nie vergeben.

Ich nenne die Fortuna eine heidniſche und weltliche Göttin und glaube nach der Erfahrung und Geſchichte Recht dazu zu haben. Ich will damit nicht leugnen, daß die höchſte und tiefſte Macht der Dinge, die der Gläubige und Gute Gott und Vorſehung nennt, nicht durch die Spiele des Glückes und über die Spiele deſſelben hinaus ſpiele, ſondern ich will nur andeuten, was die tägliche Erſcheinung und Erlebung des Lebens beweiſt und was die Geſchichte, ſo alt ſie iſt, erzählt. Dieſe ſagen uns, daß Fortuna mit dem Halben und Mittelmäßigen in der Regel gar nichts zu thun haben mag, daß ſie die wildeſte und übermüthigſte Würfelſpielerin iſt, welche eine Bank hält, wo nur die etwas gewinnen können, welche mit vollſtem Muthe um höchſte Preiſe ſpielen. Kurz geſagt, ſie liebt nur die Virtuoſen im Guten und im Böſen: man muß ganz Gottes oder

ganz des Teufels ſeyn wollen, wenn man ihre Gunſt erhalten und behalten will. Wie dies mit der ganzen Welt und mit den ſittlichen weltlichen und elementariſchen Kräften der Geiſter und der Leiber zuſammenhangt, das zu erklären iſt hier weder Zeit noch Ort; aber daß es iſt, wird keiner leugnen, der ſich die Welt und das Leben ein wenig betrachtet und die Geſchichte nicht ganz obenhin ſtudiert hat. Vollkommen gut oder vollkommen böſe ſeyn und kühn und ſtark ſeyn im Guten oder im Böſen bis ans Ende, das hat gewöhnlich den Sieg auch der äußeren Macht und Herrlichkeit hier unter dem Monde errungen und oft lange behauptet und hat den Jahrbüchern glänzende Ungeheuer der Tugend oder des Laſters überliefert. Napoleon Bonaparte war auf dem rechten Wege dazu, aber er hat ſich mit dem Glücke auf immer überworfen und er wird nicht mehr als ſein Lieblingsſohn genannt werden. Ich habe von dem armen Sünder in Fontainebleau geſprochen und ich will mich darüber erklären; und in dieſer Erklärung wird zugleich die kurze Beantwortung unſerer Frage liegen.

Die Guten glaubten in den Jahren **1813** und **1814** und glauben es auch noch, daß es Gottes Wille war und daß er dieſen Willen zu ſichtbar gewieſen hatte, daß das blutige und verbrecheriſche Ungeheuer, das uns Korſika geboren hat, vernichtet werden ſollte; ſie meinen, was Bonaparte im Winter und Frühlinge **1814** auch verſucht und gewagt haben mögte, er würde immer untergegangen ſeyn. Wir bekennen hier, daß wir das auch glauben; aber wir können dieſen Glauben ruhig bei Seite ſchieben und müſſen das ſogar thun: wir können und müſſen alles aus Napoleons Gemüth und Karakter beurtheilen und aus dem Standpunkte, worauf er ſtand, und aus dem Geſichtspunkte,

woraus er handelte — und dann erhält es mit Einem Male eine andere Farbe und Geſtalt. Wir ſehen einmal:

Wenn Bonaparte, wie viele ſeiner Anhänger uns lange einbilden wollten, wie durch einen unbewußten Trieb, wie durch ein höheres Verhängniß handelte, wenn dadurch ſelbſt ſeine Grauſamkeiten und Gräuel entſchuldigt werden ſollten, ſo durften wir verlangen, daß dieſer fürchterliche Diener und Nachrichter einer dunklen Macht ihm ſelbſt gleich und treu bliebe, daß er, was man ſo nennt, nicht aus ſeiner Rolle fiele: er mußte wie ein düſterer Dämon des Wehes und der Vernichtung fortwüthen, der Folgen unbekümmert und ohne auf Zukunft und Vergangenheit zu blicken. Er aber verließ das Glück, als das Glück ihn zu verlaſſen ſchien, er dingte wie ein gemeiner Knecht um ſeine Schätze und um ſein Leben und ließ ſich zum Spott und Gelächter der Welt als einen Gefangenen nach der Inſel Elba abführen, nicht einmal mit der Gewißheit, daß er ſein Leben durch die Gefahren, von welchen jedes entwaffneten Tyrannen Leben umſtellt iſt, glücklich hindurchbringen würde. Seine Sache ſtand im März und im April des Jahrs 1814 allerdings verzweifelt, aber nicht ſo verzweifelt, daß ein Mann, den man ſonſt den Verwegenen und Unerſchrockenen genannt hatte, ſie durchaus für verloren halten konnte. Nur ſeine Marſchälle und Oberbefehlshaber wollten für ihre Sicherheit und ihren zuſammengeſtohlnen Raub ſorgen, als es gefährlich ward; faſt auf alle ſeine Offiziere und Soldaten und Beamten und Feſtungen konnte er noch feſt bauen; ein kühner Mann, der ſeinem Glücke vertraute und lieber mit allen Segeln in den Abgrund als mit ſtillem Winde in die Schande hineinfuhr, hatte noch die Kräfte etwas zu wagen und mußte ſich alſo auch den Muth dieſes Wagens nehmen. Er wählte die Schande, die nicht einmal ſicher war, und

verlor in Fontainebleau den letzten Ruhm, wenn er einigen haben konnte: er ließ ſich betriumphiren.

Er kann wiederkommen, ſagen ſeine Freunde, ein weiſer und kluger Mann muß den Umſtänden nachzugeben wiſſen. Er kann wiederkommen allerdings, ſage ich euch, aber ſein Glück kann nicht wiederkommen. Wäre er in der Schlacht als ein Verwundeter gefangen und weggeſchleppt worden und entränne einſt aus ſeiner Haft, er könnte wieder gewaltig werden. Da er ſich freiwillig der Schändung ausgeliefert hat, da er mit Sklavenſinn ſein Leben hat erhalten wollen, er, der ſonſt nichts als Stolz und Trotz ſchnob, ſo iſt das unmöglich. Es giebt keine Wiederherſtellung der Ehre im Bürgerleben, wenn du eine öffentliche Ehrloſigkeit begangen haſt; es giebt keine Wiederherſtellung des Glückes, wenn du wie ein Feiger von dem Schauplatze abgetreten biſt. Das Glück iſt dem tapfern Biedermann und dem kühnen Böſewicht hold und keinem andern; über das Mittelmäßige fliegt es hin und das Feige tritt es völlig nieder. Aus dem Unglück mag ein Mann zu Ehren und Herrſchaft wieder aufſtehen und wohl in gröſſerer Glorie aufſtehen, als er vor ſeinem Falle gehabt hat, nimmer aus der Schande. Alfred hat zwanzig Jahre in den Sümpfen Englands geſteckt und dann mit dem Schwerdt und mit der Feder ſein Vaterland befreiet geordnet und gebildet; Marius ſaß wie ein Flüchtling auf den Trümmern Karthago's und konnte dort die Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe und Herrlichkeit bedenken: er erſchien noch einmal nachher ſeinen Feinden fürchterlich und ſiegprangend; der Herrſcher und Feldherr aber, der mit ſeinem Willen gebückt und verhöhnt wie ein gefangener Verbrecher abgeführt wird, hat auf das Glück ſein Recht verloren: Napoleon wird nicht wieder als ein Stern erſter Größe glänzen. Dies ſage ich

nicht bloß denen, die den Satan gern wieder haben mögten zur Niederſchlagung, ſondern auch jenen erbärmlichen Menſchen zur Ermuthigung, die in ihm immer noch unüberwindliche Schrecken ſehen.

Dieſe oben ſtehenden Worte wurden im vergangenen Winter geſchrieben, etwa zwei Monate vor der Entſpringung des Wolfes aus ſeinem Käfich und waren für ein öffentliches Blatt beſtimmt; der Cenſor aber wollte die unſchuldigen nicht durchlaſſen, entweder aus jenem Grunde, welcher verbietet vom Wolf zu ſprechen, weil er ſonſt kommen könnte, oder der ängſtlichen Seelen wegen, die überhaupt gern die nächſten Gefahren vergeſſen und auf das geſchwindeſte und bequemſte zur Ruhe kommen mögten: dieſe will ein guter Cenſor, der vom Staate doch als eine Art Seelenhirt angeſtellt und beſoldet wird, nicht gern aus ihrem Schlafe aufſchrecken laſſen.

Der Wolf iſt bald darauf ausgeſprungen und Europa iſt zuſammengelaufen, um eine allgemeine Klapperjagd auf ihn zu machen und ihn zum gebührlichen Tode zu bringen. Dieſer Tod, wenigſtens ſein politiſcher, ſcheint nah zu ſeyn. Die Hälfte des preußiſchen Heers und etwa 70,000 Mann unter Wellington haben den Anfang ſeiner Einfangung und Abwürgung gemacht. Er hat ſie angerannt mit 140 bis 150,000 Mann, der Blüthe ſeines alten Heeres: mit jener wilden und verbrecheriſchen Schaar, denen in der Verzweiflung allein Wiederaufrichtung ihres Glückes erſchien. Sie haben wie Verzweifelte mit der ausdaurendſten und hartnäckigſten Tapferkeit bis zur Vernichtung gefochten; und ſie ſind vernichtet worden: Bonaparte iſt vor Wellingtons und Blüchers Sternen untergegangen. Man kann nach dieſer Schlacht ſagen: Er hat kein Glück mehr.

Und wie erſcheint der Menſch wieder? Er ſcheint ſich faſt auf ein zweites Fontainebleau vorzubereiten: Tacitus ſagt im zweiten Buche ſeiner Jahrbücher im 63. Kap. vom Marbod: Sein Ruhm ſey vergeſſen, weil er zu lange habe leben wollen. Auch dieſer Napoleon Bonaparte wäre trotz aller ſeiner ſchwarzen und gräulichen Thaten noch mit einer Art Ehre auf die Nachwelt gekommen, viele ſeiner Schanden wären doch in einem halbungewiſſen Dunkel geblieben, und die Geſchichte, die gegen glänzende Verbrecher und Eroberer immer zu nachſichtig iſt, würde doch hie und da für ihn in die Poſaune geſtoßen haben, wenn er zu rechter Zeit hätte ſterben können. Der Punkt von Fontainebleau war der ernſte Entſcheidungspunkt. Hätte er da das letzte Kühnſte gewagt, und wäre endlich auch dabei umgekommen, viele würden doch etwas einer Heldenſeele Aehnliches in künftigen Zeiten in ihm vorausgeſetzt haben. — Noch hat er dieſen Punkt wieder gehabt. Wäre er in der Schlacht bei'm ſchönen Bunde nur geblieben, es wäre doch noch ein letzter Glanz auf ſeine Perſon gefallen. Viele haben gedacht, er würde nach dieſer verlornen Schlacht geſchwind nach einem andern Punkt fliegen und dort ſein Glück noch einmal prüfen und Tod oder Wiederherſtellung ſuchen, oder er würde in Paris etwas Gewaltiges und Fürchterliches wagen, wodurch wenigſtens glänzende Schimmer auf ſeine Leiche fielen. Er hat das alles nicht gethan noch gewagt, ſondern ſcheint mit einer Art großmüthiger Gaukelei abtreten und mit Liſten und Pfiffen ſein Spiel ausſpielen zu wollen.

Glaubt er die Völker und Herrſcher noch einmal zu täuſchen? glaubt er ſich mit feiger und ſchlangenartiger Bosheit noch einmal in den Hinterhalt legen zu können, damit er, wann die Gelegenheit ſich bietet, zu recht giftigen Biſſen

hervorſpringe? glaubt er, indem er Hunderttauſende ſeiner verbrecheriſchen Wuth opfert und Städte und Dörfer hinter ihm in Rauch aufgehen läßt, ſein elendes Leben immer ſo mit durchzuſchleppen? Es iſt möglich, daß er das glaubt, es iſt möglich, daß er noch einige giftige Schlangenbiſſe thut, aber auf eine gemeine Weiſe wird er aus der Geſchichte und aus dem Leben ſcheiden. Es ſind, die da meinen, er werde in Paris vielleicht noch etwas Raſendes und Wüthendes verſuchen. Ich glaube das nicht von ihm, ich glaube auch kaum, daß es ihm gelingen würde, denn die pariſer Juden rechnen zu gut; ich glaube auch, daß er einſieht, daß er es jetzt nicht mehr könnte, wenn er es auch wollte. Wenn er alſo ehrlich und als ein Fürſt — was er doch geweſen iſt, wenn gleich ein Tyrann — den Tod ſuchte, ſo könnte er ihn noch finden an der Spitze einiger Regimenter, die ſich noch immer mit ihm und für ihn opfern würden. Ich glaube aber, er wird ein unehrliches und unfürſtliches Leben lieber wollen, als einen kühnen Tod, und ſo wird die blutige Poſſe, die man lange ein Heldenſpiel genannt hat, würdig ausgeſpielt werden.

Ueber den

heftigen Widerſtand oder den böſen Geiſt,

den die

verbündeten Heere

allenthalben im Elſaß finden.

Ein Wort des Troſtes für das deutſche Volk.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Wir leſen jetzt in allen Tageblättern von der Wuth und Raſerei der Elſaſſer Bauern gegen die Verbündeten und von eingeäſcherten Dörfern und Flecken, was eine Folge der blutigen und hartnäckigen Widerſetzlichkeit derſelben iſt; wir leſen auch von einzelnen Gräueln, die dieſe Elſaſſer gegen gefangene Soldaten verübt haben ſollen, von hinterrückiſchen Ermordungen ja von ſcheußlichen Kreuzigungen derſelben, von welchen wir wünſchen, daß ſie nicht wahr oder doch weit übertrieben ſind. Denn wir ſehen die Elſaſſer als unſre Landsleute an und wünſchten ſie uns und dem Reiche und mit ihnen unſern ganzen Rhein uns wieder zu gewinnen. Dieſe Hartnäckigkeit und dieſer widerſpänſtige Geiſt, den wir im Elſaß finden, däucht vielen redlichen Deutſchen ſonderbar ja faſt unerklärlich, zumal da die eigentlichen Franzoſen ſich allenthalben ſo zahm und beinahe kriechend erweiſen. Viele ſind deswegen auf die Elſaſſer äußerſt entrüſtet und nennen ſie im Zorn wohl ein ſchändliches und franzöſirtes Baſtardvolk, in welchem auch keine deutſche Ader mehr ſey. Ich leugne die Erſcheinung nicht, denn ſie iſt da, aber ich will ſuchen ſie etwas anders zu deuten, als die meiſten thun, ſo daß die Elſaſſer endlich dabei beſſer wegkommen mögten, als es bei dem erſten Blick ſcheint.

Ich habe ſchon irgendwo in einem Büchlein*) geſagt,

*) Blick aus der Zeit auf die Zeit.

daß die Elſaſſer, nachdem ſie 175 und 125 Jahre unter der Herrſchaft des wälſchen Volks der Franzoſen geſtanden haben, nicht mehr ächte Deutſche von Geſinnung ſeyn können, zumal da ihnen ſeit der Zeit ihrer Abreißung vom deutſchen Reiche nichts Großes und Gewaltiges in Thaten und nichts Weiſes und Vortreffliches in Einrichtungen und Geſetzen von den Landsleuten und Nachbarn gezeigt worden iſt: ſie haben bis auf die letzten Jahre nichts geſehen, weswegen ſie ſich ſehnen konnten auch politiſch dem deutſchen Vaterlande wieder anzugehören. Aber in eben jener Schrift habe ich nach meiner Anſicht und Erfahrung das Tröſtliche ſagen müſſen, daß die Elſaſſer einer ſo tüchtigen Art und eines ſo zähen Gemüthes ſind, daß ſie von den Fremden bis jetzt nicht haben bezwungen noch ausgelöſcht werden können, und daß mit derſelben Hartnäckigkeit, womit ſie jetzt gegen uns auftreten, ihre Art und ihr Sinn bis dieſen Tag ſich gegen das Fremde gewehrt und behauptet hat. Ich habe geſagt: ſie haben nicht mehr deutſche Geſinnung und können ſie nicht mehr haben, aber ihr Sinn und ihre Art ſind immer noch deutſch und nicht wälſch, wenn man etwa 10,000 oder 15,000 aus jenen Klaſſen ausnimmt, die der bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe wegen mit dem Götzen der fremden Art Sprache und Wiſſenſchaft nothwendig haben buhlen und das Deutſche zurückſchieben müſſen. Wenn alſo das Elſaß — was wir hoffen und begehren müſſen — jetzt wieder mit dem deutſchen Reiche vereinigt wird, ſo würde es nur zehn oder fünfzehn Jahre einer kräftigen und gerechten deutſchen Regierung bedürfen, um die Geiſter und Herzen des Volkes dem deutſchen Vaterlande wieder zuzuwenden. Das aber müßte durchaus der ſtrenge Grundſatz der neuen Regierung ſeyn, die Elſaſſer Beamten, die unter franzöſiſcher Herrſchaft Stellen verwaltet haben, in andere Landſchaften zu verſetzen und an

ihrer Statt aus dieſen Männer mit andern Geſinnungen und Anſichten über den Rhein hinüberzupflanzen. Denn dieſe würden das franzöſiſche Evangelium als Miſſionarien einer heimlichen Propaganda immerfort predigen und die undeutſche und wälſche Geſinnung von Geſchlecht zu Geſchlecht erhalten.

Doch nach dieſer kleinen Abſchweifung, die aber hart an unſerm Wege lag, ein Wort zur Erklärung der oben erwähnten Erſcheinung und zur Vertheidigung der Elſaſſer und der Deutſchen überhaupt im Gegenſatz gegen die Franzoſen.

Ich habe mich nicht heute und geſtern erſt über dieſen Punkt ſtreiten müſſen wegen der Elſaſſer, ſondern die Klage iſt älter. In vielen Gegenden Deutſchlands habe ich, wenn mein gerechter Zorn ſich gegen die Wälſchen und ihre ſpitzbübiſchen Gräuel ergießen wollte, oft die zurückweiſenden Worte hören müſſen: „Aber ſprich und ſchilt doch nicht „ſo viel und allein gegen die Franzoſen und ihre Gräuel. „Wir haſſen ſie auch gebührlich und natürlich und ſie haben den ewigen Haß um uns wohl verdient; aber wir „müſſen leider geſtehen, daß unſre Landsleute, die als ihre „Bundsgenoſſen, alſo als unſre Feinde, zu uns gekommen „ſind, es viel ſchlimmer gemacht haben als ſie. Wir wollen „tauſendmal lieber Franzoſen als Feinde bei uns haben, „denn Naſſauer und Wirzburger und Baiern und Wirtemberger. Dieſe haben es ſo arg und ſo plump gemacht, daß „die Franzoſen uns dagegen faſt als liebenswürdige Feinde „erſchienen ſind.“

Ich ſuchte dieſe Anklagen auf meine Weiſe, wie ich beſt mogte und verſtand, zu widerlegen und auch den Grund derſelben zu weiſen und zu erklären, aber die Eindrücke des Augenblicks, beſonders die Eindrücke der Noth und Gewalt,

welche oft ſogar mit der Fauſt eingedrückt waren, ſind bei den meiſten Sterblichen immer mächtiger als alle Gründe und Erklärungen; und ſo habe ich denn von ſolchen Anklägern wenige bekehren können, von den Zuhörern aber gewöhnlich die meiſten auf meiner Seite gehabt. Weil ich ſolche Streite oft und an vielen Orten Norddeutſchlands gehabt habe, ſo erinnere ich mich meiner Erklärungs- und Vertheidigungsgründe recht gut, und ich will ohne alle breite Auslegung ihren Hauptinhalt hieher zu legen ſuchen; was auch deswegen nützlich ſeyn mögte, weil immer noch ſolche umherſchleichen, die auf das franzöſiſche Volk als auf das menſchlichſte und gebildetſte aller europäiſchen Völker hinweiſen und als auf dasjenige, von welchem allein alle Größe und Bildung und alle politiſche Entwickelung des Zeitalters ausgehen müſſe und könne.

Ich habe ihnen meiſtens nicht zornig ſondern lächelnd geſagt: „Liebe Freunde, ihr habt Recht, ſo wie ihr die Dinge „nehmet und beurtheilt. Ihr fühlt ja nicht euer Volk, noch „das franzöſiſche Volk, noch was in beiden immer das „Bleibende und Nothwendige iſt und ſeyn wird, ſondern ihr „fühlt nur die Zeit und den Augenblick und die Perſon, „und zwar eure eigne verletzte Perſon, und alſo fühlt ihr „lauter Erbärmliches und Vergängliches und aus ſo erbärmlichen Empfindungen meint ihr urtheilen und verurtheilen zu dürfen. Ich habe eben nicht ohne Abſicht von ſpitzbübiſchen Gräueln der Wälſchen geſprochen, ich will „auch die Gräuel und Gewaltthaten unſrer Landsleute gar „nicht wegleugnen, weil zu viele Stimmen darüber einig „ſind, daß ſie ſich grauſamer und wilder betragen haben, als „die Franzoſen; aber das bitte ich mir aus, daß man die „deutſchen Gräuel, wenn ſolche begangen ſind, menſchliche „Gräuel nenne. Es iſt in der Menſchennatur ein fürchter-

„licher Satan, der wüthet, wenn er losgelaſſen wird; aber „ich behaupte doch nach der Kenntniß und Erfahrung, die „ich von meinem eignen Teufel und von den Teufeln mei„nes Volks habe, daß die deutſchen Teufel grade und tüch„tige, die franzöſiſchen Teufel hingegen krumme und ſchlei„chende Teufel ſind. Die unſrigen kommen mit dem ganzen „furchtbaren Geräth der Hölle und mit dem vollen hölliſchen „Ernſt; die wälſchen kommen in bunten und gleiſenden Ver„larvungen wie ein geſchmückter Reigen der Freude mit Lä„cheln und Freundlichkeit, und die giftigen und beißenden „Schlangen ſpringen erſt hervor, wann die Ungeheuer ihren „Raub unter der Maske der Freundſchaft und Liebe mit „heuchleriſcher Sicherheit erfaßt haben. Das iſt es, was „ich als den großen Unterſchied der beiden Völker ſetze, wel„chen Gott auf immer erhalten wolle, daß die Deutſchen wie „Raſende und die Franzoſen wie Verſtändige das Böſe und „Heilloſe thun. Wir fahren wie grauſame Wilde darein „und thun das Arge und Scheußliche bewußtlos; ſie ſchmei„cheln ſich wie rechnende Juden heran und thun es mit be„wußter Planmäßigkeit: bei uns iſt der Teufel mit dem „Menſchen bedeckt, bei ihnen ſtehen ſieben Teufel auf einan„der und ſchwingen ſich ſpielend zu einer Herkulesſäule der „Hölle hinauf. In dem Deutſchen und in jedem natürlichen „und noch nicht ganz verſchliffenen und vergriffenen Volke „ſind die Leidenſchaften blind und brauſen im vollen Unge„ſtüm losgelaſſener Naturkräfte fort und wüthen und zer„ſtören, bis ſie ermüdet oder geſättigt ſind! wehe aber dem „unſeligen Volke, bei welchem die Leidenſchaften mit tauſend „Argusaugen ſehen und doch das Unmenſchliche und Scheuß„liche vollbringen! Die Franzoſen ſtecken deswegen in allem, „was ſie thun und treiben, in ihren Künſten und ihren „Sitten wie in ihrem Leben und Thun, in der tiefſten

„Sünde, weil ſie faſt immer den Zweck und die Abſicht im „Auge haben und die Folge und Wirkung ihres Thuns und „Schaffens berechnen. Der Deutſche iſt gottlob in vielen „Beziehungen noch ein roher Menſch, er iſt noch ein unbe„hauener Stein und harter Klotz, woraus die Zukunft noch „ein Götter- und Heroenbild ſchaffen kann; er iſt in vielen „Beziehungen noch ein großes Kind, auf welchem unendliche „Hoffnungen ruhen. Der Franzoſe ſcheint in den meiſten „Hinſichten geworden zu ſeyn, was er werden kann, für ihn „ſcheint die Zukunft wenig erfreuliche und tröſtliche Ent„wickelungen übrig zu haben. Es iſt alſo ſehr begreiflich, „daß der Deutſche und jedes andere Volk, aus welchem die „natürlichen und elementariſchen Kräfte noch nicht alle her„ausgeſchöpft und durch zu große Vergeiſtigung verflüchtigt „ſind, alles Natürliche, wo das Geſetz höheren Bewußtſeyns „ihn verläßt, mehr mit natürlicher Gewalt thut, als ein „Volk, deſſen elementariſcher und irdiſcher Stoff größtentheils „verbraucht ſcheint. Der Deutſche, wenn er als Feind in „ein Land rückt und wenn er nicht durch die ſtrengſte Zucht „gebändigt wird, wird immer als ein weit furchtbarerer Feind „kommen, und auftreten, als der Franzoſe, bei dem der Ver„ſtand, aber leider nicht das Gemüth, jede Leidenſchaft ge„bührlich am Zügel führt und ſie das Gebiet, was er ihr „anweiſt, mit Maaß und Manier begraſen und abweiden „läßt. Der Deutſche kommt als ein Wüthender oder als „ein Trunkenbold, ſchlägt Thüren und Fenſter ein, zerwirft „Spiegel und Geräthe, prügelt den Wirth und die Wirthin „des Hauſes zum Willkommen durch, begeht auch anderes „Wüſtes, was man gradezu Gräuel nennen muß; er iſt, „wenn er ſchlecht iſt, ein wildes und wüthendes Vieh. Ein„zelne Franzoſen thun auch ſo, viele aber von ihnen kom„men wohl mit einer gewiſſen Artigkeit und Höflichkeit ja

„mit Komplimenten, als wenn ſie eingeladene Gäſte wären.
„Ich frage aber alle Unpartheiiſche und diejenigen, welche
„auf längere Zeit die beiden verſchiedenen Arten haben ken-
„nen und unterſcheiden lernen, ob dieſe zierlichen und arti-
„tigen Franzoſen nicht unſer Mark und Blut uns ausgepreßt
„und mit der überlegteſten Schlauheit und dem feinſten Geiz
„uns recht methodiſch geplündert und ausgemärgelt haben?
„ob ſie nicht mit bewußter Manier und bübiſcher Feinheit
„Gräuel begangen haben, deren wenige Deutſche fähig ſind?

„Seiner wahreren oder — wenn ich ſagen darf —
„natürlichen Natur nach kommt und erſcheint der Deutſche
„alſo, wann er einmal Feind heißt und wann das ſchreck-
„liche Wort Krieg einmal ausgeſprochen iſt, als ein grader
„Feind ohne Umſtände und ohne Rückſichten; aber ich würde
„mein Volk ewig verfluchen müſſen, wenn dieſer deutſche
„Menſch nach der Stillung der erſten Wuth und Sättigung
„der losgelaſſenen Leidenſchaften noch mit Diebesliſt die
„Rolle eines wirklichen Böſewichts vollenden könnte, wenn
„er das Böſe mit wälſchem Bewußtſeyn und wälſcher Be-
„rechnung und Abwägung der Rückſichten thun könnte.
„Könnt ihr mir das beweiſen, ihr zürnende Ankläger, ſo
„ſollen die Deutſchen den Prozeß gegen die Franzoſen ver-
„lieren.

„Aber ich will auch glauben, daß die Deutſchen in
„Deutſchland Polen Rußland, vielleicht gar in Spanien, und
„allenthalben, wo ſie als Bundsgenoſſen oder vielmehr als
„Vaſallen der Franzoſen aufgetreten ſind, ſich noch wilder
„und wüſter gezeigt haben, als ſonſt in ihrer Natur liegt.
„Dies erklärt ſich aus der Sache ſelbſt und aus dem Ver-
„hältniſſe, in welchem ſie zu den Franzoſen ſtanden und
„durch die Franzoſen zu denjenigen ihrer Landsleute geſetzt
„wurden, gegen welche ſie zum Theil wider ihren Willen

„als Feinde ziehen mußten. Die Deutſchen waren bei die-„ſen Raub- und Banditenzügen in dem ſogenannten „Löwenbunde: ihnen fiel immer der ſchlechtere Theil zu. „Die beſten Quartiere die fetteſte und leichteſte Beute oft „auch die ſicherſten Stellen in der Schlacht nahmen die „Franzoſen in der Regel für ſich und wieſen ihnen dazu „noch die Verachtung und Entwürdigung alles Deutſchen; „welches doch Manche der mit ihnen ziehenden Bundestrup-„pen empörte. Daß ich ein gemeines Gleichniß gebrauche, „es begab ſich unter den Deutſchen und Franzoſen und un-„ter den Deutſchen mit einander die Geſchichte, die man alle „Tage an Hunden erlebt. Dieſe Geſchichte iſt folgende: „Wenn ein Hund von einem ſtärkeren Hunde oder von meh-„reren Hunden zugleich gebiſſen und zerzauſt wird und ſich „losreißt und gewöhnlich heulend weiter läuft und einem „anderen ſchwächeren Hunde begegnet, der bei der Rauferei „nicht zugegen war oder ſich in gehöriger Entfernung neu-„tral verhielt, ſo fährt der Zerzauſte meiſtens mit ganzer „hündiſcher Wuth auf den Schwächeren und büßt ſeinen „Grimm an dem Unſchuldigen ab. Solche arme gebiſſene „und zerzauſete Hunde waren die meiſten der ſogenannten „deutſchen Bundestruppen; ſie waren ſelbſt unglückliche und „geſchändete Männer und ihre unglücklichen Landsleute muß-„ten häufig den verbiſſenen Ingrimm fühlen, den nicht ſie „verſchuldet hatten. Die Sünden der Brüder und Vettern „fallen ja häufig auf die nächſten Verwandten, wenn dieſe „gleich alles thaten, um ihre Ausbrüche und die Folgen „derſelben abzuwehren.

„Dann muß man hier auch an die uralte viel geſagte „und geklagte Erfahrung denken, daß kein Haß heißer brennt, „als der zwiſchen Brüdern und Verwandten angezündete: „am ſchwerſten iſt es zu vertragen, wenn diejenigen ſich

„überworfen haben, welche von Natur immer in Freundſchaft „leben ſollten. Warum ſind die Renegaten immer die wü„thendſten Verfolger des Chriſtenthums geweſen?"

Dieſe Worte ſeyen auch für unſere Landsleute die Elſaſſer geſagt. Wir wollen ſie deswegen nicht ein ſchlechtes Volk ſchelten, weil ſie Leben und Gut tüchtiger drein ſetzen, als die Franzoſen, ſondern ihnen das lieber für eine Ehre anrechnen; noch wollen wir mit einigen Unklugen, welche die Noth unſerer Lage und den immer noch gefeſſelten Rhein gar nicht fühlen, dieſe Elſaſſer von uns weiſen als eine entartete und entdeutſchte Baſtardbrut. Wir können ihrer gar nicht entbehren zur Sicherheit unſerer Gränzen, und wenn wir ſie gerecht und ſtark regieren und liebreich und brüderlich behandeln, ſo werden die meiſten von ihnen in einigen Jahrzehenden ſchon wieder mit uns zuſammengewachſen ſeyn.

Ueber den deutſchen Studentenſtaat.

…rei will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
…m Handeln ſchränkt genug die Welt uns ein
Goethe.

…kt im Wächter 1815.)

1847

Zu den folgenden leichten Worten hat der Brief eines jungen in H. ſtudierenden Freundes, der aus dem regen Leben dieſer großen Zeit geboren iſt, die Veranlaſſung gegeben. Da er alſo gleichſam der Vorklang derſelben iſt, ſo laſſe ich mit Ausſchließung des Außerweſentlichen und Nichthiehergehörigen ihn hier abdrucken und die Betrachtungen, die ſich aus ihm und über ihn ergeben haben, in ihrer natürlichen Reihe nachfolgen.

H. den 24. Mai 1815.

Es drängt mich zu Ihnen zu ſprechen, im Vertrauen, daß Sie mit Liebe aufnehmen werden, was aus der Liebe eines gemeinſamen Vaterlandes entſprungen iſt. Es wird an Kraft und Einſicht gebrechen, aber es iſt doch etwas werth Großes zu wollen und hinaufzuſtreben. Darum erſcheine ich denn heute als Organ derer vor Ihnen, die auch Beſſeres wollen und Sie um Ihren Beiſtand zur Erreichung des Zweckes durch mich bitten.

Alle, die es treu und redlich mit Ihrem deutſchen Volke meinen, hoffen endlich auf eine glückliche Erneuung ja auf eine Vereinigung deſſelben zu einem großen Ganzen. Dieſe Hoffnung belebt auch den beſſeren Theil der Studierenden in Deutſchland, auch ſie mögten ihr Scherflein, daß alles zum Beſten ſich wende, beitragen. Sie halten ſich von der

Nothwendigkeit überzeugt (ob irrig oder mit Recht, mögen Sie entſcheiden), es müſſen auch auf der Univerſität alle Spaltungen in Landsmannſchaften (ſogenannte Korps), die allem freien eigenen Geiſt Hohn ſprechen, ganz verſchwinden. Sie fühlen das Bedürfniß einer dem gewaltigen Geiſte, der im Volke ſich regt, gemäßen Norm oder Form (Comment), welche Freiheits- und Vaterlandsliebe und Streben zur höheren geiſtigen Ausbildung als erſte und wichtigſte Pflichten des Studierenden vorſchreibt, die ſo beſchaffen, daß ſie alle Univerſitäten als ächt volksthümliche und mächtig in den Volksgeiſt eingreifende Bildungsanſtalten karakteriſirt und geſtattet. Sie fühlen aber auch lebhaft, daß ſie einen ſolchen Entwurf einer Verfaſſung, die für alle deutſche Univerſitäten gelten muß und nur nach örtlichen Verhältniſſen Abänderungen leiden darf, nur von reifen Männern erwarten können, in denen ſich der Volksgeiſt, wie er ſeyn ſoll, gleichſam abſpiegelt und die das Bild der Zeiten in einer längeren Reihe erblicken, als unerfahrne Jünglinge es können; und ſie erkennen endlich mit Demuth und Beſcheidenheit, daß keiner aus ihrer Mitte fähig ſeyn wird eine ſo großartige folgenreiche aber auch ſchwierige Aufgabe zu löſen, weil dazu tiefes Studium des Volksgeiſtes große Umſicht und Duldſamkeit gehören mag, um von einem hohen philoſophiſchen Standpunkte aus das Ganze als etwas Höchſtwichtiges für volksthümliche Bildung zu entwerfen. Wir wenden uns alſo ꝛc. — — wir hoffen, daß Sie uns befreien werden von der Laſt erbärmlicher Kleinigkeitskrämerei von dem Wuſt von Spielereien und Thorheiten und von gränzenloſer Rohheit. Sie werden ſo den verblendeten Schwächlingen und Jungfernknechten nothwendige Kenntniß geben von dem Ziele unſers Hoffens und Strebens. Denn ſo lange keine beſſere Form den engen ſchwachen Geiſt zur Freiheit Selbſtſtändigkeit und

Anſtändigkeit zu erheben ſucht, iſt auch noch leider für uns die alte Zeit da, es iſt ein Leben ohne Leben.

Wie Sie mit dem Ausdruck dieſer, ich darf es ſagen, alle Beſſeren belebenden Wünſche und Hoffnungen auch ſonſt zufrieden ſeyn mögen, das Streben nach Tüchtigkeit werden Sie nicht verkennen darin; auch werden Sie davon auf unſern Ernſt in der Ausführung und Befolgung deſſen, was Sie uns vielleicht ſchaffen, ſchließen können u. ſ. w.

Wenige Wochen, nachdem ich dieſen Brief erhalten hatte, traf ich zufällig den wackeren und biederen Jüngling, der ihn geſchrieben hat, und redete das Kapitel, wovon der Brief handelt, weitläuftig mit ihm ab, ohne daß wir eben zu einem beſtimmten Schluſſe kommen konnten. Doch zu dem Schluſſe, erinnert es mich, kamen wir, daß es unmöglich ſey den deutſchen Studenten eine geſchriebene feſte und verfaßte Verfaſſung zu geben, die für alle gültig und an den meiſten Orten anwendbar wäre. Ja auch das weiß ich, daß er mir, weil ich mich auf bekannte Erfahrungen ſtützte, endlich zugeben mußte, es ſey beſſer das deutſche Studentenleben in ſeiner ganz eigenthümlichen Art, wie es nun ſchon ſo manche Jahrhunderte im ewigen Schwanken vom Schlechten zum Beſſeren und umgekehrt beſtanden hat, walten und gewähren zu laſſen, als durch unausführbare Verſuche, etwas Vollkommenes machen zu wollen, den Bienenſchwarm aufzurühren, der, jemehr man ihn zähmen will, deſto wilder brauſt und ſticht. Ich machte meinen jungen Freund beſonders aufmerkſam darauf, daß alle Verſuche, die Misbräuche und Auswüchſe des deutſchen Studentenweſens durch beſtimmte Geſetze und Verfaſſungen wegzunehmen, bisher nie geglückt ſind und daß man hier wie bei vielen deutſchen Dingen immer mehr von der Sitte als von dem Geſetze hat

hoffen dürfen. Wir kamen dabei auf allerlei nach unſerer Art tiefſinnige Betrachtungen und Unterſuchungen über die Weiſe und das Gemüth des deutſchen Volks und über das, was der deutſche Menſch ſeine Freiheit nenne und als ſeine Freiheit liebe; und ich meinte, daß man die Wildheiten und Rohheiten der ſogenannten Studentenfreiheit allerdings wohl vertilgen könnte, aber nur ſo, wie jener ein ſicheres Mittel gegen das Zahnweh angab, der da rieth, den ganzen Kopf durch Einen Schlag mit der Axt zu zerſchmettern, ſo werden auch die Zähne ſchweigen. Alſo nur durch den Todtſchlag der Freiheit überhaupt könne das, worüber oft mit Recht, öfter mit Unrecht, geklagt wird, nur weggeräumt werden. Da däuchte uns denn doch die Heilart ärger als das Uebel. Auch fanden wir noch etwas Anderes in dieſer Erſcheinung des deutſchen Studentenlebens, das uns gewiſſermaaßen ein Gegenbild oder vielmehr Abbild des politiſchen Lebens des Volkes gab und das uns nicht allein aus zufälliger Rohheit und Unbildung, ſondern recht tiefſt aus dem ganzen Weſen unſeres Volkes, wie es nun iſt, geboren ſchien.

Wie dem auch ſey und wie wir es, durch ſchöne Erinnerungen der fröhlichſten Zeit beſtochen, vielleicht mit etwas zu nachſichtigen Augen anſehen, das deutſche Studentenweſen, ich mögte ſagen der deutſche Studentenſtaat, ſteht als etwas, das ſeines Gleichen nicht hat, als etwas Einziges und durchaus Eigenthümliches da und iſt in ſeiner kleinen Anarchie mit allen ſeinen Vorzügen und Gebrechen ein ächtes Bild der großen deutſchen Anarchie, die ſeit dem Ausgange der Hohenſtaufen nun in die 560 Jahre beſtanden hat. Etwas Aehnliches als dieſe deutſche Studentenart und Studentenfreiheit haben andere Länder früher auch wohl gehabt, aber ſie hatten nie dieſe ganze germaniſche Fülle und Mannigfaltigkeit

noch haben ſie dieſelben durch allen Wechſel der Jahrhunderte und durch allen Fortſchritt oder Rückſchritt der Bildung erhalten können, wie ſie ſich in Deutſchland behauptet haben. — Im Mittelalter war der Spanier nicht frei weder in Herrſchaft noch Entwickelung; er ſchlug ſich mit den muhamedaniſchen Moren um das Daſeyn und lernte von dem Kunſtreicheren und Gebildeteren Wiſſenſchaften und Künſte. Als die Zeit kam, wo er in eigener Freiheit und Herrſchaft ſich ſelbſt wieder mehr nach ſeiner germaniſchen Natur hätte zeigen und entwickeln können, da kamen auch Inquiſition und Jeſuiten und ein ſtolzer aus dem eigenen Volkskern freudig und unabhängig aufſprießender und aufſtrebender ſpaniſcher Student konnte nicht mehr werden. — In Italien war auf den Univerſitäten von dem zwölften bis zum ſechszehnten Jahrhundert ein lebendiges und freies Leben; nach den Schilderungen, die man uns davon hinterlaſſen hat, kommt es einem oft faſt deutſch vor. Dies war aber auch deswegen ſehr begreiflich, weil die deutſche Zunge auf denſelben, beſonders auf den norditaliſchen von Padua und Bologna, wohl gewöhnlich die zahlreichſte war. — Der Franzoſe, ein Mittelding von einem Chineſen und Juden mit vorherrſchender Anlage zu mechaniſcher Einförmigkeit und formaler Geſetzlichkeit, hat auch hier nie etwas von der deutſchen Art noch weniger von der freien deutſchen Wildheit gehabt. Er beginnt als ein zierlicher Schüler und endigt als ein ſolcher, von Anfang ſchon mit einem kleinen Stich der Meiſterſchaft; denn er weiß ſogleich, was er wiſſen will und wie er leben ſoll. Seine Kümmerlichkeit hat im Guten und Böſen mit der germaniſchen Weidlichkeit nie viel gemein gehabt. — Der Engländer hatte ſchon im Mittelalter beide im Weltlichen und Geiſtlichen eine mächtige politiſche Einheit, die ihm und ſeinen Einrichtungen einen eigenthümlichen und

Ueber den deutſchen Studentenſtaat.

Frei will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln ſchränkt genug die Welt uns ein
Goethe.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Zu den folgenden leichten Worten hat der Brief eines jungen in H. ſtudierenden Freundes, der aus dem regen Leben dieſer großen Zeit geboren iſt, die Veranlaſſung gegeben. Da er alſo gleichſam der Vorklang derſelben iſt, ſo laſſe ich mit Ausſchließung des Außerweſentlichen und Nichthiehergehörigen ihn hier abdrucken und die Betrachtungen, die ſich aus ihm und über ihn ergeben haben, in ihrer natürlichen Reihe nachfolgen.

H. den 24. Mai 1815.

Es drängt mich zu Ihnen zu ſprechen, im Vertrauen, daß Sie mit Liebe aufnehmen werden, was aus der Liebe eines gemeinſamen Vaterlandes entſprungen iſt. Es wird an Kraft und Einſicht gebrechen, aber es iſt doch etwas werth Großes zu wollen und hinaufzuſtreben. Darum erſcheine ich denn heute als Organ derer vor Ihnen, die auch Beſſeres wollen und Sie um Ihren Beiſtand zur Erreichung des Zweckes durch mich bitten.

Alle, die es treu und redlich mit Ihrem deutſchen Volke meinen, hoffen endlich auf eine glückliche Erneuung ja auf eine Vereinigung deſſelben zu einem großen Ganzen. Dieſe Hoffnung belebt auch den beſſeren Theil der Studierenden in Deutſchland, auch ſie mögten ihr Scherflein, daß alles zum Beſten ſich wende, beitragen. Sie halten ſich von der

Nothwendigkeit überzeugt (ob irrig oder mit Recht, mögen Sie entſcheiden), es müſſen auch auf der Univerſität alle Spaltungen in Landsmannſchaften (ſogenannte Korps), die allem freien eigenen Geiſt Hohn ſprechen, ganz verſchwinden. Sie fühlen das Bedürfniß einer dem gewaltigen Geiſte, der im Volke ſich regt, gemäßen Norm oder Form (Comment), welche Freiheits- und Vaterlandsliebe und Streben zur höheren geiſtigen Ausbildung als erſte und wichtigſte Pflichten des Studierenden vorſchreibt, die ſo beſchaffen, daß ſie alle Univerſitäten als ächt volksthümliche und mächtig in den Volksgeiſt eingreifende Bildungsanſtalten karakteriſirt und geſtattet. Sie fühlen aber auch lebhaft, daß ſie einen ſolchen Entwurf einer Verfaſſung, die für alle deutſche Univerſitäten gelten muß und nur nach örtlichen Verhältniſſen Abänderungen leiden darf, nur von reifen Männern erwarten können, in denen ſich der Volksgeiſt, wie er ſeyn ſoll, gleichſam abſpiegelt und die das Bild der Zeiten in einer längeren Reihe erblicken, als unerfahrne Jünglinge es können; und ſie erkennen endlich mit Demuth und Beſcheidenheit, daß keiner aus ihrer Mitte fähig ſeyn wird eine ſo großartige folgenreiche aber auch ſchwierige Aufgabe zu löſen, weil dazu tiefes Studium des Volksgeiſtes große Umſicht und Duldſamkeit gehören mag, um von einem hohen philoſophiſchen Standpunkte aus das Ganze als etwas Höchſtwichtiges für volksthümliche Bildung zu entwerfen. Wir wenden uns alſo ꝛc. — — wir hoffen, daß Sie uns befreien werden von der Laſt erbärmlicher Kleinigkeitskrämerei von dem Wuſt von Spielereien und Thorheiten und von gränzenloſer Rohheit. Sie werden ſo den verblendeten Schwächlingen und Jungfernknechten nothwendige Kenntniß geben von dem Ziele unſers Hoffens und Strebens. Denn ſo lange keine beſſere Form den engen ſchwachen Geiſt zur Freiheit Selbſtſtändigkeit und

Anſtändigkeit zu erheben ſucht, iſt auch noch leider für uns die alte Zeit da, es iſt ein Leben ohne Leben.

Wie Sie mit dem Ausdruck dieſer, ich darf es ſagen, alle Beſſeren belebenden Wünſche und Hoffnungen auch ſonſt zufrieden ſeyn mögen, das Streben nach Tüchtigkeit werden Sie nicht verkennen darin; auch werden Sie davon auf unſern Ernſt in der Ausführung und Befolgung deſſen, was Sie uns vielleicht ſchaffen, ſchließen können u. ſ. w.

Wenige Wochen, nachdem ich dieſen Brief erhalten hatte, traf ich zufällig den wackeren und biederen Jüngling, der ihn geſchrieben hat, und redete das Kapitel, wovon der Brief handelt, weitläuftig mit ihm ab, ohne daß wir eben zu einem beſtimmten Schluſſe kommen konnten. Doch zu dem Schluſſe, erinnert es mich, kamen wir, daß es unmöglich ſey den deutſchen Studenten eine geſchriebene feſte und verfaßte Verfaſſung zu geben, die für alle gültig und an den meiſten Orten anwendbar wäre. Ja auch das weiß ich, daß er mir, weil ich mich auf bekannte Erfahrungen ſtützte, endlich zugeben mußte, es ſey beſſer das deutſche Studentenleben in ſeiner ganz eigenthümlichen Art, wie es nun ſchon ſo manche Jahrhunderte im ewigen Schwanken vom Schlechten zum Beſſeren und umgekehrt beſtanden hat, walten und gewähren zu laſſen, als durch unausführbare Verſuche, etwas Vollkommenes machen zu wollen, den Bienenſchwarm aufzurühren, der, jemehr man ihn zähmen will, deſto wilder brauſt und ſticht. Ich machte meinen jungen Freund beſonders aufmerkſam darauf, daß alle Verſuche, die Misbräuche und Auswüchſe des deutſchen Studentenweſens durch beſtimmte Geſetze und Verfaſſungen wegzunehmen, bisher nie geglückt ſind und daß man hier wie bei vielen deutſchen Dingen immer mehr von der Sitte als von dem Geſetze hat

hoffen dürfen. Wir kamen dabei auf allerlei nach unſerer Art tiefſinnige Betrachtungen und Unterſuchungen über die Weiſe und das Gemüth des deutſchen Volks und über das, was der deutſche Menſch ſeine Freiheit nenne und als ſeine Freiheit liebe; und ich meinte, daß man die Wildheiten und Rohheiten der ſogenannten Studentenfreiheit allerdings wohl vertilgen könnte, aber nur ſo, wie jener ein ſicheres Mittel gegen das Zahnweh angab, der da rieth, den ganzen Kopf durch Einen Schlag mit der Axt zu zerſchmettern, ſo werden auch die Zähne ſchweigen. Alſo nur durch den Todtſchlag der Freiheit überhaupt könne das, worüber oft mit Recht, öfter mit Unrecht, geklagt wird, nur weggeräumt werden. Da däuchte uns denn doch die Heilart ärger als das Uebel. Auch fanden wir noch etwas Anderes in dieſer Erſcheinung des deutſchen Studentenlebens, das uns gewiſſermaaßen ein Gegenbild oder vielmehr Abbild des politiſchen Lebens des Volkes gab und das uns nicht allein aus zufälliger Rohheit und Unbildung, ſondern recht tiefſt aus dem ganzen Weſen unſeres Volkes, wie es nun iſt, geboren ſchien.

Wie dem auch ſey und wie wir es, durch ſchöne Erinnerungen der fröhlichſten Zeit beſtochen, vielleicht mit etwas zu nachſichtigen Augen anſehen, das deutſche Studentenweſen, ich mögte ſagen der deutſche Studentenſtaat, ſteht als etwas, das ſeines Gleichen nicht hat, als etwas Einziges und durchaus Eigenthümliches da und iſt in ſeiner kleinen Anarchie mit allen ſeinen Vorzügen und Gebrechen ein ächtes Bild der großen deutſchen Anarchie, die ſeit dem Ausgange der Hohenſtaufen nun in die 560 Jahre beſtanden hat. Etwas Aehnliches als dieſe deutſche Studentenart und Studentenfreiheit haben andere Länder früher auch wohl gehabt, aber ſie hatten nie dieſe ganze germaniſche Fülle und Mannigfaltigkeit

noch haben ſie dieſelben durch allen Wechſel der Jahrhunderte und durch allen Fortſchritt oder Rückſchritt der Bildung erhalten können, wie ſie ſich in Deutſchland behauptet haben. — Im Mittelalter war der Spanier nicht frei weder in Herrſchaft noch Entwickelung; er ſchlug ſich mit den muhamedaniſchen Moren um das Daſeyn und lernte von dem Kunſtreicheren und Gebildeteren Wiſſenſchaften und Künſte. Als die Zeit kam, wo er in eigener Freiheit und Herrſchaft ſich ſelbſt wieder mehr nach ſeiner germaniſchen Natur hätte zeigen und entwickeln können, da kamen auch Inquiſition und Jeſuiten und ein ſtolzer aus dem eigenen Volkskern freudig und unabhängig aufſprießender und aufſtrebender ſpaniſcher Student konnte nicht mehr werden. — In Italien war auf den Univerſitäten von dem zwölften bis zum ſechszehnten Jahrhundert ein lebendiges und freies Leben; nach den Schilderungen, die man uns davon hinterlaſſen hat, kommt es einem oft faſt deutſch vor. Dies war aber auch deswegen ſehr begreiflich, weil die deutſche Zunge auf denſelben, beſonders auf den norditaliſchen von Padua und Bologna, wohl gewöhnlich die zahlreichſte war. — Der Franzoſe, ein Mittelding von einem Chineſen und Juden mit vorherrſchender Anlage zu mechaniſcher Einförmigkeit und formaler Geſetzlichkeit, hat auch hier nie etwas von der deutſchen Art noch weniger von der freien deutſchen Wildheit gehabt. Er beginnt als ein zierlicher Schüler und endigt als ein ſolcher, von Anfang ſchon mit einem kleinen Stich der Meiſterſchaft; denn er weiß ſogleich, was er wiſſen will und wie er leben ſoll. Seine Kümmerlichkeit hat im Guten und Böſen mit der germaniſchen Weidlichkeit nie viel gemein gehabt. — Der Engländer hatte ſchon im Mittelalter beide im Weltlichen und Geiſtlichen eine mächtige politiſche Einheit, die ihm und ſeinen Einrichtungen einen eigenthümlichen und

ſtrengen Karakter aufdrückte und alles in gemeſſener Zucht und Ordnung hielt. Die Art, wie unter den Regierungen Heinrichs des Achten und ſeiner Tochter Eliſabeth die Reformation der Kirche dort gemacht ward, ließ von den zufälligen Aeußerlichkeiten der alten Kirche weit mehr beſtehen, als in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands geſchehen war. Dies geſchah auch bei den Anſtalten des Unterrichts. Die engliſchen Gymnaſien und Univerſitäten haben in ſo vielen Hinſichten eine faſt mönchiſche Einrichtung und Geſtalt und die Freiheit des Studenten iſt dort weit mehr durch Geſetze gebunden, zum Theil faſt ſchülermäßig gebunden, als bei uns. Er würde aber auch bei größerer Freiheit wohl nicht ſo wild brauſen, als bei uns, weil das Volk ſchon ſeiner Eigenthümlichkeit nach und auch klimatiſch viel geſchloſſener und ernſter und gemeſſener ſeyn muß, als wir. — Was von den Engländern gilt, gilt in letzterer Beziehung eben ſo und faſt noch mehr von den Holländern. Sie ſind freilich ein ganz germaniſcher Stamm, aber ſie haben in einem engen und mit vielen klimatiſchen Eigenthümlichkeiten abgeſonderten Lande, kurz auf einer Erde und unter einem Himmel, die man, um ſie von allen andern zu unterſcheiden, holländiſch nennen mögte, ſich von jeher auf eine eigene und von dem übrigen Deutſchlande ſehr verſchiedene Weiſe beide äußerlich und innerlich geſtalten müſſen, und haben ſich in den letzten Jahrhunderten, wo ſie vom Reiche getrennt geweſen, noch mehr in ſich ſelbſt zurückgezogen und verholländert. Wie ihr Leben ernſt feſt und bedächtig und doch dabei froh und genußreich iſt, ſo iſt es auch ihr Studententhum, wie Einzelne mir erzählt haben: aber das weite germaniſche Leben muß fehlen, weil der weite germaniſche Kreis fehlt: die holländiſchen Univerſitäten müſſen ſeyn, wie z. B. die ſächſiſchen oder heſſiſchen ſeyn

würden, wenn ſeit Jahrhunderten keine andere Lehrer und Studenten da geweſen wären als ſächſiſche oder heſſiſche. — Die Schweden und Dänen haben noch das Meiſte von einem deutſchen Studenten, wenigſtens kann ihre Jugend leichter in die deutſche Art eingehen, als die engliſche oder gar die süd-europäiſche. Doch iſt ihre Freiheit viel gebundener und ihre Art viel ruhiger, als die deutſche. Die ſchwediſchen Studenten waren ſeit der Throngelangung der Waſafamilie und der Reformation ganz den deutſchen gleich, und ſie hatten bei den häufigen Reiſen und Studien, welche die ſchwediſche Jugend in Deutſchland machte, alles auf deutſchen Fuß bei ſich eingerichtet; dazu kam endlich noch der deutſche Herrſcherſtamm der Pfalzgrafen bei'm Rhein. Aber gegen den Ausgang des ſiebenzehnten Jahrhunderts haben ſtrenge Geſetze die ſogenannte ſtudentiſche Wildheit beſchränkt, und Zweikämpfe und manches Andere, was ein deutſcher Student unter ſeine Herrlichkeiten rechnet, iſt dort faſt was Unerhörtes. Das iſt überhaupt eine eigene Erſcheinung, daß in Deutſchland vieles unbeweglich ſtehen geblieben iſt, während das geiſtige Leben nie geſtockt hat; in andern Ländern aber bewegte ſich das Politiſche in friſchem Leben fort, und die Einrichtungen geiſtiger Bildung blieben oft ganz unbeweglich ſtehen, wie ſie vor zwei Jahrhunderten geweſen waren. Deutſchland iſt überhaupt in unendlichen Beziehungen ein ſolches Urland reichſter Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit, daß viele Erſcheinungen, die in andern Ländern Europa's einzeln aufgehen, in dieſer großen Mitte deſſelben, die zugleich ſo vieler Völker Wiege war, ihre Aehnlichkeit oder gar ihre Erklärung finden; ſo wie hier auch häufig Verſchiedenheiten neben einander ſtehen und beſtehen, die man nirgendwo ſonſt ſo ſieht. — Die Polen und Ungarn ſind, wegen der Nachbarſchaft und weil ſie früher wenigſtens zu uns zum Lernen zogen und

von uns die Lehrer bekamen, in Hinſicht ihrer Univerſitäten und des Studentenlebens uns etwas ähnlich; eine eigene Art aus ihnen ſelbſt haben ſie nicht erſchaffen.

Ich will, damit wir endlich über die gewiß lobenswürdige Abſicht der Jünglinge, die mich um Rath gefragt haben, und über die Mittel, wie den Uebeln der Studentenfreiheit zu begegnen ſey, ein wenig auf das Klare kommen, einen Blick auf das wirkliche Leben werfen, welches ich zu meiner Zeit als Student gehabt habe und andere habe leben ſehen und noch jetzt leben ſehe. So, hoffe ich, werden wir auch dem mehr Innerlichen und Verborgenen, was dieſem Leben zum Grunde liegt, ein wenig auf die Spur kommen und das Ganze wenigſtens als Erſcheinung, wohinein ein jeder ſein Leben ſtellt, beſſer überſehen können.

Das Wort akademiſche Freiheit iſt nicht erſt aus den Zeiten der ſtudentiſchen Ausgelaſſenheit und Verwilderung, wie einige im unzeitigen Eifer etwa die letzten hundertfünfzig Jahre zu nennen belieben; es iſt uralt, wenigſtens gewiß nicht jünger, als die älteſte deutſche Univerſität. Auch iſt die Sache nicht jünger. Darüber haben wir Belege genug in manchen Kroniken des Mittelalters, und wenn wir in jüngere Zeit hinaufſteigen wollen, in Ulrichs von Hutten und ſeiner Zeitgenoſſen lebendigen Schilderungen des Gelehrtenweſens und Studentenlebens ihrer Tage. Es hat vor ſechszig und fünfzig Jahren in Halle Jena und Marburg gewiß nicht üppiger und wilder hergehen können, als dieſe uns das Bild der deutſchen und italiſchen Univerſitäten der damaligen Zeit vor Augen ſtellen. Im Mittelalter, wo alles ſich zu abgeſchloſſenen Geſellſchaften und Genoſſenſchaften bildete, wo alles ſich einigte und zünftete, bildeten die Gelehrten auf den Univerſitäten eine große und hochverehrte Genoſſenſchaft, eine majeſtätiſche Innung, zu

welcher zu gehören Fürſten und Herrſcher für eine hohe Ehre achteten. Wer, von den engeren und ſtrengeren Banden der Schule erlöſt, als freier Geſell in dieſe Innung trat und lernbegierig den Verein der erhabenen Meiſter begrüßte, dem waren ſogleich die Vorzüge eines freien und ritterlichen Mannes beigelegt: er ſtand nur unter dem Freigericht ſeiner Innung und hatte mit allen freien und achtbaren Männern den Gebrauch der Waffen zu Schutz und Trutz gemein. Wiſſenſchaften und Künſte wurden damals bei unſern Vätern an ihnen ſelbſt ſo adelich gehalten, daß der Jüngling der niedrigſten Geburt durch ſie flugs neben den Sohn des Edelſten und Freieſten geſtellt ward. Dieſe herrliche Adlichkeit und dieſes hohe Ritterthum währte, ſo lange jenes Zeitalter, worin ſie entſtanden waren, in Begeiſterung blühete, bis auf die Zeit der Reformation. Nachher hat ſich alles mehr zerſpaltet und vereinzelt und in ſeiner Einzelheit abgelebt: es ſind drei Jahrhunderte nur Vorbereitungen und Vorarbeiten gemacht zu dem Zeitalter, an deſſen Eingange wir jetzt ſtehen. Die Weidlichkeit und Muthigkeit, die eigentliche Ritterſchaft des Lebens, iſt in allen Ländern ſeitdem mehr und mehr zerfallen und untergegangen; doch hat wohl der Deutſche am meiſten davon gerettet. Dies klingt ſonderbar und iſt doch wahr. Im bürgerlichen und politiſchen Leben war er nebſt dem einſt ſo freien und kunſtreichen Italiäner am tiefſten geſunken; im poetiſchen und menſchlichen Leben iſt er vielleicht von allen am höchſten ſtehen geblieben: er hat darum auch den edlen Studentenſtaat, das freie akademiſche Ritterthum, am längſten behauptet und übertrifft, wie wir eben ſahen, alle andere Europäer an dieſer Herrlichkeit.

Ich nenne es **Herrlichkeit** mit dem klarſten Bewußtſeyn und mit dem vollſten Gefühle deſſen, was ich ſage.

Selbſt der kleine Reſt deſſen, was vormals war, als eine kühnere und ſchönere Zeit, als die jüngſtvergangene war, in Blüthe ſtand, iſt ſo herrlich, daß wir dadurch ſchon die Hoffnung einer Zukunft haben, die vielen unſerer Nachbarn fehlt. Der akademiſche Staat des Mittelalters war und der deutſche akademiſche Staat iſt noch in den letzten Jahrhunderten immer einer ganz eigenen Natur geweſen, die ich eine poetiſche Natur nennen mögte. Die Univerſitas als eine Idee war, ſo wie die abendländiſche Kirche als eine Idee und wie der Zweikampf und die Vehme als eine höhere Idee, offenbar die Geburt nicht des Chriſtenthums überhaupt, ſondern die Geburt germaniſcher Chriſten. Wir müſſen, je tiefer die große Zeit, an deren Schwelle wir leben, uns in die Quellen und Gründe der Geſchichte unſeres Volkes und ſeiner hehren Vorzeit zurückblicken heißt, täglich mehr erſtaunen und anbeten vor dem Angebornen und Urſprünglichen, das von Anbeginn noch in den Deutſchen war, vor jener Unſchuld und Einfalt, die ohne Klügelei die Dinge faſt wie durch Gott in ihrem abgründlichen Seyn und Verhältniſſe erkannte, und die ſo vieles auf das weiſeſte geſchaffen und eingerichtet hat, wovon ſie ſelbſt nie etwas wußte. Auch die Univerſitas ſtand da als eine ſolche Schöpfung, auf der einen Seite feſt an die Kirche und an den Staat gebunden (wie ſie denn in ihren Anfängen wirklich ein kleiner Abdruck beide des Staates und der Kirche heißen konnte), auf der andern frei und ungemeſſen wie ein Reich, worin die kühnſten Geiſter die Flügel ſchwingen ſollten. Dieſe eine Seite dieſes geiſtigen Reiches iſt gottlob trotz alles Geſchreis und aller Warnungen dagegen in Deutſchland immer noch ungeſchloſſen geblieben. Wir fragen einen Augenblick nach dem weiſen Inſtinkte, der die Väter wohl leiten mogte, bei welchen zuerſt die große Idee einer Univerſität aufſtieg.

Beſchränkt und umſchloſſen war der Staat auch im Mittelalter, ernſt und ſtreng war das Geſetz, das ihn zuſammenhielt, deſto ernſter und ſtrenger, je wilder und gewaltiger die noch nicht abgelebten und gebrochenen Triebe und Leidenſchaften der damaligen Menſchen waren. Die verſchiedenen Genoſſenſchaften Geſellſchaften Gaffeln Zünfte und Innungen, deren damals ſo mancherlei und in ſo mancherlei Abſtufungen gefunden wurden, hatten freilich vielerlei Vorrechte Scherze und Freiheiten, aber ſie waren in unendlich vielen Beziehungen wieder auf das ſtrengſte ja oft auf das knechtiſcheſte gebunden und mußten gebunden ſeyn, weil ſie auf ſo vielfache Weiſe recht eigentlich in das leibliche Leben des Staates mit eingriffen ja mit demſelben meiſt auf das innigſte verflochten waren. Die Hierarchie oder das Prieſterthum im weiteren Sinne ſtand und ſteht freilich hoch über dem gemeinen Leben und über den Bedürfniſſen und Leidenſchaften deſſelben, aber als Geſellſchaft von Prieſtern, welche der armen und mühſeligen irdiſchen Menge die himmliſchen Güter austheilen und vermitteln ſollte, berührte ſie das Irdiſche und Leibliche der Erde und den irdiſchen und leiblichen Theil des Staates ſehr nah. Sie mußte alſo in dieſer Hinſicht ſchon ſehr gebunden ſeyn. Viel gebundener und in ſich ſelbſt abgeſchloſſener und faſt gar keine Schwingungen aus ihrem Kreiſe in die ungemeſſene Weite hinaus erlaubend mußte ſie ſeyn, als eine Geſellſchaft der Heiligen und Reinen, die der Idee nach aus Erprobten und Bewährten beſtehen ſoll und keine Scherze und Spiele der Luſt und der Kühnheit mehr erlaubt. Die Einzelnen in ihr werden gedacht als unaufhörlich fortſtrebend zu höherer Klarheit und Geiſtigkeit; ſie ſelbſt aber muß äußerlich als eine ſolche dem Volke erſcheinen, die da nicht mehr ſucht, ſondern die da ſchon gefunden hat, die die Gränzen der

Erde und die Gränzen des Himmels, welche ſie eben vermitteln ſoll, genau abgemarkt vor ihren heiteren Blicken liegen ſieht und die alſo keinem Schwanken mehr ausgeſetzt ſeyn kann. Bei ihr alſo, die ſich ſelbſt als Ganzes immer fertig denken und ſich dem Volke als fertig und ſelbſtbewußt darſtellen muß, kann von Freiheit kaum geredet werden in dem Sinne, wie wir eben geſprochen haben; ihr Weſen und ihre Erſcheinung müſſen Stätigkeit und Nothwendigkeit ſeyn. Weil ſie Kämpfe ſchlichten ſoll, kann in ihr kein Kampf ſeyn; ſie ſoll tröſten und beruhigen, nicht aber erregen und reitzen; ſie ſoll von dem Irdiſchen befreien, damit wir ſanft und freundlich in den Himmel kommen, ſie kann alſo kaum hie und da einen Schatten jener Ungebundenheit und Ungemeſſenheit, die man wenigſtens dunkel unter dem Worte Freiheit immer mitverſteht, in ſich ſchließen. — Aber in ganz anderen und ihr allein eigenen Verhältniſſen ſtand die akademiſche Geſellſchaft da beide zu ſich ſelbſt und zu dem Staate. Sie hatte wie faſt alle übrigen Genoſſenſchaften und Innungen wenig mit dem Leiblichen zu thun; ſie hatte auch nicht wie die höchſte Geſellſchaft auf Erden, die Hierarchie, eine beſtimmte Beziehung auf den Staat, nämlich die Mittlerſchaft zwiſchen dem Himmliſchen und Irdiſchen; ihr Gebiet war das Gebiet des Geiſtes in ſeinem weiteſten Umfange: ſo weit das Leben reicht in allen ſeinen Tiefen und Höhen, mit allen ſeinen Kräften und Trieben, kurz in die Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Geiſtes und Muthes hinein reichte ihr Gebiet. Und das war recht eigentlich der Karakter dieſer Geſellſchaft, daß ſie, für alle höchſte Beſtimmungen ſich rüſtend und bereitend, noch gar keine Beſtimmung hatte, ſondern auf den übermüthigſten Flügeln des Geiſtes ſich nach Gefallen durch das unermeßliche Gebiet des Lebens und Wiſſens hintummelte. Dieſe akademiſche Ge-

ſellſchaft oder Univerſität war ein rechtes Allerweltskind, das in ſehr loſen und leiſen Beziehungen zum Staate ſtand und ſeiner Natur nach in dem Leiblichen und Irdiſchen nicht feſt wurzeln ſollte; Luft und Licht ſollte ihr Gebiet, Luft und Licht ſollte ihre Nahrung ſeyn, die Geiſter ſollten ihre Geſpielen ſeyn; ſie ſollte einem Baume gleich ſeyn, deſſen Zweige viel höher nach oben gehen, als ſeine Wurzeln zur Tiefe hinab dringen, der mehr von dem Aether als von der Erde lebt; ihr einziger Zweck ſollte ſeyn, keinen Zweck zu haben ſondern alles Leben und allen Geiſt ſelbſt, ohne einen Rückblick auf den Nutzen und auf das Bedürfniß, für den höchſten Zweck zu halten. Sie ſollte alſo, wenn wir dieſe verſchiedenen Strahlen ihres Weſens zu Einem Bunde zuſammenfaſſen, eine Geſellſchaft über und außer allen Nöthen und Bedürfniſſen der übrigen Geſellſchaften ſeyn, eine edle und königliche und ritterliche Genoſſenſchaft, die erſt mit allen Adlern durch die Lüfte flöge und alle Himmel und Sterne erkundete und ſich droben mit Muth und Geiſt und Feuer füllete, damit ihre Genoſſen einſt ſpäter, aus ihrer ſtolzen Gemeinſchaft entlaſſen, mit den Lerchen über die Furchen ſtreichen und das kleinere und bedürftigere Leben der Erde deſto kräftiger und würdiger verwalten könnten. Die Univerſität alſo war gleichſam eine Vorſpielerin und Vorbereiterin zu allem, eine geiſtige Fechtſchule der edelſten Uebungen, die aber im Leben noch keinen Krieg und Kampf hatte und die bei dieſen Uebungen allein die Luſt und die Freude als Sporn und Zweck kannte und noch auf keinen künftigen Gebrauch und Nutzen hinſah. Als dieſe freieſte Geſellſchaft ja als eine faſt reingeiſtige und idealiſche Geſellſchaft bedurfte ſie ſo ſtrenger Verfaſſung und ſo bindender Geſetze nicht, als die Geſellſchaften, welche entweder recht eigentlich in dem Irdiſchen ſtanden und durch das Irdiſche

beſtanden, oder deren Zweck und Wirkſamkeit, wie groß und hehr ſie immer ſeyn mogten, doch durch irdiſche Verhältniſſe und menſchliche Bedürftigkeit begränzt und beſtimmt werden mußten, wie dies z. B. mit der Hierarchie der Fall war. Auch zwei Rückſichten, die man bei dieſer Betrachtung nicht vergeſſen darf, haben die Geſetzgeber der Univerſität gewiß, wenn auch durch ein dunkles Gefühl, geleitet: Rückſichten beide auf die Meiſter und auf die Lehrlinge und Geſellen. Die Meiſter der Geſellſchaft, vermöge ihres Geſchäftes und ihrer Wiſſenſchaft kaum mit Einem Fuße in dem Leben ſtehend und durch ſtrenge und ernſte Studien in ihnen ſelbſt verſchloſſen und abgeſchloſſen, hatten mit dem Streite und dem Getümmel deſſelben wenig zu thun; ihre Geſetzgebung hatte alſo auf die gemeinen Händel und Bedürfniſſe unſers Menſchthums kaum hinzublicken. Die Geſellen und Lehrlinge bildeten unter ihnen und neben ihnen eine Genoſſenſchaft, die ſie auf der einen Seite innigſt berührte, die aber auf der andern Seite auf das ungemeſſenſte und übermüthigſte in alles Leben hinausbrauſete. Da dieſe Geſellen und Lehrlinge aber durchaus in der erſten Jugendblüthe waren, welcher man Manches zu Gute halten muß in dem Vorgefühle, wie feſt das Bürgerleben ſie ſpäterhin oft binden wird und wie ſehr ſie alſo bedarf die Flügelkraft der Freiheit und des Muthes zu ſtärken, damit ſie nicht nachher, wo ſie luſtig und muthig fliegen ſoll, matt und knechtiſch krieche; und da dieſe Jugendblüthe viel mehr als die ſpäteren Jahre der Art iſt, daß ihre Ungeſetzlichkeit und Unregelmäßigkeit ja ſogar das, was einige ſchon ihre Laſter nennen, viel größere Unſchuld in ſich trägt, als das männliche Alter; da ſie auch vermöge der akademiſchen Grundidee mit der Leiblichkeit und Bedürftigkeit des Lebens, worüber auf den Jahrmärkten und Landſtraßen des Lebens die mei-

ſten Händel entſtehen, wenig zu thun hatte, ſondern auf alles das gerichtet war, was darüber hinaus liegt, ſo war damit ſchon der Stoff zu vielen Uebertretungen abgeſchnitten, welchen alle andere bürgerliche Geſellſchaften ausgeſetzt ſind — es bedurfte alſo bei weitem nicht ſo vieler hemmenden und verbietenden Strafgeſetze, als bei den meiſten andern Klaſſen des Staates. Wenn gleich auch in dieſe Gemeinſchaft, die ihrem Weſen nach eine geiſtige und faſt überirdiſche Gemeinſchaft ſeyn ſollte, manches Rohe und Ungeiſtige und ſolches, was nur an der Schwere des Erdkloßes klebte und nichts weiter als einmal die gemeinen Früchte deſſelben zu koſten ſtrebte und begehrte, mit hineinkam, ſo waren doch die meiſten Jünglinge über das unterſte Elend und den niedrigſten Schmutz des Menſchthums hinausgehoben und hinausgebildet — und auch in der Hinſicht konnte man ſie freier laſſen als die meiſten übrigen Klaſſen. Nicht die gröbſten und roheſten Verbrechen der plumpen und dicken Sinnlichkeit waren bei dieſen ſo ſehr zu fürchten, als Vergehen geiſtigen Uebermuthes ſinnlicher Ueppigkeit und jugendlicher Freudigkeit. Wie weit alſo der Jugend, beſonders einer in die geiſtige Unermeßlichkeit des Lebens und der Idee hineinſtrebenden Jugend zu verzeihen und ihnen die Bahn von Schranken frei zu laſſen war, iſt in Zeiten ſchöner Freiheit gefühlt worden und ſo iſt der Name akademiſche Freiheit von Geſchlecht zu Geſchlecht den Enkeln überliefert.

Ich könnte eine Lobrede ſchreiben auf dieſe akademiſche Freiheit, ja meine Worte könnten ein Hymnus werden und ſich mit der brauſenden Gewalt eines begeiſterten Hymnus fortrollen, wenn ich an ſie denke. Wie tief dieſe akademiſche Freiheit herabgeſetzt iſt von einigen, wie ſehr ſie in ihr den Sumpf und Pfuhl aller Laſter und alles Verderbens geſe-

hen und gefunden haben, ſo hoch haben ſie andere geſtellt und geſchätzt; und ich muß nach meiner Erfahrung und nach meiner innigſten Ueberzeugung bekennen, daß ich zu dieſen letzten gehöre. Das Heidenthum hatte gewiß einſt einen lieblichen und idealiſchen Jugendtraum. Wie dieſer früheſtens am Indus und Ganges und an den Ufern des Oxus und Araxes geträumt worden iſt, das wiſſen wir nicht, ſondern können wir nur ahnen nach den dunkeln Spuren, welche die Geſchichte uns von jener früheſten Zeit gewieſen hat. Selbſt wie die Hellenen ihn geträumt haben in dem Alter ihrer Herrlichkeit, können wir wohl merken aus ihren Thaten und Werken, aber nicht nachleben und nachempfinden und nachträumen, ſo daß dieſer Traum ein volles lebendiges Leben würde. Denn ſie waren Heiden und wir ſind Chriſten und ungeheure Klüfte der Zeiten und noch ungeheurere Klüfte der Empfindungen und Gedanken liegen zwiſchen ihnen und zwiſchen uns. Das aber wiſſen wir, daß die Blüthe ihrer Freiheit und ihres mächtigen und idealiſchen Jugendlebens kurz war und höchſtens von zwei Jahrhunderten umſchloſſen; und doch auch in ihrer beſten und ſchönſten Zeit haben ſehr wenige von ihnen die beinahe göttergleiche Herrlichkeit und Freiheit genoſſen, welche denen, die ſie kennen, d. h. die ſie an ihnen ſelbſt und in ihnen ſelbſt erkannt haben, akademiſche Freiheit heißt: die lieblichſte und köſtlichſte Blume des germaniſchen Geiſtes und des germaniſchen Chriſtenthums. Dieſe Herrlichkeit, die wir nie genug preiſen können, iſt jetzt an die ſechshundert Jahre alt und wir wünſchen, daß die Deutſchen nimmer ihres Alters Gränzen erblicken. Nichts beurkundet mehr den friſchen und hohen Sinn des Volkes, das Geiſtige und Dichteriſche ſeiner Uranlagen, die tiefe Ehrfurcht vor der Freiheit und Ungebundenheit der himmliſchen und überirdiſchen Kräfte und des

himmliſchen und überirdiſchen Lebens, als daß dieſer freieſte Staat in einem Staate, aus welchem ſeit Jahrhunderten faſt alles ſtolze und politiſche Leben verſchwunden war, mitten im Getümmel und Wechſel der Zeiten hat beſtehen können. Es iſt dieſe große Erſcheinung auch ein großes Zeichen für unſre künftige politiſche Erneuung; denn ein Volk, bei welchem ſolche Freiheit ſich behaupten kann, als die akademiſche Freiheit der Deutſchen iſt, hat bei aller ſeiner ſcheinbaren Zerfallenheit und Auflöſung noch ſo viele Urkeime und Urkräfte des Lebens in ſich, daß es immer wieder Neues und Lebendiges aus ſich heraus ſchaffen und bilden kann. Ja wer dieſes höchſte und freieſte Leben von vier bis fünf der freudigſten Jahre je gefühlt hat, wer nicht durch eine jämmerliche Erziehung verkrüppelt und verknechtet, wie ein anderer bürgerlicher Ochs oder ein anderes bürgerliches Maulthier, bei ſeinen Studien ſogleich nach der Haberkiſte und dem Mehlſacke des künftigen bedürftigen und engen Lebens ſah, wer wirklich ein Student geweſen iſt, wie ſollte er ein Land nicht ſegnen und ein Volk nicht preiſen, das ihm ſo lange ein Leben erlaubt hat, wie es bei den Griechen einſt auf dem Ida und Olympus von den Göttern geträumt iſt, ein Leben poetiſcher Freiheit und Gleichheit, ein ſelbſtgenügendes und ſelbſtherrſchendes Leben ohne Zwang und ohne Sünde, wo die unermeßliche Weite der Geiſterwelt geöffnet iſt und wo die Leiberwelt, die Welt der Menſchen und der Bürger, nicht vor jede übermüthige Luſt und jede jugendliche Kühnheit einen Schlagbaum mit Wächtern ſtellt, die mit Stöcken und mit Spießen zur gemeinen Ordnung und gemeinen Tugend treiben? wie ſollte er nicht ſagen, ja wie ſollte er nicht ſingen, daß Heſperien und Iberien und das alte nun ſeiner Götter und Künſte beraubte Hellas wohl die Bäume der goldenen Aepfel zeugen und von den milden

Lüften umweht werden, welche die Nymphen und Muſen zu Liedern und Reigen laden, wohl die Quellen und Hügel noch zeigen, um welche in ſchöneren Tagen die himmliſchen Götter ſich ſchaarend geglaubt wurden, daß aber durch Germaniens grüne Eichen jetzt die einzige höchſte Freiheitsluft wehet und daß von ihren Zweigen allein Kränze gebrochen werden dürfen, welche die Freieſten und Glücklichſten tragen mögen? Wer dieſe höchſte Zeit des Daſeyns, dieſe deutſche Studentenzeit durchlebt und durchgeſpielt und durchgefühlt hat, wer in ihr gleichſam alle Schatten eines dämmernden Vorlebens und alle Masken einer beſchränkteren und mühevolleren Zukunft in verkleideten Scherzen und muthwilligen Parodien durchgemacht hat, der nimmt in das ärmere Bürgerleben, dem er nachher heimfällt und dem er ſeinen gebührlichen Zins abtragen muß, einen ſolchen Reichthum von Anſchauungen und Fantaſien hinüber, die ihn nie ganz zu einer chineſiſchen Puppe und zu einem hohlen und zierlichen Lückenbüßer und Rückenbücker der Vorzimmer werden laſſen. Ich meine nicht bloß die Vorzimmer, in welchen auf Fürſten und Miniſter gewartet wird; es giebt viel ſchlimmere Vorzimmer, wo die menſchliche Geduld weit ärger zerarbeitet wird; auch der Krämer hat ſeine, ja der Nachtwächter iſt nicht ohne ſie, ſo wie das bürgerliche Leben in ſeinen Verhältniſſen ſteht und ſtehen muß. Iſt es nicht dieſe göttliche Freiheit, dieſe höchſte Freiheit, deren Nektar allein der Student einige Jahre in ganzer Fülle koſtet, dieſe akademiſche Herrlichkeit, deren Duft und Hauch nachher nimmer ganz verfliegt? die in dem Gemeinen und Bedürftigen des Lebens tröſtet und über das Gemeine und Bedürftige, deſſen es hier unten ſo viel hat, erhebt? iſt es nicht dieſe akademiſche Freiheit, die uns mitten unter Mühen und Sorgen in dem vierzigſten und fünfzigſten Jahre noch ſo oft den ſeligen

Traum vorgaukelt: das Leben ſey ja nur ein Ding, das ſich geſtalten müſſe, wie wir es anſchauen, das dienen müſſe, wie wir herrſchen wollen? von uns hange es ja ab, von uns und von nichts Anderem, die unſterbliche Jugend zu bewahren und in unverwelklicher Unſchuld die Freude immer wie eine blühende Braut zu bewahren und den fröhlichen Muth wie den rechten Bahnmacher und Herold des Lebens voranfliegen zu laſſen? iſt dieſe akademiſche Freiheit, dieſes ach! zu vergängliche und flüchtige Götterſpiel weniger Jahre es nicht, welche den deutſchen Mann bei aller Elendigkeit und Jämmerlichkeit der politiſchen Geſtalt ſeines Vaterlandes in ſo vielen Hinſichten doch zu einem freieren und ſelbſtſtändigeren Mann macht, als die Männer der meiſten übrigen Länder Europa's ſind? Alſo ich preiſe dich, bräutlichſtes und blühendſtes Bild meiner Jugend und Tauſende meiner Brüder preiſen dich mit mir, die deine Schöne geſchaut und erkannt haben, ich preiſe dich und will dich und dein göttliches Leben nicht beſchränkt haben, wenn auch ein paar Ruchloſigkeiten weniger gehört und einige Lebensknäuel um ein paar Jahrzehende weiter hinaus gereckt würden. Das Daseyn hienieden iſt keine mönchiſche Bußanſtalt und ſoll es nicht ſeyn; es iſt eine Pilgerſchaft der Kraft und der Tugend, wodurch zu dem Höchſten hinaufgeſtrebt wird durch Arbeit und Muth; nicht die Länge und Breite des Lebens ſondern die Tiefe und Höhe rechnen wir als Geiſter: und wo dieſe Rechnung gilt, da muß auch der Freiheit der höchſte Preis ſeyn und jener Tugend, die allein aus der Freiheit die ſtrahlendſten Kränze flicht.

Doch ich trete hier durchaus als ein Beſtochener auf, als ein ſolcher, der kein Recht hat in der Sache zu reden, deren unbedingter Lobredner er iſt; ich ſtelle die Sache nach meinem Gefühle und Gemüthe dar, nach dem inneren Geiſt

und Weſen, die vielleicht in ihr ſind. Darum muß ich ſie nun ein wenig umkehren und mich ſelbſt und meine Perſönlichkeit wegſchieben oder doch zur Seite ſchieben; ich muß ſie einmal darſtellen, wie ſie äußerlich erſcheint, ich muß, damit die Tadler und Gegner der akademiſchen Freiheit auch ihr Recht erhalten, wenigſtens ein kleines Bild der deutſchen Univerſitäten und des deutſchen Studentenlebens, wie ſie vor den Augen der Menſchen erſcheinen, entwerfen; ich muß darum auch die Mißbräuche und Mängel derſelben ohne Verſchleierung und Milderung zeigen. Und ich will das ehrlich thun. Da ich mich der Erinnerung meiner Jugend auch in dieſen ſpäteren und arbeitvollen Jahren noch recht herzlich freue, ſo ſteht das Bild jenes nun vergangenen Lebens und das Bild der deutſchen Univerſität überhaupt noch recht lebendig vor mir, und ich hoffe, daß ich es in einem kurzen und leichten Umriſſe werde hinwerfen können. Einer breiten Schilderung und Ausmalung bedarf es ja auch nicht, da die meiſten, die dieſe Worte leſen werden, das, wovon die Rede ſeyn wird, kennen, und alſo leicht werden beurtheilen können, wie viel an dem Umriſſe wahr iſt.

Die deutſchen Univerſitäten könnte man in mancherlei Beziehungen auf verſchiedene Weiſen eintheilen. Ob ſie reicher oder ärmer begabt ſind, ob ſie in der Mitte Deutſchlands oder an ſeinen Enden liegen, ob ſie einem großen oder kleinen Ländergebiete angehören — das ſchon giebt ſehr bedeutende Unterſchiede, die ihre Rückwirkung beide auf die Lehrer und auf die Hörer nicht verfehlen. Man kann ſie in dieſer Hinſicht in reiche und arme in große mittlere und kleine eintheilen. Einige ſind ſo klein, haben ſo geringe Hülfsmittel, ſo enges Gebiet oder eine ſolche Abgelegenheit, daß ſie bei unſrer Ueberſicht in gar keine Betrachtung kommen können: ſie können, weil ſie meiſtens nur von den Um-

wohnenden beſucht und bevölkert werden, kaum Univerſitäten heißen, weil bei dem Mangel an Zuſammenfluß der Jünglinge aus den verſchiedenſten Landen der deutſchen Zunge ſich das gemeinſame Deutſche unmöglich entwickeln kann. Was die Noth bei den kleinſten macht, das macht bei den mittleren oft die finanzende Thorheit der Regierungen, die den Geiſt ihres Volks im Bann halten: ſo daß es Bannprofeſſoren giebt, wie es an manchen Orten Bannſchlächter und Bannmüller hat, und daß die armen Studenten ausſchließlich an die heimiſche Univerſität gewieſen ſind, wo Familiennähe und Familienrückſichten und oft eine faſt fiskaliſche Aufſicht dem freien und ſelbſtſtändigen Leben keinen Schwung und Ausflug erlauben.

Aus den eben angegebenen Verhältniſſen und aus andern zufälligen und oft unerklärlichen Einwirkungen, oft ſogar aus der Eigenthümlichkeit der erſten Lehrer, die eine Univerſität gründeten oder ihr einen Namen machten, am meiſten aber wohl aus der Eigenthümlichkeit der deutſchen Volksſtämme, die auf jeder gewöhnlich die zahlreichſten ſind, wird wieder die beſondere Art und der eigne Ton, die oft in den grellſten Unterſchieden von den nächſten Nachbaruniverſitäten beſtehen, beſtimmt. Jeder fühlt, was ich meine, wenn er an demſelben Tage in Leipzig oder Halle in Göttingen oder Marburg war. Freilich iſt allen Univerſitäten Deutſchlands von einem Ende bis zum andern etwas Eigenthümliches und Gemeinſames, was man auf die Weiſe bei ähnlichen Anſtalten anderer Völker Europas nicht wiederfindet, und deswegen können wir von einem deutſchen Studentenleben oder gar von einem deutſchen Studentenſtaate ſprechen; aber jede Univerſität hat doch wieder ihr beſonderes Gepräge und ihre karakteriſtiſche Eigenthümlichkeit in Streben und Studium, die ſie von allen ihren Schweſtern un-

terſcheidet. Auch in dieſer Anſicht könnte man die Univerſitäten des Vaterlandes nach ihren Verſchiedenheiten bezeichnen, indem man das als den beſtimmten Karakter einer jeden ſetzt, was ſie am meiſten treibt und feſthält; denn zuweilen ſpringt die eine allerdings auf eine Zeitlang in die Art der andern über. So könnte man nach der vorherrſchenden Art und Wirkung einer jeden von gelehrten zierlichen männlichen wilden renommiſtiſchen duelliſtiſchen philoſophiſchen u. ſ. w. ſprechen. Ich könnte einige namentlich anführen; aber wozu ſollte das dienen als zur Erregung des Neides und Haſſes, welchen ein Menſch, der Bücher ſchreibt, doch genug ausgeſetzt iſt? Ich ſage nur, daß diejenigen Univerſitäten, die ſich am meiſten der Zierlichkeit befleißigen in Sitten und Wiſſenſchaften, mir den Zweck des deutſchen Studentenlebens am meiſten zu verfehlen und von dem Beſſeren, was mir in der Studentenfreiheit zu ſeyn däucht, am wenigſten zu erreichen ſcheinen.

Wir gehen nun nach dieſem Vorſpiele in das Studentenleben ſelbſt hinein und verſetzen uns auf eine beliebige größere deutſche Univerſität und ſtellen die Arten und Erſcheinungen, die allen gemein ſind, die ſich im Wechſel weniger Jahre auf den einzelnen auch oft beiſammen finden, neben einander hin; wodurch für uns und für andere allerlei erbauliche Betrachtungen entſpringen werden.

Zuvörderſt muß man wiſſen, was ich oben ſchon weiter ausgeführt habe, daß die Univerſität eine freieſte Geſellſchaft oder Innung iſt, ſchon ihrer Idee nach eine hohe königliche und ritterliche Geſellſchaft. Jenes Gefühl ziemte den Chriſten und ziemte vor allen andern Chriſten den Deutſchen, daß es keinen älteren und edleren Adel geben kann als den Adel des Geiſtes, den Adel der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Aus dieſer Idee ward die geiſtige Ritterſchaft, Univerſität

genannt, geboren, welche den Sohn des Schuhmachers und Bauers, den Kunſt und Wiſſenſchaft ſchmückt, zu der Würde der Freiherren und Grafen erhebt. Dieſes Ritterthum, dieſe hehre und königliche Gleichheit aller Klaſſen und Stände, iſt mitten im Verfalle der politiſchen Freiheit Deutſchlands nicht bloß als eine Trümmer ſtehen geblieben; nein es ſteht in ſeiner vollen Ganzheit bis auf den heutigen Tag. Als Bürger der Univerſität tritt der Sohn der ärmſten und dunkelſten Aeltern, wenn er an Leib und Seele reiſig und bewehrt iſt, mit den Edelſten und Vornehmſten in die Bahn, und wer an Geiſt Luſt und Muth der reichſte und kühnſte iſt, wird, wenn er will, durch den angebornen Adel herrſchen. Dieſe ſtolze Gleichheit, die das beſchränktere Leben ſpäter ſelten mehr zeigt, rechne ich unter die erſten Herrlichkeiten des deutſchen Studententhums, die nur als eine köſtliche Reliquie deſſen, was das ganze große germaniſche Volk einſt war, noch übrig iſt.

In dieſer wunderbaren Gleichheit, die nirgends in der Welt ſo beſteht als in Deutſchland, und in einer Freiheit, die, in den letzten Jahrzehenden freilich mannigfaltig beſchnitten und beſchränkt, ſich doch immer wieder aus dem Druck emporlüftet und ſelbſt durch das Augenzudrücken der Meiſter der Geſellſchaft gerettet wird, wo ſie einmal in Gefahr zu ſeyn ſcheinen könnte, wandelt nun das mannigfaltigſte und bunteſte Leben neben einander und jeder ſucht und findet im großen Vereine wieder eine engere Genoſſenſchaft, der er ſich nach ſeinem Gemüthe anſchließet. Dieſe Verſchiedenheit ſteht in den grellſten Gegenſcheinen oft dicht neben einander und iſt nur ein etwas jugendlicheres lauteres und kühneres Vorſpiel des gewöhnlichen Bürgerlebens, ſo wie das Studieren ſelbſt ſeinem beſſeren Sinne nach eine freie und allgemeine Vorbereitung auf jedes mögliche Leben iſt.

Zuerſt giebt es auch unter den Studenten, obgleich ſie alle andere Menſchen unter dem Namen Philiſter ihnen grade gegenüber ſtellen, in ganzer Bedeutung des Wortes ächte Philiſter, die man zum Unterſchiede von den andern Philiſtern Studentenphiliſter nennen könnte. Dies iſt jene zahlreiche Klaſſe Menſchen, die Gott als Ballaſt und Ueberfracht des Lebens geſetzt und denen er zum Troſt ihres Daſeyns eine reiche Gabe von Selbſtgenüge und Selbſtgefälligkeit gegeben hat: jene Art, welche ſich eben ſo mit fortſchiebt und ohne welche, wie es mir vorkommt, die Welt und das Leben zu geſchwind rundlaufen würden: jene, welchen alles Lebendige ſich zur todten Form verſteinert und welche die Nußſchalen ganz entzwei knacken, deren Kerne die Kühneren ſchon herausgeholt haben. Dieſe Studentenphiliſter erſcheinen nach dem Ton, der eben auf einer Univerſität herrſcht, in ſehr verſchiedener Geſtalt; doch haben ſie alle den wunderbaren Götzen gemein, der lange ſchon bei Studenten das Comment genannt wird, ein ſeltſames und unbeſchreibliches Ding, deſſen Bedeutung aber die meiſten, welche dieſes leſen werden, ſo ſehr kennen, daß ich es nur anzudeuten brauche. Keiner einzigen deutſchen Univerſität fehlt es ganz an dieſem Comment, einer Ueberlieferung von Seltſamkeiten und Schnurrigkeiten, die in tauſendfältigen Verkleidungen und Wechſelungen doch immer ungefähr zu demſelben Ziele ſtreben. Wo das Studentenleben und die Freiheit am matteſten ſind, auf den zierlichen Univerſitäten, iſt am wenigſten von dieſer in mancher Hinſicht doch recht anmuthigen Abentheuerlichkeit zu finden. Auch wo etwa einmal eine Zeitlang akademiſche Windſtille iſt, da zieht ſich dieſes Comment unter die mittelmäßigſten Köpfe zurück; wo aber friſcher Wind oder gar Sturm des Lebens weht, da ſind auch die Beſten und Kühnſten eifrige Pfleger deſſelben.

Doch Götze und Spielwerk bleibt es der Philiſter unter den Studenten, das einzige Höchſte, was ſie in der Zeit der glücklichſten Freiheit erleben können.

Die erſten dieſer Studentenphiliſter nenne ich die ordentlichen Philiſter. Dieſe gehen von Kindauf nach Brod, ſie ſind rechtliche Leute, die künftig keinem was abdringen und ſtehlen, die ſich aber auch nicht auf halsbrechenden Bahnen durchs Leben tummeln wollen, ſie ſtudieren daher auch recht fleißig für das Brod und um das Brod. Wann ſie nun fleißig geweſen ſind, wollen ſie an Abenden oder Feiertagen ſich auch gebührlich ergötzen. Das ganze Geräth zu dieſer Ergötzung, den ganzen fertigen genialiſchen Spaß des Studententhums, haben ſie in dem Comment überliefert erhalten und nehmen ſich zu ihrem Bedarf aus demſelben heraus, was ihre behagliche Bequemlichkeit in einen gelinden Trott ſetzt.

Die zweite Klaſſe Philiſter nenne ich die faulen Philiſter. Dieſe ſind gewöhnlich von der Art, die einen gewiſſen Anflug von Idee hat und durch das unregelmäßige fröhliche und wilde Leben einzelner Genien, die wie Adler durch die Freiheit hinbrauſen, leicht verführt wird, eben in dem göttlichen Nichtsthun und in einem gewiſſen vornehmen Ueberdaskniebrechen des Lebens ſtehe die wahre Studentengröße, die ächte Burſchikoſität. Unter dieſen Faulen, die auch mit dem Comment und mit dem, was ſie aus der Fülle ihrer Faulheit hinzuſchaffen, eine jämmerliche Philiſterei treiben, giebt es gewöhnlich einige ſtattlicher Geſtalt und ſinnlicher Fülle, auch fliegt ihnen, da ſie ſich von dem dicken Leben ſo weich und gemüthlich forttragen laſſen, zuweilen etwas zu, was dem Geiſtigen und Genialiſchen ähnlich ſieht. Dieſe verachten keine Art mehr als ihre nächſten Nachbarn, die ordentlichen Philiſter.

Die Dritten, die Hauptſtudentenphiliſter, die eigentlichen Säulen des Comments, welche ihn bis zum Abentheuerlichen und Rieſenhaften hinauftreiben, ſind die Renommiſten: einige zahme und leere Geſellen, die gewöhnlich mit Schimpf und Schande aus der Rolle fallen müſſen, andere beherzt muthig und tüchtig, die in allen Stücken löblich geweſen ſeyn würden, wenn ſie ſich nicht höher geſtellt hätten, als ſie ſtehen konnten. Dieſe müſſen die Anſprüche auf einen gewiſſen freieren und ſtolzeren Geiſt und auf eine gewiſſe Herrſchaft immer mit gezücktem Degen verfechten. Unter dieſe Renommiſten ſchleichen ſich auf einige Zeit häufig herrliche Geſellen ein, welche von Kämpfen und Gefahren gelockt werden, und bringen den ſogenannten höheren Comment oft eine Zeitlang zu Ehren. Doch halten ſie bei dieſer etwas kühneren Philiſterei ſelten bis ans Ende aus, ſondern machen ſie im Uebermuth der Jugend nur durch als eine der vielen Geſtalten, in welche ſich die akademiſche Freiheit zuweilen verpuppet. Dieſe Dritten ſind in Hinſicht der Studien gewöhnlich unfleißig, theils weil ſie zur Erhaltung des ächten Comments ſich viele andere Geſchäfte machen, theils weil ein ſklaviſcher Fleiß, wie ſie ihn nennen, ſich für einen ordentlichen Burſchen nicht ſchickt, ſondern das Zeichen eines Pinſels, eines Thekeſſels, eines feigen und teeken*) (weichlichen) Kerls iſt. Es gehört zur Rolle dieſer Gattung, daß ſie ſich in der Regel viel ungebärdiger wilder und liederlicher ſtellen müſſen, als ſie ſind. Doch trifft es ſich gottlob oft, daß ſolche an der Spitze ſtehen, die alle Gebote des Comments auf das ſtrengſte und gewiſſenhafteſte erfüllen und bei aller Wildheit die Keuſchheit als eine alte geprieſene

---

*) Teek: (ſchwediſch täck: zart lieblich) weich mürb — ein ächter Burſchenausdruck.

Tugend der deutſchen Jugend vor allen Dingen obenan ſtellen. Wirklich war das Gebot des alten deutſchen Renommiſten ſo; Jungfernknecht Weiberkerl ſoll gottlob bei vielen dieſer Wilden den größten Schimpf bedeuten. Dies iſt eine wohlthätige Seite des Studententhums, daß ſie die Friſcheſten aus der gefährlichen Genoſſenſchaft der Weiber faſt bloß in die Gemeinſchaft der Männer und Jünglinge lockt.

Dieſe faulen Philiſter und dieſe Renommiſten des Comments ſind diejenigen Studenten, welche die Herrſchaft haben und oft eine recht ſchwere Tyrannei üben. Von der Tyrannei weiter unten.

Die zierlichen Studentenphiliſter finden ſich auf den zierlichen Univerſitäten, deren in Deutſchland gottlob immer wenige geweſen ſind: ſie finden ſich auch wohl einzeln auf den andern, ziehen dort aber immer die Fühlhörner ein, weil die glatte Zierlichkeit und weichliche Weiberei daſelbſt zu vielen Anſtoß und Gegenſtoß findet. Dieſe Gattung, die aus Eitelkeit und Weichlichkeit ſelbſt in den muthigſten Jahren mit der Freiheit nichts anzufangen weiß und die größte Herrlichkeit in nichtiger Tändelei verſpielt, iſt wohl die allerphiliſteriſcheſte. Bei den Studenten heißt ſie gewöhnlich Jungfernknecht Damenpudel Weiberwedel Weiberknecht. Viele ſind der Meinung geweſen und ſind noch der Meinung, nichts ſey einem Jünglinge zwiſchen dem achtzehnten und vierundzwanzigſten Jahre bildender und erhaltender als der Umgang mit anſtändigen Frauen und Mädchen, und deswegen haben die Profeſſoren auf einigen Univerſitäten ordentliche Weiberbildungsanſtalten für die Studenten geſtiftet mit dem ganzen Geräthe philiſteriger Albernheit und Ziererei, die nie fehlen, wo die mittlere (ſogenannte bürgerliche) Welt ſich zu der hohen Welt hinaufſchrauben will.

Grade dieſe herrlichen Jahre ſind die Jahre, wo der Jüngling in der höchſten Freiheit, die ihm nachher nie wieder ſo wird, ſeinem Gemüthe den Stal des Karakters vorſetzen ſoll. Dies kann nur geſchehen durch Umgang mit tüchtigen Männern und weidlichen Jünglingen. Am meiſten wird dies gehindert durch Umgang mit Weibern, auch mit den beſten Weibern. Die Heilige Schrift ſpricht von vielen Hurereien, die nicht bloß leiblich ſind; es giebt manche geiſtige Hurereien, ärger als alle leibliche. Der viele Umgang mit Weibern treibt die Jünglinge durchaus aus der Friſche und dem Ernſt ihres Lebens heraus, deren ſie in dieſer großen Entwickelungsperiode ſo ſehr bedürfen: er macht ſie flatterhaft eitel einbildiſch ſelbſtſüchtig und weichlich. Selbſt Männer von dreißig und vierzig Jahren haben davor immer noch auf ihrer Hut zu ſeyn.

Es folgen die Fleißigen. So heißen nicht alle fleißige Studenten ohne Unterſchied, ſondern eine beſtimmte Klaſſe, für welche das Wilde und Uebermüthige des Studententhums gar nicht da zu ſeyn ſcheint. Dieſe zahlreiche Klaſſe beſteht theils aus ſolchen, die aus angeborner Blödigkeit eine Scheu vor allem Freien und Muthigen haben, theils aus denen, die, im Druck und in der Armuth erzogen, auf der Univerſität auch mit ſpärlichen Mitteln gerüſtet ſind und ſich oft erſt nach den Studentenjahren zu einigem Selbſtgefühl erheben. Dieſe Art erkennt ſich leicht; ſie wird im Anfange verſucht geneckt und gelockt, endlich aber, wenn ſie ſich ſelbſt gleich bleibt, ſteht ſie ruhig in allen Stürmen da und wird auch von den Wildeſten und Roheſten anerkannt als etwas, das ein Recht hat in der Brüderſchaft zu ſeyn, was es iſt. Dieſe ſtehen ſicher durch ihre Unſcheinbarkeit und Anſpruchloſigkeit.

Die Ritterlichen müſſen vor allen andern genannt

werden, die Herrlichen und Muthigen, welche die königliche und erhabene Ritterſchaft des deutſchen Studententhums lebendig erhalten. Dieſe allein verſtehen die Freiheit recht zu gebrauchen und ſtreuen ihren heiligen Samen nicht bloß durch die Studenten ſondern ſpäter durch das ganze Bürgerleben umher. Dieſe gehen mit der Freudigkeit des Muthes und mit der Ueppigkeit des Genius während vier fünf Jahren alle verſchiedenſte Geſtalten und Verpuppungen des Studentenlebens durch, machen ſich aus allem ein fröhliches Spiel und bewahren doch das Köſtlichſte bis ans Ende. Damit dieſe, vielleicht in ganz Deutſchland jährlich nur ein paar Hundert, zu dem höchſten Gefühle des Lebens und dem innigſten Bewußtſeyn des Muthes und der Kraft kommen könnten, verlohnte es ſich allein ſchon, daß die akademiſche Freiheit in höchſter Fülle erhalten würde. Doch auch was ſie auf die Mittelmäßigeren und Schlechteren wirkt, läßt ſich freilich im Einzelnen nicht zeigen, aber offenbart ſich ſpäterhin in dem ganzen deutſchen Leben. Dieſe Ritterlichen, die ſchöpferiſchen und erhaltenden Geiſter des akademiſchen Lebens, ſtehen oft ganz frei, wo alles Uebrige häufig in heilloſer Commentpedanterei und wüthender Ordenſpielerei knechtiſch gebunden iſt, gehen mit angeborner Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit durch alles ohne Anſtoß hindurch und ſind, wie es höheren Genien gebührt, aller Freunde.

Auch bei der ärgſten Tyrannei, die zuweilen auf deutſchen Univerſitäten herrſcht, behaupten ſich außer dieſen Ritterlichen Einzelne für ſich oder mit einigen Freunden zuſammengeſchloſſen mit der gebührlichen Freiheit und Freude. Iſt man tüchtig und ruhig und hat eben den menſchlichen Schein, nichts ſcheinen zu wollen, ſo hat man ſelbſt in den wildeſten Haufen in der Regel ſeinen Frieden und ſeine Achtung. Auf dieſe Weiſe beſtehen Einzelne oder kleine Schaaren von

Sechſen und Zwölfen in tüchtiger Stille und Weiblichkeit oft mitten unter den wildeſten Ordensgeſellſchaften und Landsmannſchaften.

So und mit hundert und tauſend anderen Abſtufungen und Schattierungen ſteht das Leben und Treiben des deutſchen Studenten. Ueber die zu große Wildheit Will ür Ungebühr und Rohheit deſſelben iſt oft genug geklagt und viele Verſuche ſind gemacht zu ihrer Hemmung und Einſchränkung; ja auch an ſolchen hat es nicht gefehlt, welche gerathen haben die ganze akademiſche Freiheit mit Einem kräftigen Hiebe zu fällen und die Univerſität wie jede andere bürgerliche Geſellſchaft unter ſtrenge Halsgeſetze und Polizeigeſetze zu ſtellen oder ſie gleich den engliſchen Lehranſtalten einer mehr kloſterartigen und möndchiſchen Zucht zu unterwerfen. Doch hat ſich das Studentenleben bis jetzt leidlich behauptet, und hat man es hie und da ja einmal mit dem Joche belegt oder an der Krone behauen, immer hat es ſich mit jugendlicher Kraft wieder aus dem Druck emporgelüftet und aus dem verhauenen Stumpfe neue Sproſſen getrieben.

Das, worüber bei der deutſchen Studentenfreiheit am meiſten und heftigſten und zum Theil mit dem volleſten Rechte geklagt wird, würde ſich ungefähr auf folgende Hauptpunkte zuſammen ziehen laſſen:

1. Es läßt ſich oft nichts Elendigeres Dummeres und Platteres denken als das Treiben und Leben und Weben des ſogenannten Comments und der flotten Burſchikoſität. Es iſt unglaublich, wenn grade zufällig der Ueberfluß der geiſtigen und erregenden Kräfte auf einer Univerſität nicht groß iſt, mit welcher jämmerlichen matten und geiſtloſen Leerheit und Nichtigkeit die faulen Philiſter und die wilden Renommiſten die köſtlichſte Zeit der Jugend vertändeln und

verſpielen, und wie ſie trotz den ausgemachteſten Philiſtern des gewöhnlichen Bürgerlebens das Nichts mit einem Ernſt treiben, der bei ſolcher Jugend doppelt und dreifach poſſierlich iſt. Dieſe drücken durch ihr breites und plattes Leben, das ſie mit voller Philiſtermethode führen, den Geiſt todt, das Einzige, weswegen die akademiſche Freiheit in einem guten Staate noch geduldet werden kann. Sie zwingen eine Menge unerfahrner oder ſchwacher Jünglinge, die ſich in eigner Selbſtſtändigkeit nicht behaupten können, in ihre jämmerliche Tollheit hinein und machen ſie wüſt dumm faul und unwiſſend, wie ſie ſelbſt ſind. Und auf dieſe Weiſe geht dem Staate eine Menge Jünglinge verloren, die ſonſt geſchickte und brauchbare Männer hätten werden können.

2. Ein zweites Uebel, ganz in dieſem oder doch neben demſelben beſtehend, ſind die Orden, zuſammengeſchloſſene und bewaffnete Verbrüderungen, die ihre eignen Geheimniſſe und Vorſteher haben und von einem Studentengeſchlechte dem andern überliefert werden, mit allen ihren Albernheiten Anſprüchen Händeln und Feindſchaften. Wie hoch dieſe auch im Geſetze verboten und wie ſchwer ſie geächtet ſeyen, immer noch ſind ſie nicht auszurotten geweſen, weil der unvertilgbaren Hyder immer wieder die Köpfe anwachſen, die man ja einmal abgehauen hat. Wie viel Zeit Geld Sittlichkeit Geſundheit hiebei verſpielet wird, wie gefährliche Schlägereien Kämpfe und Aufruhre hierdurch häufig veranlaßt werden, was ſollen wir klagen und ſagen, was die meiſten aus ihrer Erfahrung wiſſen?

3. Dieſem Unweſen der mancherlei Studentenorden hat man wohl am beſten zu begegnen gemeint durch Landsmannſchaften und hat nur noch ein zweites Uebel geſchaffen. Sie wurden faſt allenthalben unter anderen Namen daſſelbe, was die waren, denen ſie entgegengeſtellt wurden, und ha-

ben keinen höheren und edleren Geiſt geſchaffen, als jene hatten, ſondern eben ſo, wo nicht noch mehr, mit Tand und altüberlieferter ſtudentiſcher Renommiſterei oder Pedanterei des Comments geſpielt. Ja durch Eines ſind ſie viel verderblicher geworden, daß ſie das verſchiedene Deutſche aller Länder, das durch das freie Studentenleben ſo wohlthätig für das ganze Vaterland unter einander gemiſcht wird, in ihren Stämmen in erbärmlicher Einzelnheit rein abgeſchloſſen halten. Dadurch vernichten ſie den höchſten Zweck des deutſchen Studierens, daß durch die Miſchung und Reibung des Vielfachen und Verſchiedenen, was in dem ganzen Volke iſt, das allen Gemeinſame hervorſpringen und gefunden werden ſoll. Denn durch den engen Geiſt dieſer Landsmannſchaften hat es wohl geſchehen können, daß auf einer Univerſität der Schleſier nie mit andern als mit Schleſiern und der Weſtfale nie mit andern als Weſtfalen zuſammengekommen und daß die hohe Erfriſchung Erquickung und Belebung des allgemeinen deutſchen Geiſtes dadurch gradezu gehindert iſt: ſo daß bei einer ſo mangelhaften und engherzigen Einrichtung die Herren eben ſo vernünftig daheim geblieben wären und dort ihre Studien getrieben hätten.

Anmerk. Die Beſchwerden, die hier über die Orden und Landsmannſchaften geführt werden, ſind in der Regel zu wahr. Sie gelten nicht ganz, wann genialiſche Häupter und Aelteſte an der Spitze derſelben ſtehen. Dies iſt aber nicht häufig der Fall. Gewöhnlich ſind es liederliche Wildfänge oder plumpe und in allen Vorurtheilen und in aller Pedanterei des Comments ergrauete Renommiſten, welche ſich der Herrſchaft bemeiſtern, die oft, wie in einem andern Regimente, durch eben ſo viele Ränke und Durchſtechereien und Hetzereien errungen als feſtgehalten wird. Weil näm-

lich die Angelegenheiten der Orden und Landsmannſchaften wegen des Ueberflüſſigen und Commentsmäßigen, was darin nicht fehlen darf, unendlich viele Zeit rauben, ſo entziehen ſich die beſſeren Köpfe und Herzen, die ſonſt wohl gern eine ordentliche und fröhliche Studentenfreiheit befördern mögten, gewöhnlich der Verwaltung derſelben.

4. Unerträglich ja zuweilen gräulich iſt die Tyrannei, welche durch die Orden und Landsmannſchaften und durch die pedantiſchen Philiſter des Comments über die ganze Studentengeſellſchaft geführt wird und deren Laſt alle Freiheit und alles Selbſtgefühl unterdrücken muß. Die meiſten müſſen ſich ſchon in das eiſerne Joch fügen, wenn ſie anders Frieden haben wollen; denn es kommt hiebei in der Regel nicht bloß auf gewöhnlichen unleidlichen Zwang oder auf unangenehme Misverhältniſſe an ſondern, meiſtens gar auf Leben und Tod. Man ſieht, wie arg bei aller geprieſenen Freiheit die ſchändliche Knechtſchaft iſt, wenn mancher recht ſtattliche und ritterliche Jüngling ſich darum in zehen oder fünfzehen Duellen raufen und endlich einen Ort wohl gar verlaſſen muß, wo er wegen ſeiner Studien und wegen anderer Rückſichten gern geblieben wäre.

5. Endlich ſind die Zweikämpfe auf den deutſchen Univerſitäten ein uraltes und unvertilgbares Uebel; trotz aller Hinderniſſe und aller Strafen dauern ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert fort und ſcheinen dieſer Jugend, die ſich doch für die Uebung der Wiſſenſchaften und Künſte beſtimmt und vereinigt bekennt, wie eine rechte Peſt des Unheils eingeimpft zu ſeyn. Und dieſe Zweikämpfe als Kinderſpiele oft um den größten Tand und die läppiſcheſten Kleinigkeiten! So daß es dahin gekommen iſt, daß Aeltern, die ihre Kinder auf die Univerſitäten ſchicken, ſie faſt in den Krieg zu

ſchicken ſcheinen. Denn wie viele von ihnen kommen gar nicht, wie viele kommen mit verſtümmelten Gliedern und verletzter Geſundheit zurück!

6. So viele Gefahren locken und drohen der Sittlichkeit Geſundheit und dem Leben und bei vielen Hunderten wird der Zweck des Studierens gänzlich verfehlt; denn auch der Reitzungen zum Herumtreiben und zum Vertändeln und Vertrödeln der Zeit mit den elendeſten Albernheiten und Jämmerlichkeiten ſind gar zu viele, und manche, die als geſchickte und fleißige Jünglinge von der Schule und von dem Gymnaſium gingen, kommen als unwiſſende und faule Geſellen, die in ihrem Leben zu nichts zu gebrauchen ſeyn werden, von der Univerſität zu Hauſe; denn wehe dem Jünglinge, der fleißig ſeyn will, wenn es bei den Herrſchenden auf einer Univerſität grade zum guten Ton gehört faul zu ſeyn, wenn derjenige für einen Kalmäuſer und Pinſel gehalten wird, welcher die Kollegien fleißig beſucht und daheim die meiſten Stunden mit Leſen und Studieren zubringt.

So iſt das Studentenweſen und ſo ſind und erſcheinen die Mängel und Gebrechen deſſelben, wenn man bloß auf den äußeren Schein ſieht. Ich habe es zum Theil in grellen Gegenſätzen hingeſtellt, weil man es bei allgemeinen Beſchreibungen kaum anders kann, und habe in den Klagen und Beſchwerden über den Unfug und die böſen Folgen der akademiſchen Freiheit nicht meine Anſicht und mein Urtheil gegeben, ſondern wie ein gewöhnlicher Philiſter die Dinge anſehen und beurtheilen muß. Es giebt Leute, deren Triebe ſo weich und zahm ſind, daß ihnen alles fürchterlich ja teufliſch däucht, was ein wenig aus dem gemeinen Geleiſe weicht, worin die arme gebändigte Welt mit ihrer kümmerlichen Tugend ſich ſo matt zieht und ſchleppt, daß man oft kaum weiß, ob man Menſchen oder Geſpenſter von Men-

ſchen ſieht. Dieſe jämmerlichen Knechte, die darum noch nicht tugendhaft ſind, weil es ihnen an Muth fehlt kühn und gefährlich zu ſündigen, haben gar kein Recht über das Freie und Ungebundene zu urtheilen. Nur derjenige mag darüber urtheilen, der da weiß, welche Herrlichkeiten neben den Erbärmlichkeiten und Gefahren liegen, über die man die Hände zuſammenſchlägt. Was hier von dem Studentenleben geſagt iſt, findet ſich ſelten alles ſo an Einem Orte und zu Einer Zeit beiſammen, es iſt in mancherlei Abſtufungen und Graden verſchieden, und oft viel verhüllter und verſteckter, als ich es geſchildert habe. Erſtlich unter den Misbräuchen und Gebräuchen des ſogenannten Comments und des gebundenen und ungebundenen Studentenlebens, unter allen den wilden Scheinen und Geſtalten des Lebens, unter allen Pedantereien Renommiſtereien und Raufereien geht oft unſichtbar, gemeinen Philiſteraugen wenigſtens faſt immer unſichtbar, eine hohe und edle Geſtalt des Daſeyns hin, es glänzt oft über dem ganzen eine ſo ſtolze Majeſtät der Freiheit, daß durch ihren Götterſchein die meiſten Flecken verſchwinden, die man als Unſauberkeiten des Studentenweſens zeigen kann. Zweitens muß man das Studententhum und die Studentenfreiheit, wenn man ſie betrachtet und tadelt, nicht bloß als eine beſondere Gattung Leben, gleichſam als ein Leben an ſich, betrachten, ſondern man muß ſie mit allen anderen Arten Leben und mit dem Leben des deutſchen Volks und mit dem Leben der Jugend überhaupt zuſammenſtellen und vergleichen, damit man ihnen nicht Gebrechen, die es mit allen oder doch mit vielen gemein hat, als eigenthümliche Gebrechen aufbürde. Wir wollen alſo dieſes Studentenleben, wie es nicht bloß in ſeiner Erſcheinung ſondern auch in ſeinem Seyn iſt, einmal aus ſeiner Beſonderheit und Einzelheit herausheben und es mit dem

allgemeinen Leben des Volks und der Jugend zuſammenhalten; ſo werden ſich gewiß andere Anſichten und Betrachtungen ergeben, als wenn man es gleichſam in ſeiner völligen Abgeſchloſſenheit von allen andern für ſich betrachtet.

Wir kommen zu dieſer Zuſammenſtellung ſogleich mit dem natürlichen Vorurtheile, es müſſe ſich in dem, was man als das Eigenthümliche und Beſondere des deutſchen Studententhums anzugeben pflegt, gewiß ein Wiederſchein des Volkes abſpiegeln, welchem dieſe Studenten angehören; und in der That finden wir es ſo. Schon in dem Anfange dieſer unſerer Unterhaltung habe ich darauf angeſpielt, wie die Erſcheinung der deutſchen Univerſität und des deutſchen Studenten mit der Erſcheinung des deutſchen Volkes zuſammenfalle. Das deutſche Volk iſt ein noch durchaus jugendliches und poetiſches Volk. Dieſe Jugend hat es, wie einige meinen, deswegen, weil es ſpäter als die meiſten anderen Völker zur Bildung und Verfeinerung gekommen iſt, wie ich meine, deswegen, weil es in ſeiner Art reiner und ungemiſchter geblieben iſt. Auf dieſe Reinheit und Ungemiſchtheit des Stammes muß ich nach meiner hiſtoriſchen Anſicht einen ſehr großen Werth legen, ohne daß ich die Gründe und Beweiſe dieſer Anſicht hier weiter durchführen kann. Tacitus hat vielleicht nicht gewußt, wie ſehr er die alten Germanen gelobt hat, als er ſagte, ſie ſeyen ein reines mit keinen andern Völkern gemiſchtes und ihnen ſelbſt nur gleiches Volk. Ohne fremde Reitze und Triebe, ohne viele Stacheln früher entwickelter Sinnlichkeit oder früher verdorbener Künſtlichkeit, welche die Reſte untergegangener oder verdorbener Völker oft in die kräftigen und rohen hineinwerfen, haben die ſpäteren Enkel jener Germanen wachſen und blühen können, wie die Bäume des Waldes und die Blumen des Feldes wachſen und blühen, welche keines Gärt=

ners Hand zu frühzeitiger Zierlichkeit erzog und verbog, noch zu bunter Poſſenhaftigkeit der Zweige oder Ueppigkeit der Farben in huriſcher Baſtarderei unnatürlich zuſammenmiſchte und paarte. Denn gehen wir unſere Geſchichte durch von Pipin dem Kleinen und Karl dem Großen und verfolgen ſie bis auf dieſen Tag, ſo haben wir faſt immer nur noch Kinderſpiele gemacht und getrieben; ohne Bewußtſeyn und oft ohne Zweck, meiſtens ſicherer geleitet durch den ſogenannten Inſtinkt, der aber bei reinen Völkern eine gewaltige Vernunft iſt, als andere durch ihre geprieſene Liſt und Klugheit ſich zu leiten meinen, haben wir ſo fortgelebt und fortgeſpielt, und es iſt uns dabei eben nicht unglücklicher gegangen, als andern Völkern. Auf dieſe Weiſe tritt die Geſchichte des Mittelalters vor uns mit allen ihren Geſetzen Gebräuchen Sitten und Ordnungen, mit ihren Thaten und mit ihren Werken auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft. Es iſt in allem dieſem eine unbeſchreibliche Natürlichkeit und Unbewußtheit, eine gewiſſe Kindlichkeit, die man zuweilen faſt verſucht würde Kinderei zu nennen. Wer die Geſetze der Freiſtaaten Griechenlands nnd Italiens ſtudiert hat, wer die ſtreng geregelte und ernſt abgemeſſene Theokratie Roms in ihrer ganzen Reihenfolge und in ihrem gehaltenen Zuſammenhange der Theile von Numa und Servius bis Auguſtus jemals nur in einiger Deutlichkeit ſich vor die Augen des Geiſtes gebracht hat, wer des Geſetzgebers am Sinai allen Jahrhunderten trotzendes und überlegenes Werk je als ein Meiſterſtück des ſchärfſten und tiefſten Verſtandes angeſchaut und bewundert hat, dem kann es nicht entgangen ſeyn, daß im Mittelalter ſolche Feſtigkeit und Beſtändigkeit der Grundſätze und ſolcher Zuſammenhang und Zuſammengriff der einzelnen Theile des Staatsgebäudes nirgends geweſen iſt, wie bei den Völkern des Alterthums,

die wir eben genannt haben. Nur die Kirche, oder richtiger geſagt, die Hierarchie der Kirche hat etwas dem Altſpartiſchen Althebräiſchen und Altrömiſchen Aehnliches aufgeſtellt und in der Vollkommenheit und Beſtändigkeit ihres Baues und in dem feſten Zuſammenhalte deſſelben das Unvollkommene und Ungefähre, was in dem Baue und der Geſtalt der weltlichen Staaten allenthalben erſcheint, gewiſſermaaßen ergänzt und berichtigt. Man kann es der Hierarchie nicht abſprechen, daß ſie zu der Geſtalt der neuen Staaten weit mehr Muſter hergegeben, als ſie von ihnen erhalten hat; ſo wie ſie auch die unmündigen Völker an ihrem oft ſanften, oft auch rauhen Gängelbande manche Jahrhunderte geführt hat. Dies geſchah freilich faſt allen abendländiſchen Völkern ohne Unterſchied, welche die allgemeine Mutter, die katholiſche Kirche, mit ihren weiten und gewaltigen Armen umſchloß; aber die Entwickelung Ausbildung und politiſche Geſtaltung derſelben unter dem Schirm und der Vormundſchaft der Kirche waren doch die verſchiedenſten. Einige ſchloſſen ſich unter dieſer Vormundſchaft und nach dieſem gezeigten Muſter, wenn auch nicht zu einer vollkommenen und großen, doch zu einer beſtimmten und feſten Geſtalt ab; andere blieben immer noch in einem unbeſtimmten hin und her ſchwankenden und ungeſtalteten Zuſtande: ſie ſchienen nur Proben mit Geſetzen und Verfaſſungen zu machen, ſie blieben bei einer ungeheuren Mannigfaltigkeit und gingen durch unaufhörliche Wechſel, gleichſam als ob ſie immer noch Kinderſpiele mit dem trieben, was andern Völkern ſchon lange als die ernſteſte und ſtrengſte Aufgabe des Lebens erſchienen war. Ich ſpreche hier von meinem Volke, von den Deutſchen. Was angeborne Tugend Vernunft Gerechtigkeit und Redlichkeit bei allen dieſen politiſchen Kinderſpielen, wie ich ſie nennen

mögte, Treffliches und Herrliches geſchaffen und gemacht haben, das bezieht ſich mehr auf das innere Leben, als auf die äußere Geſtalt. Dieſe letzte iſt nie fertig geworden, wir ſind bis dieſen Tag noch kein politiſches Volk geworden. Wir haben den Staat wie ein Spiel und das Leben wie eine Poeſie getrieben; wir ſind deswegen von plumpen Fäuſten anderer gar oft recht unſanft erinnert worden, daß ſolches Spiel und ſolche Poeſie häufig des feſten Bodens mangelt, worauf man im irdiſchen Kampfe allein ſicher ſtehen kann. Mit einer unvergleichlichen Luſtigkeit und Ergötzlichkeit haben die Deutſchen bisher mit allen Dingen und auch mit dem Staate wie die großen Kinder geſpielt und ſich der Verſuche erfreut, die ſie in den vielfachſten Wechſeln bis auf den heutigen Tag gemacht haben. Sie haben in das Ding eine Art Poeſie gebracht, was ſeiner Natur nach die wenigſte Poeſie haben kann: ich meine in den Staat, der ſeiner Idee nach ein herbes und ſtrenges Ding iſt und von dem Geſetze gehalten werden ſoll, das wahrlich auch nichts Süßes und Liebenswürdiges ſeyn darf. Was ich hier geſagt habe, bedarf keines Beweiſes; wir brauchen nur die Augen aufzuthun und um uns herzuſchauen, ſo liegt der Beweis allenthalben ausgebreitet vor uns. In unſerm Politiſchen iſt alles noch unvollkommen roh ja zum Theil kindiſch; und davon iſt ſelbſt in der unendlichen Mannigfaltigkeit der politiſchen Geſtalten, die man bisher in unſerm Vaterlande geſehen hat, das gewiſſeſte Zeugniß. Alles iſt bei uns noch Jugend, ich möchte ſagen, faſt Kindheit, was bei den andern Völkern lange ſchon durchgelebt oder abgelebt iſt, und deswegen werden wir noch durch viele Bahnen der Bildung gehen müſſen, welche die andern vor langen Jahrhunderten ſchon durchgemacht haben. Und hier in dieſem bedeutenden Punkte, den ich eben berühre, trei=

ben wir uns als Volk und als Beſchreiber des Volkes in einem rechten Zirkel herum, nämlich: Weil wir ſo jung und ſo poetiſch ſind, ſo iſt die Geſtalt unſeres äußeren Lebens und alſo auch die Geſtalt unſeres Staates (wenn ich mir die ganze Menge der deutſchen Völkerſchaften als eine Staatseinheit denke, was ich doch muß) noch ſo in kindiſcher Mannigfaltigkeit umherſchwankend und umhertappend, wie alle Staaten in ihrer Kindheit und Jugend geweſen ſind, d. h. ſie iſt roh und unvollkommen; auf der andern Seite aber iſt eben in dieſer Poeſie die Kraft und in dieſer Jugend das Heldenthum, welche alle Mängel und Schäden, die aus dieſer Rohheit und Unvollkommenheit entſpringen, bis jetzt immer noch ziemlich leidlich geheilt und gebeſſert haben. Ich brauche nur auf die letzten Jahre hinzuweiſen, welche dies beſſer belegen als hundert frühere Beiſpiele.

Was hier in Hinſicht auf den Staat in einer allgemeinen und höheren Anſicht der Dinge geſagt iſt, kann man mit derſelben Wahrheit und treffenden Richtigkeit von der gewöhnlichen deutſchen Geſellſchaft ſagen. Nur Eine Geſellſchaft haben wir leider hie und da noch, welche man eine todte und erſtarrte und in ihrer Geſtalt verſteinerte nennen könnte, welche eine immer gleiche Weiſe, oder, damit ich das rechte Wort gebrauche, einen ewig gleichen Ton hat. Dies iſt die Geſellſchaft, welche ſich die gute Geſellſchaft oder die Geſellſchaft vom guten Ton nennt, eine Geſellſchaft, die ganz auf fremde Art und fremdes Weſen, nämlich auf das franzöſiſche gepfropft war. Dieſes todte und elendige Ding fand man faſt in den meiſten deutſchen Hauptſtädten, ja faſt in jeder größeren Stadt, die nur über 6000 Einwohner

hatte, fand man wenigſtens etwas davon; jetzt aber wird es gottlob alle Tage ſeltener. Die Leute, welche dazu gehörten, nannten ſich — wie denn das Schlechte immer die Namen von dem annimmt, was es nicht hat — wohl auch Leute von Welt: ein ganz wunderlicher Name; denn ein Menſch von Welt kann derjenige wohl am wenigſten heißen, der in armſeliger Einſeitigkeit mit einigen todten und leeren Bildern der Welt gleißet und tändelt. Wo lebendige Mannigfaltigkeit iſt, da iſt Welt, und nur bei Geſellſchaften, wo dieſe herrſcht, ſollte von Welt geſprochen werden dürfen. Solche Geſellſchaften haben wir denn genug, und man kann von Deutſchland faſt mit Recht ſagen, was ſich von wenigen Ländern ſagen läßt: wie viele verſchiedene Orte, ſo viele verſchiedene Töne. Freilich hat auch der deutſche Menſch etwas, das aus jenen deutſchen Eigenſchaften und Neigungen entſpringt, die ihm mit den meiſten andern Deutſchen gemein ſind: er hat etwas, das man ſein Volksthümliches ſein Deutſches nennen mögte und das ihn von fremden Völkern unterſcheidet; aber in jeder Landſchaft und in jeder Landſchaft faſt wieder in jedem bedeutenden Orte findet man dies wieder auf eine beſondere Weiſe verändert und abgeſtutzet, weil die Kunſt noch nirgends die Natur verſchlungen und der Bürger noch nirgends den Menſchen aufgefreſſen hat. Wie ganz anders, wenn man nach England und Frankreich kommt! Der Deutſche hat nichts Angelegentlicheres, als ſeine Eigenthümlichkeit zu retten, die ihm mehr däucht, als ſeine Volksthümlichkeit; und dieſe Eigenthümlichkeit bringt er natürlich auch mit in ſeine Geſellſchaft und macht dieſe dadurch mannigfaltiger luſtiger und freier. So daß der deutſche Menſch noch im vierzigſten und ſechszigſten Jahre jene Mannigfaltigkeit noch auf das reichſte beſitzt, welche bei vielen andern Völkern entweder ſchon mit der

Jugendblüthe vergeht oder ſich doch wenige Jahre ſpäter in der Einförmigkeit der Kunſt oder der Staatsgeſtalt verliert, wozu jene Völker ſich ausgebildet oder abgelebt haben.

Wenn dem ſo iſt, wenn das ganze deutſche Volk in mancher Beziehung noch ein Kind oder kaum ein Jüngling iſt, wenn alle Deutſche noch mehr von Trieben und Neigungen des Herzens und Lebens als von Weiſen und Geſtalten des Geſetzes und Staates bewegt und regiert zu werden ſcheinen, wie ſollte denn der deutſche Jüngling nicht jung ſeyn, ja wie ſollte er, um mit dem Volke zu reden, nicht noch jünger als jung ſeyn? Wenn der Erwachſene und der Alte ſich in Deutſchland noch ſo viele Freiheit und Ungebundenheit erlaubt, ſo wird es derjenige wohl dreifach thun und thun dürfen, den noch nichts Schweres drücken und nichts Feſtes binden ſondern der ſich in Vorübungen und Vorſpielen auf künftige Kämpfe rüſten und bereiten ſoll? Und in der That, der deutſche Student iſt ein ganz ächtes und klimatiſches Gewächs des deutſchen Landes und des deutſchen Volkes, in welchem bei der ſchönen allgemeinen Freiheit, worin er im jugendlichen Uebermuthe mit dem Leben ſpielen und ſcherzen darf, ſich ſo manches abdruckt und vorſpiegelt, welches man unter mancherlei Umſchattungen und Umgeſtaltungen in anderen Orten und Zeiten und Menſchen wiedererblickt. Der Deutſche würde alſo recht etwas Dummes und Schlechtes thun, wenn er dieſem ſeinem fröhlichen und jugendlichen Vorſpieler und Vorbildner des Lebens die Rennbahn beengen oder gar verſperren wollte, wenn er wegen einiger Misbräuche, die aber nicht allein der ſtudentiſchen Jugend eigenthümlich ſind, die akademiſche Freiheit als eine Hegerin der Laſter und Verruchtheiten unterdrücken und vernichten wollte.

Wir kommen nun auf dieſe zum Theil eingeſtandenen

Misbräuche und Ausſchweifungen des Studentenlebens und auf die Klagen, welche manche ehrliche Leute darüber geführt haben, und werden bei näherer Betrachtung finden, daß das Meiſte ſich, nur unter etwas anderen Geſtalten, auch bei anderer Jugend ſo zeiget und daß die Studenten die ganze volle Laſt der Vorwürfe und Beſchuldigungen nicht allein auf dem Nacken behalten. Nur weil ſie die glänzendſte Freiheit und das glänzendſte Leben haben, muß an ihnen alles, was bei anderer Jugend mehr von der Regel des Lebens bedeckt oder auch unſichtbar geſündigt wird, heller erſcheinen, als bei jenen, und daher müſſen ſie ihren Gegnern und Tadlern ſo viele Blößen geben. Denn überhaupt muß man das deutſche Studentenleben mitgemacht haben, um darüber zu urtheilen; ſeine Mängel erſcheinen weit mehr als ſeine Herrlichkeiten, weil dieſe Herrlichkeiten noch keine wirkliche Herrlichkeiten und Tugenden, ſondern nur erſt Vorſpiele und Vorzeichen derſelben ſind und nur zuweilen hie und da als einzelne Blitze durch das Gewöhnliche und Gemeine durchſchießen und durchleuchten, welchem ſie äußerlich meiſtentheils ähnlich ſind und ähnlich ſeyn müſſen.

Wenn ſich die Jugend von dem ſiebenzehnten bis vierundzwanzigſten Lebensjahre hier mit meinem Studenten vergleichen will, ſo meine ich nicht den Sohn des Bauers oder Handwerkers, deſſen Handlungen mehr gebunden ſind und dem, wenn er nicht Soldat iſt, zwiſchen Arbeit und Herumſchweifen keine Wahl bleibt, ich meine den Sohn der wohlhabenderen und reicheren Klaſſen der Geſellſchaft, deſſen Aeltern die Mittel und den Trieb hatten ihm eine ſorgfältigere und freiere Erziehung zu geben: ich meine den Jüngling, deſſen Bildung ihn dem Studenten etwa gleich oder ähnlich macht, den Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Landmanns

Beamten Offiziers u. ſ. w. Wenn dieſer nicht ſtudiert ſondern mit dem Jünglingsalter in die bürgerliche Laufbahn tritt und das Geſchäft oder Gewerb ſeines Vaters oder ein anderes ergreift, ſo ſteht er allerdings mehr unter Aufſicht, als der Student; aber wer ſich ſelbſt nicht treiben will, wird auch hier zu nichts Großem und Trefflichem getrieben. Wenn es auch hier keine Faule keine Liederliche keine Schuldenmacher keine Raufer keine Landſtreicher und andere übelberüchtigte Namen gäbe, wenn auch hier nicht alle Tage Jünglinge mit den herrlichſten Anlagen und den edelſten Herzen durch Wein Weiber und Würfel untergingen — ſo würden wir mit unſern Studenten verloren haben. Ach! die Gebrechen der menſchlichen Natur, die Gebrechen und Ausſchweifungen und Gefahren der Jugend erſcheinen hier wie dort; nur daß das Uebel gewöhnlich dunkler und langſamer ſchleicht und dadurch noch gemeiner und verderblicher iſt, als dort. Der Student, wann er faul und liederlich und ſchlecht iſt, hat mehr den vollen Schein, weil er ſich aus dem Schein nichts macht, ja weil es wohl häufig zum Comment gehört ärger zu ſcheinen, als man iſt; der Jüngling der andern Klaſſen muß ſchon mehr Philiſter ſeyn, weil er unmittelbar im Staate der Philiſter lebt, worüber jener hinausgehoben iſt. Das aber will ich hier noch ſagen zum Troſt und zur Beruhigung vieler, welche die Dinge meiſtens zu ſcharf und zu eckigt ſehen und faſſen, daß es erſtlich eine Klaſſe gemeiner und gewöhnlicher Menſchen giebt, welche von Natur das Gemeine und Gewöhnliche ſuchen und im bürgerlichem Gewerbe wie in der akademiſchen Freiheit mit ihren mittelmäßigen Trieben und Wünſchen ſo ziemlich unverſehrt oder (wie einige es nennen) tugendhaft durchkommen; daß eine andere Klaſſe wild und ſtürmiſch iſt und früher oder ſpäter die Schuld heftiger Leidenſchaften und toller Streiche bezahlen muß:

dieſe findet dafür allerdings mehr Platz in der Studentenfreiheit; daß endlich eine dritte Art iſt, die edelſte und köſtlichſte von allen, deren Freiheit nie zu frei ſeyn kann. Daß dieſe ſich bilden und alle Flügel des Genius entfalten und brauchen könne, dafür iſt kein Opfer zu groß, das die Geſellſchaft vielleicht alle Jahre von einigen Dutzenden Jünglingen bringt, die ohne dieſe Freiheit vielleicht erhalten wären. Und auch ſelbſt viele jener Gemeinen und Mittelmäßigen und Wilden bringen von der Univerſität etwas in ihr künftiges Leben und in die allgemeine Geſellſchaft zurück, was ſie nirgends anderswo gewinnen konnten als in der Studentengemeinſchaft, Keime des Lebendigen und Freien, die ſich nachher nicht mehr berechnen laſſen, die aber über das ganze Vaterland weit und breit ausgeſäet werden. Und das ſoll man vor allem mit in die Wagſchale legen, das Größte und Herrlichſte des deutſchen Studententhums und eines freien wiſſenſchaftlichen Lebens überhaupt, daß durch den hohen Schein des Lebens und durch den oft übermüthigen Schwung der Freiheit und des freien Strebens ſehr viele, die ſonſt früher der irdiſchen Wolluſt heimgefallen ſeyn würden, rein und keuſch durch dieſe wilden Jahre gehen. Wie viele habe ich gekannt, die, was man ſagt, alles mitmachten aber der gefährlichen Venus noch keine Opfer brachten.

Tadelt man nun den ſtudentiſchen Comment und die alberne Spielerei, die man damit ſo häufig treibt, tadelt man andere Thorheiten und Lappereien, womit die Jünglinge ihre edle Zeit und das ſauer erworbene Geld ihrer Aeltern vertändeln, ſo iſt auch hier der Schein wieder größer als die That: der Schein, der bei dem Studenten mehr ſcheint als bei den Jünglingen der übrigen Klaſſen, weil er meint der Welt nichts zu verbergen zu haben. Die Jugend

muß ja ihre Tändeleien und Thorheiten haben und läßt ſie ſich nicht nehmen. Wer ſich in der Welt ein wenig umgeſehen und das Thun und Treiben der Menſchen betrachtet hat, findet bald, daß jede Klaſſe und jedes Alter der Menſchen ihren Bocksbeutel, ihre Ceremonien und Pedantereien und Nichtigkeiten, kurz ihren Comment trotz einem Studenten haben, die ſie ſich nicht nehmen laſſen, und daß der Student nicht der einzige Jüngling iſt, der ſeine Zeit oft auf eine alberne und abgeſchmackte Weiſe tödtet.

Viel ſchwerer und gewichtiger als dieſe Anklagen ſind die Beſchwerden, welche über die Orden und Landsmannſchaften und ihre Tyrannei und über die Zweikämpfe geführt werden. Das ſind wirkliche und den Studenten mehr als anderen Volksklaſſen eigene Uebel, deren ſchädlichen und manchem Jünglinge allerdings verderblichen Misbrauch kein Verſtändiger ableugnen wird. Wenn es nur ſo leicht wäre dieſe zu zerſtören, als es leicht iſt zu begreifen, daß ſie zerſtört werden ſollten!

Bei den Orden und Landsmannſchaften rechne ich den Verluſt der Zeit, die ja auf ſo vielerlei Weiſe verloren und wieder gewonnen wird, unter die Kleinigkeiten; ihre ſchlimmſte Wirkung iſt, daß ſie Feindſchaften und Spaltungen und Abſonderungen veranlaſſen, ordentliche Stockungen des Geiſtes, den ſie nicht, wie er ſollte, durch alle Glieder des akademiſchen Leibes fließen laſſen. Oft giebt es zehen oder zwanzig Jünglinge, deren freudiger und ritterlicher Geiſt tauſend andere beleben und erfriſchen könnte; dieſer würde ohne ſolche geſchloſſene Geſellſchaften, die einander gewöhnlich feindſelig gegenüber ſtehen, über alle andere hinwehen und ſtrömen; nun bleibt er innerhalb der Gränzen der Geſellſchaft, der ſie angehören. Da ſind, wie ich oben angedeutet habe, die Landsmannſchaften noch ſchlimmer, als die

Orden, weil die Jünglinge jedes einzelnen kleinen deutſchen Landes allein mit einander umgehen und für ſich bleiben, und ſo ſich unter einander verleben oder, was man nennt, verbauern; ſo daß dieſe Thoren ganz des Hauptzwecks verfehlen, weswegen ſie die Heimath verließen, nämlich andere Sitten uud Arten ihres Volkes zu ſehen und aufzunehmen. Man hat gegen dieſe Orden und gegen die dumme Wuth der Landsmannſchaften genug verſucht, Geſetze ſind genug gegeben, Strafen ſind genug geſetzt auch zum Theil mit Strenge ausgeführt, und das Uebel iſt unter anderen Namen und Geſtalten geblieben, ja es iſt wohl gewachſen, je mehr Wichtigkeit man ihm beizulegen ſchien. Wilde Hetzereien Verletzungen der Treue falſche Eidſchwüre Aufruhre Einkerkerungen Verbannungen vermehrte Zweikämpfe — das ſind die gewöhnlichen Folgen geweſen, wenn man ja einmal angefangen hat das Uebel an der Wurzel ausrotten zu wollen, und gleich darauf hat es ſich in verjüngter Lebendigkeit gezeigt. So daß man, durch die Erfahrung geleitet, endlich als das Klügſte gefunden hat ſich zu ſtellen, als ob man von dem Daſeyn ſolcher geheimen Geſellſchaften und von den landsmänniſchen Verbrüderungen gar nichts wiſſe.

Dies hier Geſagte gilt beinahe auch von den Zweikämpfen. Man hat ſie nun Jahrhunderte verſchrieen und geächtet als einen Auswuchs barbariſcher Rohheit, als einen hölliſchen Weg mit Vorbeigehung des Geſetzes ſich ſein ſogenanntes Recht mit der eigenen Fauſt zu ſuchen; man hat aus den Grundſätzen der Sittenlehre und des Chriſtenthums zu beweiſen geſucht, ein Zweikampf ſey etwas Gräuliches und Abſcheuliches und allen Verboten und Lehren und Strafen zum Trotz findet ſich dieſe Barbarei noch in der Mitte von chriſtlichen Staaten. Ich könnte hier in die allgemeine Verbannung und Aechtung der Zweikämpfe einſtim-

men; aber wozu Lügen? wozu etwas für eine Abſcheulichkeit erklären, was es an ſich nicht iſt? wozu etwas als Barbarei ſchelten, das mir mit dem Chriſtenthume innig verwachſen zu ſeyn ſcheint? Es giebt Fälle, Ehrenfälle und Herzensfälle, die man vor keinen Richter bringen darf, ſondern die allein durch ein Urtheil Gottes, durch das Schwerdt geſchlichtet werden können. Dies iſt meine Anſicht von der Sache; aber ich will die Studenten dadurch nicht zu blutigen Kämpfen ermuntern noch damit alle die jämmerlichen Beſtimmungen ihres Comments billigen, nach welchen man ſich oft um wahre Kindereien raufen muß. — Auch wegen dieſer Zweikämpfe hat man genug geboten und verboten und geſetzt und geſtraft, und ſie ſind immer geblieben. Ein Mittel gäbe es allerdings, wenn man jeden Zweikämpfenden allenthalben in Deutſchland unerbittlich mit dem Tode beſtrafte; dieſes würde ſeine Wirkung nicht verfehlen. Allein wegen des Misbrauchs der freieſten und adlichſten deutſchen Jugend die Ehre und den Gebrauch ritterlicher Waffen nehmen und ſie zu Knechten erniedrigen — das wäre denn doch immer ein ſchlechter Rath und eine ſchlechte That.

So viel ſteht feſt nach unſern Betrachtungen, daß gebietende und verbietende Geſetze Profeſſorenaſſembleen und Studentenklubs und Ehrengerichte und andere Herrlichkeiten der Art die Uebel nicht heilen und den Misbräuchen nicht abhelfen können, welche die akademiſche Freiheit und das deutſche Studentenleben mit ſich führt; nur eine ganz neue Verfaſſung könnte hier gewaltig helfen, wenn man nämlich den freien deutſchen Studenten zu einem mönchiſchen Neuling oder zu einem franzöſiſchen und engliſchen Studentenſchüler erniedrigte. Aber wie die Engländer gefürchtet haben eine geheime und alldurchdringende und allumfaſſende Polizei bei ſich einzuführen, wenn gleich alle Tage einzelnen

Leuten mit Piſtolen auf der Bruſt auf den Landſtraßen Uhren und Geldbeutel abgefordert werden, ſo wollen wir einzelner Ausſchweifungen und Misbräuche wegen die fröhlichſte und herrlichſte germaniſche Freiheit nicht todtſchlagen laſſen. Traurig genug iſt es allerdings, daß ſelbſt in dieſer großen und außerordentlichen Zeit, wo unterſt im Volke ein höherer Geiſt wirkt und waltet, laut der Klage meines jungen Freundes und laut meiner eigenn Erfahrung noch deutſche Univerſitäten ſind, die damit prahlen, daß ihnen und ihrer Jugend die ſogenannte Germanenwuth und alle politiſche Narrheit fern ſey, daß allein die Wiſſenſchaften alle ihre Triebe und Neigungen haben, daß noch Studenten ſind, die mit den matteſten und erbärmlichſten Albernheiten wie mit den ernſthafteſten Dingen ſpielen können, die in künſtlich getriebener und gemachter Rohheit, worin ſie den Gipfel der Freiheit ſetzen, und in fauler und ſchroffer Abgeſchloſſenheit ſich den gewaltigen Geiſtern zu verſperren ſcheinen, welche bis in die Hütten des ärmſten Tagelöhners durchgedrungen ſind. Aber dies kann nicht gebeſſert werden durch poſitive Geſetze noch durch ein von Grund aus umgegoſſenes Studentenweſen, durch eine noch ſo klug und weiſe beide für die Freiheit und die Tugend berechnete und entworfene neue Studentenverfaſſung oder einen neuen Comment. Wenn man ſich nicht freiwillig täuſchen will, ſo weiß man ja, daß alles dieſes, wie vortrefflich es auch ſey, nicht durch die Annahme (wir ſetzen voraus, daß es angenommen würde) lebendig wird, ſondern nur durch die Art derer, die es annehmen. Die Art muß man zuerſt verbeſſern; dann macht ſich der beſſere Comment von ſelbſt. Ueberhaupt bin ich nach meiner Anſicht der Dinge und nach der Erfahrung, die ich im Leben gemacht habe, der Meinung, daß für die Freiheit, welche akademiſche

Freiheit heißt, faſt gar keine Geſetze gegeben werden müſſen, ſondern daß die Jugend, welche beſtimmt iſt einmal die Geiſter zu führen, durch das freieſte Geſetz der Meinung und durch den freieſten Meiſter, durch den Geiſt, beherrſcht werden muß.

Der Apoſtel Paulus ſagt: Durch das Geſetz iſt die Sünde in die Welt gekommen. Dieſer große Spruch, den man bei der Erziehung der Jugend und in der Geſetzgebung bei der Erziehung des Volkes nie aus den Augen verlieren ſollte, gilt nirgends mehr als bei den Studenten. Poſitive Geſetze verhüten zuweilen Verbrechen und Laſter durch die Furcht vor der Strafe; die Gewalt haben ſie nicht, daß ſie Sitte und Tugend erſchaffen können. Da wir aber wollen, daß die Meinung, worin die höchſte Macht der Sitte iſt, und daß der edlere Geiſt des Zeitalters die Studenten beherrſche ſtatt des beſtimmten Geſetzes, ſo müſſen wir uns doch umſehen, wodurch dieſe mächtige Meinung und dieſes edlere Streben hervorgebracht werden könnte, wodurch die Misbräuche und Wildheiten der akademiſchen Freiheit eingeſchränkt würden.

Ein großes Mittel die Studenten vor vielen Uebeln des Studentenlebens zu bewahren, ein Mittel, das ſich faſt immer als bewährt erprobt hat, haben die Aeltern ganz in ihrer Gewalt. Sie ſollen die Jünglinge reifer werden laſſen, als ſie gewöhnlich ſind, wann ſie zur Univerſität geſchickt werden. Ein Jüngling von ſechszehn ſiebenzehn Jahren iſt den Verführungen und Kämpfen der Freiheit noch nicht gewachſen. Vor dem neunzehnten zwanzigſten Jahre ſoll keiner eine Univerſität beſuchen. Dies würde viel Unglück abſchneiden und die Studentenfreiheit würde dadurch im Ganzen einen feſteren und würdigeren Ton bekommen,

und viele weniger würden die Opfer jugendlicher Leidenſchaften und Thorheiten werden.

Die herrlichſte Wirkung für eine edlere öffentliche Meinung, die beſonders in dem geiſtreichſten Theile des Volkes herrſchen wird, in denjenigen, die ihr Leben den Studien weihen, wird die immer allgemeiner werdende Anſicht haben, daß jeder deutſche Jüngling zum Streiter für das Vaterland beſtimmt iſt, daß er auf das früheſte wehrhaft und waffengeübt ſeyn ſoll. Wann dieſe Anſicht Einſicht wird, wann zweckmäßige Kriegsübungen allmählig über ganz Deutſchland eingerichtet werden und wann einzelne Regierungen in kümmerlicher Engherzigkeit nicht hindern, daß die Jugend dabei mit den wahren und unſterblichen Grundſätzen von deutſcher Ehre Freiheit und Vaterland getränkt werde, ſo wird ein höherer Ernſt und eine ſtillere Würde in das ganze Leben treten, ein deutſcher Ernſt und eine deutſche Würde, und dieſe wird in denen am mächtigſten wirken, welche am empfänglichſten für alles Große und Heilige ſind, in den Jünglingen. Sie werden durch mannliche Uebungen ihren Leib bewehren gegen Feinde und ihre Seele bewehren gegen Laſter. Fürchterlich oft iſt der Trieb der Wolluſt in den grünen Jahren; nicht das Evangelium nicht Gott und nicht Gebete, nicht die Thränen und Vermahnungen treuer und frommer Aeltern, nicht das geiſtigſte und ſittlichſte Streben eines reinen Gemüthes ſchirmen immer gegen ſeinen irdiſchen Ungeſtüm. Das iſt das glücklichſte Mittel dagegen, was das Leibliche und Geiſtige gehörig gemiſcht in ſich enthält. Dieſes Mittel ſind turniſche und kriegeriſche Uebungen, woran immer der Gedanke und die Liebe des Vaterlandes gehalten wird. Dadurch habe ich eine gewaltige Macht über den Knaben und Jüngling, wenn ich ihm das große zugleich leibliche und geiſtige Vaterland zeige: das Leibliche, was

immer gerüſtet und gethan werden muß, damit das Volk in Kraft und Blüthe bleibe, und das Geiſtige, die großen Thaten Künſte Trefflichkeiten und Erinnerungen der Vergangenheit und der Gegenwart. „Knabe und Jüngling, du „ſollſt züchtig leben, du ſollſt kein Weichling ſeyn, du ſollſt „Leib und Seele ſtälen, damit du einſt allen Gefahren ge„wachſen ſeyeſt, damit du einſt ein Mann unter deutſchen „Männern genannt werdeſt, damit du dem Vaterlande treu „und redlich die unerlösliche Schuld bezahlen und ſeine Ehre „und ſein Glück erhalten und fortpflanzen helfen könneſt; „Knabe und Jüngling, du ſollſt deinem deutſchen Namen „Ehre machen, du ſollſt einſt als ein ſtarker tapferer und „biederer deutſcher Mann da ſtehen.“ — Solche Worte, weil ſie das Irdiſche und Leibliche immer vor Augen halten, ſind gewaltiger für die Zucht der Leiber und den Ernſt der Gemüther, als alle allgemeine Lehren und Ermahnungen, welche von Sünden und Gefahren ſprechen, die dieſes Alter gewöhnlich noch nicht kennt, und welche auf Rückſichten und Pflichten hinweiſen, die zu geiſtig und unſichtbar ſind, als daß ſie der Seele der Jünglinge immer in voller Stärke gegenwärtig ſeyn könnten, ja welche wohl überhaupt in dieſem Alter noch keine Stärke haben können. Dieſe Kriegsübungen und was ſich an ſie von politiſcher und ſittlicher Erziehung knüpfen läßt, und die Turnübungen, die unſer wackerer Jahn wieder ins Leben erweckt hat und die hoffentlich in wenigen Jahren bei keiner Schule und bei keinem Gymnaſium in Deutſchland mehr fehlen werden, müſſen uns eine viel feſtere und ernſtere Jugend ſchaffen, die durch eine höhere Anſicht des Lebens und durch die innig gefühlten Pflichten, die jeder Deutſche gegen ſein Volk und ſein Vaterland hat, von vielem Leichtſinn befreit und vor vielen Thorheiten und Ausſchweifungen behütet iſt, worüber jetzt

nicht mit Unrecht oft auf Univerſitäten geklagt wird. Dies wird auch ſeinen wohlthätigen Einfluß auf die Zweikämpfe zeigen und die Misbräuche mit denſelben um vieles verringern. Man wird ſich nicht mehr um Kindereien raufen; ein ſtrengerer Ernſt der Meinung, der ſich frühe bei den Jünglingen befeſtigt hat, wird den Unfug als Unfug und die Albernheit als Albernheit verdammen und vor allen wird den Renommiſten und Händelmachern, wann ſo viele mit dem Eiſen des Schwerdtes und des Gemüthes gerüſtet da ſtehen, ihr ſchändliches Handwerk gelegt werden; die Meinung wird denjenigen für ehrlos und jedes ehrlichen Kampfes unwürdig erklären, von dem man beweiſen kann, daß er abſichtlich und ungereizt jemand beleidigt habe.

Davon erwarten wir aber auch ſehr viel, ja wir ſehen an manchen Orten unſere Hoffnung ſchon erfüllt, daß das Zeitalter nicht allein die Jungen ſondern auch die Alten, nicht allein die Lehrlinge ſondern auch die Lehrer bilden wird. Todt war alles geworden, Gott und das Leben und die Wiſſenſchaft und die Kunſt; der friſche Wind, der über die Welt hingewehet iſt, der feurige Geiſt, der durch das deutſche Volk gebrannt hat, haben das Todte und Starre wieder erquickt und erfriſcht. Jetzt können die Alten, die Griechen und die Römer, und unſre alte Geſchichte und unſre ganze herrliche Vergangenheit der Jugend wieder lebendig gewieſen und gelehrt werden, und ſo kann Stolz auf Kraft und Männertugend, Stolz auf Wahrheit und Gerechtigkeit, Stolz auf Freiheit und Vaterland, Stolz auf deutſche Biederkeit und Redlichkeit ſchon den Seelen der Knaben unauslöſchlich eingebrannt werden, ſo daß der ſchöne Stempel der früheſten Jahre ſpäter gar nicht mehr zu verwiſchen iſt; jetzt können ſie fühlen lernen, was in der Unſchuld und Keuſchheit ſtark, in der Ehre und Treue unüberwindlich, in dem

Ernſt und der Selbſtüberwindung heldenmüthig iſt. Und dies muß ſich durch ſo viele zu einer großen Tugend, zu einer neuen deutſchen Tugend, zuſammenbinden und das hervorbringen, was man eine deutſche Meinung nennen kann. Dieſe Meinung wird allenthalben ſeyn, ſie wird mächtig und feurig auch unter den Studenten herrſchen und walten und als höchſtes Geſetz ihres Lebens die akademiſche Freiheit zügeln und bändigen helfen.

Dies hoffen wir von Schulen und Gymnaſien; Größeres fordern wir von den Lehrern der Univerſitäten. Wann der lebendige Wind, von dem wir ſprechen, der gottlob ſo vielen todten Schutt aufgewehet hat, auch über die Todtenfelder und Gräber der Gelehrſamkeit, worin ſo viele Geſpenſter und Uhus und Käuze hauſen, hingeblaſen und den Staub weggeblaſen und die ſtarren Knochen wieder mit Leben durchhaucht hat, ſo müſſen die Gelehrten jetzt auch wieder friſch in das Leben hineintreten und der Jugend das Leben vorhalten und die gewaltige Wahrheit und Majeſtät des Lebens. Wann dieſe Lehrer fühlen, was die wahre Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit iſt, was die Tugend und Würde der Männer bedeutet, wann ſie ſelbſt gerüſtete und feſte und ehrenwerthe Männer ſind, ſo muß ihr Wort und ihre That das akademiſche Geſetz ſeyn, ſie müſſen nicht durch geſchriebene und gedruckte Geſetze ſondern durch das lebendige Geſetz ihres Mundes und durch das lebendigere Geſetz ihres Beiſpiels die Meinung führen und die Tändeleien Thorheiten und Wildheiten der Jugend bändigen helfen. Schwächliche und erbärmliche Bücherwürmer, die alles Andere kennen, nur nicht das Leben, können und dürfen das freilich nicht; aber Männer können und dürfen es und Männer ſollten auch nur Lehrer ſeyn.

Alſo weg mit allen kleinlichen Verſuchen der gewöhnli-

chen Zierlichkeit und Ehre, womit man die gewaltigen Leidenſchaften und Triebe der Jugend zahm und kirr machen will! weg mit allen noch ſo ſchönen und menſchlichen Geſetzen, wodurch man Sitte und Tugend vergeblich zu ſchaffen meint! und das Leben ergriffen und die Kraft des Lebens geſtält und als das Höchſte des Lebens vorangeſtellt! Und auf dieſe Weiſe, und auf dieſe Weiſe nur und auf keine andere, wird auch unter den Jünglingen auf der Univerſität eine öffentliche Meinung entſtehen, eine große Volksmeinung, weil ſie aus den höchſten Ideen, welche die Lehrer vor allen anderen Ideen nähren müſſen, erwächſt: aus den Ideen vom deutſchen Vaterlande und Volke und von deutſcher Tugend und Ehre. Dieſe Meinung wird die geiſtigeren und feurigeren Jünglinge unwiderſtehlich ergreifen und eine neue deutſche akademiſche Ritterlichkeit in That und in Geſinnung ſchaffen; der alte Comment wird durch dieſe ſchönſte Gewalt des ungeſetzten Geſetzes theils umgearbeitet theils völlig weggearbeitet werden. Denn bewahre Gott, daß das deutſche Studententhum nicht auch künftig noch als ein ganz eigenthümliches Leben, als der freieſte Staat im Staate, erſcheine. Wann dieſe Stärke der Meinung erwachſen iſt, was, wie wir hoffen, in wenigen Jahren allenthalben geſchehen wird, wo die Regierungen das Deutſche und Freie nicht abſichtlich hindern, dann wird über viele Mängel und Uebel der deutſchen Univerſitäten nicht mehr geklagt werden, und die freieſten Jünglinge werden, ſo ſehr es die irdiſche Unvollkommenheit erlaubt, zugleich die rüſtigſten und ernſteſten und die freudigſten und fröhlichſten ſeyn.

So bleibe denn in deiner ganzen Fülle, goldene akademiſche Freiheit! uralte und herrlichſte Ritterſchaft des Volkes der Germanen! Bleibe und blühe und gedeihe ohne ein anderes Geſetz als das Geſetz des Geiſtes und ohne eine

andere Schranke als die Schranke deutſcher Sitte! blühe und ſchwebe in deiner Kraft und erhalte uns bis in die ſpäteſten Jahrtauſende die Urenkel tapfer und rüſtig und frei, wie du ſelbſt in dieſer letzten matten Vergangenheit der einzige Athem Gottes geweſen biſt, der das Todte wieder belebt und das Verzweifelte wieder beſeelt und ermuthigt hat. Der Tyrann, der jetzt nach der Inſel Helena ſchwimmt und die Schergen und Trabanten ſeiner Herrſchaft kannten dich wohl und zitterten vor deiner Herrlichkeit; ſie wußten, daß ein Volk nicht unterjocht iſt, bei welchem es noch einen Winkel giebt, wo freie Männer denken dürfen. Hätten ſie zuletzt geſiegt, ſie würden alle deutſche Univerſitäten vernichtet und die franzöſiſchen Mammeluckenſchulen eingerichtet haben, in welchen die Leiber zu Soldaten und die Geiſter zu Knechten abgerichtet werden. — Ja wir müſſen es aller Welt ſagen, daß unſre Univerſitäten, daß die akademiſche Freiheit und der akademiſche Geiſt, der wie ein friſcher Samen der Tugend und Ehre über das ganze Volk ausgeſäet wurde, unſer Vaterland von Sklaverei errettet haben. Dies müſſen wir laut ſagen und immer wieder ſagen, damit das Volk das wahre Palladium ſeiner Freiheit erkenne und ehre und damit die kleinlichen Richter und Einrichter gezügelt werden, welche die große Freiheit oft vertilgen mögten, damit die kleine Freiheit gar keine Sprünge machen könne, die freilich wohl zuweilen links und rechts aus dem Wege heraus und über die Köpfe der Leute weggehen können, wodurch aber mehr die Bequemlichkeit als das Glück der Welt geſtört wird. Das bekennen wir aber frei, daß uns von allen Sterblichen diejenigen die verächtlichſten und abſcheulichſten ſind, welche die ſtolze Freiheit aus Faulheit haſſen.

Geſchichte der Geſandtſchaft in dem Großherzogthum Warſchau im Jahr 1812, von De Pradt, Erzbiſchof von Mecheln, damals Geſandten zu Warſchau. Paris 1815. 8. 239 S.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Wir haben von dieſem Buche die vierte Ausgabe vor uns; ſo viel hat in zwei Monaten der Heißhunger der Leſer verſchlungen. Sehr begreiflich, der Gegenſtand iſt zu anziehend: die Menſchen wollen wiſſen, wovor ſie fünfzehen Jahre gezittert haben; auch iſt das Buch mit vielem Geiſte und mit der lebendigſten oft faſt ganz dramatiſchen Darſtellung geſchrieben und mit einer Menge Lichtſtreifen des Witzes und mit vielen Anekdoten gewürzt: auch das zieht billig eine Menge Leſer.

Was nun den geſchichtlichen Werth dieſer Schrift betrifft, ſo giebt ſie uns über den Zuſammenhang und die Entwickelung der Begebenheiten des großen Jahrs 1812 gar keine neue Aufſchlüſſe; aber über den Karakter Napoleons verſpricht ſie viel und leiſtet ſie auch viel. Sie malt das ins Breite und Helle, was geſcheidte Menſchen von dieſem ſeltſamſten geſchichtlichen Ungeheuer aus ſeiner Handlungsweiſe lange verſtanden und erklärt hatten, was aber die ſtaunende und gaffende Menge, obgleich es jeden Augenblick wieder kam, immer noch nicht begreifen wollte. Die innere Wahrheit trägt die Erzählung in ihr ſelbſt an der Stirne, obgleich wir gern glauben wollen, daß der Herr Erzbiſchof hie und da ein wenig verſchönert hat, denn als ein ſehr eitler und ſelbſtgefälliger Menſch ſpiegelt er ſich in ſeinem ganzen Buche ab.

Wie der Herr De Pradt übrigens mit ſeinem Karakter und überhaupt mit ſeiner Perſönlichkeit durch dieſes Buch zu Platz kommt, das hat er vor der Ausgabe deſſelben wohl nicht genug bedacht. Ein bekannter deutſcher Lobredner Napoleons, der ihn früher nicht hoch genug zu den Sternen hatte erheben können, hat im Frühlinge des Jahrs 1813 in einer öffentlichen Rede geſagt, er wolle ſich an dem gefallenen Löwen mit Schlägen ſeiner Eſelsfüße nicht verſündigen, und mir däucht, er hat Recht gehabt. Herr De Pradt hat ſich nicht zu gut gehalten und dieſen Napoleon nicht zu ſchlecht gehalten, daß er ihm zehn Jahre diente, er hat Ehren und Würden von ihm angenommen, ja er hat ihm mit tauſend andern elenden Menſchen, die dem ungeheuren Manne ſchwindeln machten, die glänzendſten Schmeicheleien geſagt, und nun gefällt ſich dieſer lange und geduldige Diener darin dieſes große bewunderte Meteor faſt kleiner und verrückter hinzuſtellen, als es war. Wenn er ihn von Anfang an als einen ſo unruhigen wilden gewaltſamen und halb verrückten Menſchen erkannt hat, wie will er ſich in ſeiner Rolle gegen ihn und gegen ſein Vaterland entſchuldigen, daß er, da er wiſſend war was er that und litt, nicht als ein viel ſchlechterer Menſch erſcheine, denn ſein Napoleon, welchen angeborne Unruhe nie zur Beſinnung kommen ließ? Alle dieſe elenden Menſchen, von welchen die Zeit wimmelt und deren weiche Dienſtbarkeit für jeden bereit iſt, der eben die Gewalt und Herrſchaft hat, entſchuldigen ſich immer mit einer Nothwendigkeit, die niemand anerkennen darf, mit den guten Abſichten, die ſie etwa gehabt haben, welche durch ſchlechte Mittel dazu in der Geburt getödtet werden mußten; wir müſſen ſie aber immer als den Abſcheu der Geſchichte hinſtellen, damit die wenigen Guten und Tapfern, die ſich in edlem Stolze und herrlicher

Gleichheit des Karakters als Herren der Umſtände behauptet und den horaziſchen Spruch *non me rebus sed res mihi subjicere conor**) feſtgehalten haben, mit ſolchen nimmer vermiſcht werden können. Denn die Schlechten, die ſich im Schlechten und in den Grundſätzen des Schlechten immer gleich bleiben, thun nicht ſo viel Böſes im Leben und in der Geſchichte, als das ohne Sinn und Kraft von den Umſtänden wie ein Rohr im Winde hin und her bewegte und zwiſchen dem Guten und Böſen lächerlich jämmerlich wankende und wackelnde Geſchlecht.

Herr De Pradt iſt von ſehr edler Herkunft, ein Neffe des Kardinals de la Rochefoucault, und dieſer Mann ließ ſich zum Erzbiſchof machen und zum Almoſenier des Kaiſers und zum Offizier der Ehrenlegion. Dagegen konnte man nichts haben, wenn er den Erzbiſchof einmal gegen den Kaiſer und gegen die Ungerechtigkeiten und Wildheiten des Kaiſers einſetzen wollte. Aber er klagt, es ſey nichts zu ändern geweſen, er habe ſchon dienen müſſen mit vielen Anderen, er habe ſich ſchon Unwürdigkeiten und unwürdige Rollen gefallen laſſen müſſen, wie z. B. ſein Auftrag in Warſchau war, worüber er ſo bitterlich jammert. Da er nun hierdurch offenbar beweiſt, daß er nie ſeine Würde gefühlt hat ſondern nur den Diener, da Napoleon wirklich ſein Herr geweſen iſt von Gemüths wegen, ſo muß man es unwürdig erklären, daß der Diener über ſeinen gefallenen Herren ſpottet und ſeine Schwächen der Welt zum Beſten giebt. Herr De Pradt durfte den Napoleon, den er als ſeinen Jupiter erkannt hatte, nicht einen Hanswurſtjupiter (Jupiter Scapin) nennen. Wir wollen ihm einmal vorhalten, wie er in einer in der

*) Nicht mich den Umſtänden, ſondern mir die Umſtände zu unterwerfen erkühn ich mich.

Hauptkirche zu Paris im December 1811 gehaltenen Rede am Krönungstage ſeines Jupiter Scapin über ihn geſprochen hat. (V. Dictionnaire des Girouettes. Sec. édition. p. 398—99.)

„Der Sieg hat für ihn nur an den Orten ſtill geſtan„den, wo für uns das Weltall endigt. Er wird ihn allent„halben begleiten, wohin er ſeine Schritte tragen wird, mit „euch, ſtolze Legionen Frankreichs, hochherzige Krieger, deren „gefürchtete Arme um ſeinen Thron und um unſer Vater„land einen undurchdringlichen Wall bilden; ihr, die aus „der Blüthe der Kinder dieſes Reichs gebildet, die Tugenden „der Krieger und der Bürger vereinigend, weit hinter euch „laſſet, was Rom und Griechenland Glorreichſtes hatten. „Seit zwanzig Jahren und auf immer habt ihr unter uns „den Sieg gefeſſelt (??), der, ein Ueberläufer von unſern „Fahnen, ſich ſeit einem halben Jahrhundert an die Fahnen „unſerer Feinde hängte; ihr habt der erſtaunten und zittern„den Welt gezeigt, was eure unbeſieglichen Phalangen ver„mögen unter Feldobriſten, die ſie zu führen würdig ſind. „Wenn ihr auf der Bahn der Schlachten ohne Nebenbuhler „ſeyd, ſeyd ihr nicht weniger ausgezeichnet durch eine Art „Ruhm, der unter allen Kriegern nur euch allein zugehört „hat. Als die Zwietracht verblendete Bürger zuſammenwarf „und unſere Städte und unſere Felder in mit Bruderblut „gefärbte Rennbahnen verwandelte, da ſchien die Ehre der „Nation ganz und gar unter eure Fahnen geflüchtet, wie in „ihre natürliche Freiſtatt, da wandtet ihr als gehorſame „Kinder eure Blicke von den Verirrungen eures Vaterlandes, „ihr ſahet nur ſeine Gefahren, ihr hörtet nur eure Pflich„ten, ihr bedecktet zu gleicher Zeit ſeine Wälle mit euren Lei„bern und ſeine Irrthümer (?) mit euren Tropäen! Erha„bene Hingabe, wunderbarer Zoll von Treue und Zärtlich„keit, ihr mußtet Helden erzeugen! Ihr habt den Völkern

„gelehrt, daß ihre in den Palläſten eingeſchlafenen Tugenden „unter den Zelten wieder erwachen.“

Wir hören einmal, wie er über ſeinen Jupiter urtheilt:

„Der Kaiſer iſt in einem hohen Grade unwiſſend. Die „Natur ſelbſt ſeines beweglichen und beſtändig auf Speku„lationen aller Art gewandten Geiſtes wird ihm nie erlau„ben ſich wahrhaft zu unterrichten. Er träumt oder redet, „unterzeichnet Papiere und lieſt nichts; ſeine Geſchwätzigkeit „erſtreckt ſich auf alles aber ergründet auch nichts. Es iſt „genug, den Kaiſer ein Buch oder irgend eine Schrift durch„leſen geſehen zu haben, um ſich von dem, was er ſich da„von zueignen kann, eine Vorſtellung zu machen. Die „Blätter fliegen unter ſeinen Fingern, ſeine Augen laufen „auf jeder Seite und nach Verlauf von ſehr wenig Zeit wird „die arme Schrift faſt immer mit einem Zeichen von Ver„achtung, mit allgemeinen Formen der Verſchmähung ver„worfen: „Es ſind nur Dummheiten in dieſem Buche, es „iſt ein Ideolog ein Conſtituant *) ein Janſeniſt.“ Dieſes „letzte Beiwort iſt das Maximum des Schimpfes. Den „Kopf immer in den Wolken, den Flug immer gegen das „Empyreum gerichtet, meint er aus dieſem erhabenen Punkte „die Erde mit Adlerblick und, wann er ſie zu zertreten ge„ruhet, mit Rieſenſchritten zu durchlaufen.

„Nicht auf dieſe Weiſe begeben ſich die Dinge, nicht ſo „erwerben ſich Kenntniſſe unter den ſchwachen Sterblichen. „Es iſt höchſtens das Mittel die Gegenſtände nur in Maſſe „zu kennen, nämlich das Mittel ſie gar nicht zu kennen. „Auch kennt der Kaiſer weder die Menſchen noch die Dinge

*) Einer der erſten ſogenannten conſtituirenden Volksverſammlung Frankreichs. Conſtituant ſoll alſo hier wie Republikaner einen Schimpf bedeuten.

„ſeines Landes. Er ſtößt ſie fort, er reißt ſie nach, aber er „kennt ſie nicht. Einige leicht aufgegriffene Anſichten, einige „Züge des Scharfſinns, einige Blitze des Gedächtniſſes ma„chen ungefähr ſeine ganze Kenntniß, ſo wie einige Pam„phlets ſeine ganze Bibliothek aus. Man muß ihm nah ge„weſen ſeyn, vorzüglich mit ihm gereiſt haben, um ſich eine „Vorſtellung zu machen von einer Unwiſſenheit, die zuweilen „zu den ſpaßhafteſten Misverſtändniſſen über die Menſchen wie „zu den plumpeſten Schnitzern über die Sachen Anlaß giebt. „Ich bin mehr als einmal Zeuge davon geweſen und ich „werde davon in Zeit und Ort auffallende Beiſpiele geben.

„Der Kaiſer verfolgt immer ſeine eigene Idee. Es iſt eine „Art Jagd, wovon nichts ihn abbringt, während er mit einem „Gegenſtande beſchäftigt iſt. Alles übrige iſt für ihn nicht „da. Auch iſt das eine wunderbare obgleich dem Anſcheine „nach dem Genie und dem Rufe der franzöſiſchen Regierung „ſehr entgegengeſetzte Erſcheinung, daß jeder Agent dieſer Regie„rung, der ſich nicht grade auf ihrem Wege befindet, in der Mitte „eines gewaltigen Deſpotismus beinahe unabhängig iſt und un„geſtraft ſo viele dumme Streiche begehen kann, als ihm gefällt, „ſo wie er auch das Gute thun könnte, ohne bemerkt zu werden.

„Alles dieſes iſt ſehr ſeltſam, alles dieſes wird vielen „Leuten neu ſcheinen, man kann über Krittelei, über die „Wuth der Schöngeiſterei ſchreien, ich laſſe das gut ſeyn; „aber man wolle bedenken, daß alles dieſes unter der Herr„ſchaft Napoleons*) geſchieht, und dann wird alles klar ſeyn.

„Die Unendlichkeit der Gegenſtände, welche die Eitelkeit „des Kaiſers zu umfaſſen meint, da ſeine Stellung ihm

*) Der Verfaſſer behauptet, er habe dieſe ſeine Geſchichte ſchon ſogleich nach ſeiner Heimkehr aus Polen geſchrieben, aber jetzt erſt ausgegeben, da Napoleon als geſchichtlich todt zu betrachten ſey.

„daraus ein herrſchendes Bedürfniß macht und immer ma=
„chen wird, hat ein unbeſiegliches Hinderniß gebracht und
„wird es immer bringen, daß er nichts ergründen, nichts mit
„Reife, d. h. in ſeinen einzelnen Theilen, beurtheilen kann. Aber
„mit Napoleon und in dem franzöſiſchen Reiche ſieht man
„nur die Maſſen; die Einzelnheit iſt zu geringfügig, als daß
„ſie von dieſen höheren Naturen, von dieſen mächtigen Ge=
„nien bemerkt oder beſorgt werden könnte; alles wird im Gro=
„ben behauen; auch iſt alles obenhin gemacht. Alle Bilder
„bleiben Skizzen; die Urtheile über die Menſchen entſpringen
„aus mehr oder weniger unbeſtimmten einzelnen Aufſchnap=
„pungen; ein Zug macht einen Karakter aus; mehr Zeit als
„dies hat man nicht einem jeden zu geben. Eine ähnliche
„Regierung ſollte bloß aus Gnaden beſtehen, weil ſie allein
„keine Zeit erfordern. Bewilligen empfangen ſind ſo kurz;
„aber wehe dem, der Zeit nöthig hat, dieſer allgemeinen Be=
„treiberin der Dinge hienieden, vorzüglich wenn er ſich zu
„rechtfertigen, auf die Stufe, von wo er herabgeſtürzt wor=
„den, wieder aufzuſteigen hat! Faſt immer wie von einem
„Orkan gefaßt umgeworfen zermalmt weggeſchoben ohne ir=
„gend eine der Vorgängigkeiten, die ſonſt allenthalben der
„Schirm der unglücklichen Sterblichen ſind, bleibt man be=
„täubt gequetſcht an der hinterſten Spitze einer Menge, die
„euch ohne Erſtaunen wie ohne Mitleid anſieht, während
„derjenige, der euch zerſchlagen hat, mit Sprüngen und
„Sätzen ſeinen Lauf durch diejenigen hin verfolgt, welche er
„zufällig erhebt und verſtümmelt. So ſeyd ihr verdammt
„die Reſte eines geſchändeten Daſeyns in den Aengſten der
„Erwartung oder in der Nachſuchung um eine Wiederherſtel=
„lung zu verleben, welche der Zufall weit eher als Gewiſſens=
„biſſe für euch herbeiführen kann. Unglückliche, bei welchen
„die Gleichgültigkeit aufmerkt und der Zufall entſcheidet!

„Dieſe Art Zerſtreutheit, ohne Zweifel ſchrecklich genug, „welche mit der Unendlichkeit der Geſchäfte Frankreichs und „vorzüglich mit ſeinem zu großen Umfange zuſammenhangt, „iſt eine der größten Plagen, welche auf ſeinen unglücklichen „Bewohnern laſtet.

„Ich habe außerdem geſagt, daß dem Kaiſer die Mittel „ſich zu unterrichten von Seiten derer fehlten, deren Pflicht „iſt ihm die Kanäle dazu ſtets offen zu erhalten.

„Auch hierin ſogar muß man anerkennen, daß er dafür „büßte, daß er das Hinderniß dazu geſchaffen hatte.

„Zwei Dinge allein kommen dem Kaiſer nah und wachen „an ſeiner Seite, das Schrecken und die Schmeichelei; dies „iſt ſeine Wache und ſein Rath. Aber mit dieſem iſt man „weder wohl bewacht noch wohl unterrichtet. Alles Talent, „alle Arbeit der Perſonen, die ihm nahen, gehen auf dieſen „einzigen Punkt: ſeinen Gedanken errathen ſeinen Gedanken „überſetzen iſt für ſie das Erhabene.

„Der Kaiſer hat jeden Unterricht, der nicht mit dieſen „Gedanken zuſammenpaßt, auf eine ſolche Weiſe zurückgeſtoßen, „ſeine Hartnäckigkeit ſeine Abſtimmung brechen immer mit „einer ſolchen Ueberſchwemmung von Gewaltthätigkeiten und „Beſchimpfungen los, daß alle Welt ſich gewarnt hält ihm „nur immer das zu zeigen, was in ſeine Ideen paßt. Zwi- „ſchen dieſen beiden treuloſen Schildwachen, dem Schrecken „und der Schmeichelei, verſchloſſen, kann keine Warnung ſich „bis zu ihm Luft machen; und es ſteht mit ihm über ſeine „Angelegenheiten, wie mit jenem Sultan über ſeine Geſund- „heit, welcher gegen jeden, der ihm von der ſeinigen ſprechen „würde, die Todesſtrafe ausgeſprochen hatte, und alſo ſtarb, „ohne daß die erſchrockenen Aerzte wagten ihm von ſeiner „Krankheit zu reden.“

Wir machen zu dieſen Worten des jetzt auch weiland

Herrn Erzbiſchofs über den weiland Kaiſer ein paar Randgloſſen.

Es beſtätigt ſich mehr und mehr aus allen einzelnen Zügen, die nun allmählig als Geſchichten über ihn und als Anekdoten an den Tag kommen, daß unſer früherer Ausſpruch, daß ſein Geiſt und ſeine Seele faſt ganz im Blute ſaßen und alſo mit den wachſenden Jahren immer abnehmen mußten, nur zu wahr geweſen. Unendliche Fülle ſinnlicher Lebenskraft und elementariſchen den Stoff gewaltig durchdringenden Geiſtes zeichneten ihn aus bei dem erſten geſchichtlichen Anlauf, den er nahm. Sein Gemüth hat dieſe Kraft nachher ganz zu einer Banditenkraft geſtempelt. Er hatte wohl das, was einen großen Feldherrn machte, beſonders die ungeheure Zuſammenziehung aller ſeiner Kräfte auf einen einzigen Punkt, womit er auch mehr als Ein geiſtiges Centrum durchbrochen hat. Auch dies hat er mit den Jahren verloren. Man kann wohl mit dem größeſten Rechte von ihm ſagen: Der Herrſcher hat den Feldherrn getödtet. Schnellkraft hatte dieſer Mann in einem unendlichen Grade und Ergreifen und Fortſtoßen einer Idee oder That, die er eben faßte. Weil er nun auch Herrſcher ward und die Eitelkeit hatte vielſeitig und umſichtig ſeyn zu wollen, was er nicht war, ſo hat er dadurch die ſteinerne und eiſerne Kraft, die in ſeiner geſchloſſenen und gediegenen Natur war, nach und nach zerſplittert. Napoleon hätte der große Feldherr eines andern Kaiſers und Königs ſeyn und vielleicht fünfzehn zwanzig Jahre länger bleiben können, als er es nun geblieben iſt. Herrſcher durfte er nicht werden, am wenigſten in ſolcher Zeit. Hätte dieſer einen Herrn über ſich gehabt, er wäre vielleicht noch Jahrhunderte mit Ehren genannt worden. Nun iſt er durch die nach allen Seiten hin gezogene und gereitzte Unruhe ſeiner Natur aus einander

geriſſen und aufgelöſt worden. Er hatte endlich weder einen ſittlichen und leiblichen Halt und ſchwebte ohne allen Schwerpunkt mit dem Strome der Begebenheiten ſo hin, und dieſer hat ihn zuletzt auch unter ſeiner Fluth begraben.

Uebrigens in dem Großen ſeiner Natur iſt dieſer Mann von den leichten Franzoſen nie begriffen worden; das, wodurch er ſie wie mit den Schrecken einer unſichtbaren Macht zur Zeit ſeiner Ganzheit beherrſcht hat, haben ſie nie verſtanden. Er hatte Eines, was in das Genie hineinlief, das Dichte Feſte Unergründliche der ſüdlichen Menſchen. So können wenige Nordländer, auch die Höchſtbegabten, ganz Eins ſeyn, ganz in Einer Idee auf- und untergehend, ganz auf Ein Ziel hinſchießend, Monate ja Jahre lang alle ihre ſonſtigen Gewohnheiten Bedürfniſſe Leidenſchaften und Wollüſte verleugnend und opfernd, wie dies der Italiäner Spanier und Grieche, der etwas Ernſtes will, noch immer kann. Wenn Herr De Pradt ſagt: „Der Kaiſer verfolgt „immer ſeine eigne Idee; es iſt eine Art Jagd, wovon „nichts ihn abbringt, während er mit einem Gegenſtande „beſchäftigt iſt; alles Uebrige iſt für ihn nicht da," ſo weiß er nicht, welche große Eigenſchaft er damit lobt. Daß dieſe Eigenſchaft endlich Starrſinn ja Verſtocktheit ward, das machte das Herrſcherunglück und die Eitelkeit und die Schaar von Schmeichlern und Knechten, die nicht das Rechte und Edle zu thun und zu reden wagten.

Dieſe Schrift iſt beſonders auch geſchrieben, um der Welt zu beweiſen, daß Herr De Pradt an dem Brande von Moskau und an dem Untergange des franzöſiſchen Heers unſchuldig war, was ihm jeder auf ſein Wort glaubt. In der Beſchreibung der Verwaltung der Geſchäfte des Großherzogthums Warſchau, wobei er ſein eignes Lob nicht verſchweigt, ſeiner Verhältniſſe zu dem berüchtigten Herzog von

Baſſano und endlich der abentheuerlichen Flucht Napoleons und ſeiner Unterhaltung mit Herrn De Pradt und einigen polniſchen Magnaten werden die meiſten Leſer viel Anziehendes finden; es ſcheint recht für die Anziehung geſchrieben zu ſeyn.

Bei der Schilderung des Aufenthalts der franzöſiſchen Bande in Dresden (S. 51) kommen jedem redlichen Deutſchen wohl von ſelbſt viele jammervolle Erinnerungen aus der Jammerzeit wieder und die ſtillen Wünſche für das Vaterland kommen wohl auch mit, daß die deutſchen Fürſten nimmer wieder die Lage dulden mögen, wo freundliche Gehöre eines Berthier Baſſano und De Pradt als der erfreuliche Sonnenſtrahl eines großen Glücks angeſehen wurden. Wir leſen da (S. 69) auch etwas über den berühmten Herrn von Senft, dem der Verfaſſer einen Dienſt gethan hätte vor ſeinen deutſchen Landsleuten, wenn er ihn etwas anders gelobt hätte, als er gethan hat. Es offenbart ſich wohl jeden Tag mehr, daß allein der Pfad feſter Ehre und Tugend der rechte Pfad iſt. Die den düſtern Pfad der Verworrenheit gewandelt haben, dürfen auf ihre Genoſſen nicht rechnen; es heißt hier, wie im gemeinen Sprichwort: Wann die Diebe ſich entzweien, bekommt der ehrliche Mann ſeine Kuh wieder. So lautet es:

„Ich fand mit großer Freude den Grafen von Senft „und ſeine intereſſante Familie zu Dresden wieder. Unſere „Bekanntſchaft datirte ſich von Bayonne. *) Wir theilten „uns unſere Bekümmerniſſe mit über die Scenen, wovon „wir Zeugen waren. Da ſagte er mir, daß der Stand eines

*) Das fatale Bayonne iſt ein ſchlimmer Ehrenpunkt für mehr als Einen Miniſter geworden.

„Botſchafters bei Napoleon ſehr leicht geworden ſey, weil „er nichts mehr ſey als das Geſchäft eines Hofſchranzen.

„Herr von Senft hatte ſich in Paris durch die Vor„trefflichkeit ſeiner Geſinnungen und ſeines „Tons und durch die Würde ſeines Hauſes aus„gezeichnet. Man hatte ihn zu Paris ſehr vermißt. Die „Polen liebten und ehrten ihn. In einer jener Unterredun„gen, die ich oft mit ihm und ſeiner Frau hatte, ſagte er „mir: „Zu Dresden und in Sachſen giebt es nur „drei Perſonen, welche die Franzoſen lieben:*) „der König meine Frau und ich. In Preußen und „in ganz Deutſchland iſt es eben ſo. — Ich glaube „das wohl.“

Uebrigens iſt dieſer Herr Erzbiſchof darin allen andern Franzoſen gleich, daß er ſeine lieben Landsleute von allen Schanden weißzubrennen ſucht. Die barbariſchen Allemannen die Sachſen die Weſtfalen — das ſind die Verwüſter geweſen in Polen und Litthauen, die Franzoſen hingegen rechte Muſter der Ordnung und Mannszucht (S. 74.)

Ueber ſein Anprangern Anderer, z. B. des weiland Königs von Weſtfalen verlaufenen Gedächtniſſes und Baſſano's, den er zu einer verächtlichen halb lakaiiſchen Knechtsmaske ausmalt, wollen wir mit ihm nicht hadern; wir wollen ihn nur daran erinnern, daß er früher hätte bedenken ſollen, wie entehrend es einem Edelgebornen war ſolchen zu dienen. Auch über Vandamme und Davouſt wird hart hergefahren, weil dieſe jetzt in der Meinung und Macht zu liegen ſcheinen: dagegen werden Talleyrand und Fouché gelobt als die Einzigen, welche Frankreich hätten halten können,

*) Schlimm genug für ſie.

wie billig: denn ſie ſitzen ja für den Augenblick wieder zu Pferde. So heißt es von ihnen: (S. 8.)

„Dieſe allgemeine Behauptung (daß nämlich alle, die Na„poleon umgeben, nur die Rolle von Schmeichlern zu ſpie„len hatten) leidet eine Ausnahme in Beziehung auf zwei „Miniſter, welche Napoleon, als er allmächtig geworden, „wegen Eigenſchaften, die ſie ihm werther hätten machen „müſſen, glaubte entfernen zu müſſen. Er fühlte ſich beengt „durch ihren Ruf, durch die Unabhängigkeit, die ſie mitten „in der allgemeinen Knechtſchaft erhalten hatten. Er fürch„tete, ſie mögten in ſeinem Ruhm mit zur Theilung kom„men und er die Miene haben ihren Rathſchlägen etwas zu „verdanken. Dies iſt die wahre Urſache ihrer Entfernung. „Er hat die Nachbarſchaft des Talents nicht ertragen können. „Napoleon hatte ein, ſolange Geſellſchaften ſind, den Men„ſchen unbekanntes Unternehmen gewagt, das, ohne Rath zu „regieren, was ſage ich? jeden Rath zu ächten. Ich habe ihn „mit Wuth ſchreien hören: „Rathſchläge mir! Rath„ſchläge!“ — Ja freilich, der Mangel eines Raths hat „ihn verdorben, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, wenn er „die beiden überlegenen Männer, die ſein guter Stern ihm „zugeführt hatte, behalten hätte, er noch mit dem Glanze „funkeln würde, den er bei der Epoche ihrer Entfernung „angefangen hat zu verlieren. Das Vergnügen über mittel„mäßige Menſchen zu herrſchen, ſie nach Belieben zu meiſtern, „ihnen die Laſt ſeiner Ueberlegenheit recht fühlbar zu ma„chen, dieſer kindiſche Genuß iſt ihm theuer zu ſtehen gekom„men: er hat ihn mit ſeiner Krone, mit dem Glücke ſeiner „Familie bezahlt; was kein großes Unglück ſeyn würde, wenn „Frankreich es nicht mit allem bezahlt hätte, was es Koſt„bares hat: mit ſeinem Blute ſeiner Ehre ſeinem Reich„thum ſeiner Bedeutſamkeit unter den Nationen.“

Wir können uns ſchließlich einer Bemerkung nicht erwehren. Dieſe ganze Schrift ſcheint geſchrieben, damit der Verfaſſer ſich bei der Welt und bei ſeinem Volke weißbrenne und die gute Meinung wieder gewinne. Wir wollen ihm glauben, was wir nicht wiſſen, daß er keines der verächtlichſten und dienſtbarſten Geräthe des Kaiſers weiland geweſen iſt; aber ein Erzbiſchof mag ſich entſchuldigen, wie er will — das iſt unleugbar, daß er eine ſchwerere Würde zu tragen und alſo im Leben und Betragen auch darzuſtellen und zu behaupten hat, als viele tauſend andere Beamten geringerer und weltlicher Ordnungen. Das iſt überhaupt ein untröſtliches Zeichen unſers Zeitalters, daß man über die Aufführung öffentlicher Menſchen zu gleichgültig oder zu nachſichtig iſt, daß man mit einer gewiſſen Weichlichkeit, die von vielen Menſchen Duldſamkeit genannt wird, die Wölfe und die Schaafe immer noch zuſammen in Einen Stall treibt. Wenn die Ehre alter Zeiten gehört würde, wenn die Meinung und die Stimme des Volks (ich meine nicht den Pöbel, der immer und allenthalben kläfft und ſchreit) den Regierungen eine Stimme Gottes wäre, wie mancher Miniſter und General hätte ſeit der Leipziger Schlacht auch in Deutſchland auf ewig in den Ruheſtand verſetzt werden müſſen, wie viele Hunderte von Beamten und Schriftſtellern hätte man an dem Rhein die Urfehde ſchwören laſſen und dann den fliehenden Franzoſen nachtreiben müſſen, für welche ſie zur Unterjochung und Entehrung ihres Vaterlandes mit Leib und Seele gearbeitet haben!

Fünf oder Sechs Wunder Gottes.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Die Frommen ſind über die Zahl uneins. Wir wollen daher die großen Wunder, worüber alle einſtimmig ſind, mit deutſchen die kleinen Wunder mit lateiniſchen Ziffern ſchreiben und einen Stern dabei machen:

1. Daß der Winter von 1812—13 ſo früh und zu rechter Zeit kam und daß er zwiſchen der Flucht von Malojaroslawetz und Smolensk und wieder zwiſchen der Bereſina und Wilna beſonders ſtreng eintrat, wer erkennt darin nicht den Finger Gottes, der den Tyrannen verderben und die Freiheit wieder aufrichten wollte.

2. Kutuſows, des ruſſiſchen Feldmarſchalls, Tod vor dem Anfange der großen Entſcheidung in Deutſchland war gewiß ein großes Zeichen. Der Mann hat ſeine Verdienſte um die heilige Sache und wir wollen gewiß ſeinem Namen nichts abdingen bei der Nachwelt. Aber wir wiſſen, daß er die Sachen bloß als Ruſſe ſah und als Deutſcher, d. h. aus dem deutſchen Geſichtspunkte, weder ſehen wollte noch konnte; wir wiſſen auch, daß er ungern über die Oder gegangen war und überhaupt den angreifenden Krieg gegen Frankreich

im Herzen Deutſchlands nicht billigte; wir wiſſen überdem, daß ſein Anſehen bei dem Heere und ſein Gewicht über den Kaiſer die größten waren; das wiſſen wir endlich, daß er keineswegs ein mittheilendes verbindendes noch zuſammenhaltendes Gemüth war. Der Krieg hätte alſo unter ſeiner Führung eine ganz andere Art gewonnen, die Eintracht unter den Ruſſen und Preußen wäre ſchwerlich ſo herzlich geworden, als ſie nachher wirklich ward, Blücher hätte vielleicht gar keinen Oberbefehl bekommen und viele Kräfte wären nimmer erwacht, andere ſchon erwachte geſchwind wieder erſtickt, viele Namen wären vielleicht nicht genannt, die jetzt große Namen ſind. Ich glaube, das Ganze hätte ſich nicht ſo deutſch geſtalten und entwickeln und die Geiſter fortreißen können — und wie wäre dann Germaniens Freiheit geworden? Alſo —

3. Das ſichtbarſte Zeichen aller Welt, was auch in allen Gränzen des Vaterlandes als ſolches verſtanden worden iſt, war Moreaus faſt wunderbarer Tod. Er fiel durch eine der erſten Kanonenkugeln. Man nennt den Mann einen edlen Mann; das mag ſeyn. Er war ein Franzoſe und die Franzoſen würden mit ihm geprahlt haben, wenn er gelebt und den Feldzug der verbündeten Heere mitgemacht hätte. Sie würden geſagt haben: „Wir leugnen nicht, daß wir „beſiegt ſind, aber wir ſind von dem größten und edelſten „unſerer Feldherrn beſiegt. Nur ein Franzoſe konnte die „Franzoſen ſchlagen, nur durch Moreau konnten die dummen „Deutſchen etwas gegen uns ausrichten.“ Sie haben dies wirklich von ihm und dem Kronprinzen von Schweden geſagt; ſie haben behauptet und viele leichtgläubige und des eigenen Ruhms immer ſorgloſe Deutſche haben es ihnen nachgebetet, von dieſen beiden ſey der ganze Plan des Feld=

zuges nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes am 10. Auguſt 1813 entworfen, (was doch nicht wahr iſt) und ihnen allein verdanken die verbündeten Heere ihr Glück. Gott aber meinte es beſſer mit uns und gönnte uns zu der Freiheit den Ruhm und daß nicht andere die Ehre unſerer Arbeiten ärndten ſollten. Darum ſtellte er auch die in mancher Hinſicht unerklärliche Politik des Kronprinzen von Schweden ſo, daß er mit ſeinem Heere faſt nichts that, da er doch einen ſo großen Ruhm dieſes Krieges erwerben konnte, und daß er mit viel geringerer Meinung aus Deutſchland weggegangen iſt, als womit er gekommen war *).

Von allen Wundern war es gewiß das größte, was er mit Moreau's Tod meinte, daß er uns dieſen läſtigen und gegen alle unſere Vortheile auflauernden und aufſätzigen Franzoſen durch eine Kugel wegnahm. Hätte dieſer gelebt, jeden Tag würde er die falſche wälſche Lehre gepredigt haben: „Um Gottes Willen nicht weiter als an den Rhein! „die Franzoſen fühlen zu gut, daß das ihre für alle Ewig„keit unverrücklich beſtimmte Gränzen ſind; der erſte Schritt „darüber würde das ſtolze und hochherzige Volk zu unend„lichem Zorn waffnen und die Folgen davon ließen ſich gar „nicht berechnen. Es wäre eine Tollheit zu glauben, daß „man jenſeits des Rheins von Frankreich nur ein einziges

*) Im Heere Bernadottes war auch Adlercreutz, der tapfere und berühmte Vertheidiger Finnlands gegen die Ruſſen. Dieſer hatte auf Sachſens Geſilden ſeinem Kronprinzen ins Geſicht geſagt: Hier auf dieſen Feldern, wo Guſtav Adolfs und Torſtenſons unſterbliches Gedächtniß noch nicht verklungen iſt, müſſen unſere Schweden tapfer mit ins Feuer. Das Wort hatte Bernadotte ihm nie vergeben noch vergeſſen.

„Dorf erobern könnte.“ Dieſe leidige Lehre, die auch der Kronprinz von Schweden in mehreren Manifeſten verkündigte und die damals noch weichere Ohren fand, würde nur zu vielen Eingang gefunden haben und wir hätten noch viel ſchlechtere Gränzen erhalten, als welche uns der pariſer Frieden gab, mit deſſen Unglück wir uns jetzt immer noch tröſten ſollen. Hätten Moreau und Bernadotte in jenem Kriege etwas Großes gethan, die Franzoſen und die anderen Fremden und genug Deutſche würden feſt geglaubt und behauptet haben, deutſche Feldherren ſeyen durchaus unfähig Schlachten zu entwerfen und zu gewinnen; ſind ja jetzt wieder genug Deutſche, die dem großen britiſchen Feldherrn für dieſen Sommer alles beilegen, deſſen Talent wir wahrlich nicht verkleinern wollen, den wir aber wahrlich nicht Urſache haben zu lobpreiſen, weil er wohl offenbart hat, daß er es freilich gern hat, daß ſeine Lorbeeren aus deutſchem Blute grünen, daß er aber für Deutſchlands Ehre und Macht nicht den Degen gezogen hat. Denn wie er nachher gehandelt hat, ſcheint er mehr für die Franzoſen als für die Deutſchen gefochten zu haben. So daß wir auch bei dieſer Betrachtung über des alten Germaniens Verhängniſſe wieder trauern müſſen. Uns die Arbeit und andern den Lohn der Arbeit — ſo iſt es ſeit Jahrhunderten geweſen und ſo wird es bleiben, ſo lange wir ein zwieträchtiges Volk ſind.

IV. Die Frömmigkeit ſchreibt Bonapartens unbeſchreibliche Verblendung und ſtarre Unbeweglichkeit in ſeinen tollen Entwürfen, wodurch er die ungeheuerſte Macht in ein paar Jahren zerſtörte, am liebſten Gott zu. Und wahrlich Pharao war nicht toller, als er mit Roſſen und Wagen ins rothe Meer fuhr, als dieſer von ſo vielen Schmeichlern und Knech-

ten einſt vergötterte und über die höchſten geſchichtlichen Namen erhobene Mann.

5. Die Flucht von der Inſel Elba war doch auch wohl ein Zeichen. Der pariſer Friede hatte keine Gerechtigkeit gepflogen noch die Weltverhältniſſe befeſtigt und das Vaterland geſichert; der Wiener Kongreß konnte das noch weniger: durch ihn wurden die ungeheuren und klaffenden Wunden Europas aller Welt nur noch ſichtbarer als vorher. Darum ward dieſe Flucht, welche die Welt doch mit neuem Kriege und Elend bedrohete, von den meiſten Menſchen mit Freuden vernommen. Sie hofften, jetzt könne geſchwind gebeſſert werden, was durch eine unbegreifliche Verblendung über die Lage Frankreichs und Europa's im Jahr 1814 verſäumt war. Und Gott hat redlich das Seinige gethan, er hat das Recht glänzend erhöhet und die Schuld zerſchmettert; und wenn er, wie er Schlachten gewinnen helfen kann, auch die Friedenspergamente mit eigener Hand unterſiegeln könnte, gewiß hätte Deutſchland, unſer liebes Vaterland, jetzt ſeine Gebühr erhalten.

Mehr Wunder könnte ich zeigen, worüber die Frommen anbeten und die Spötter lächeln: unter dieſen das größte Wunder, die deutſche Begeiſterung, welche die Lüge und Tyrannei durch ihre Gewalt wie Spreu zerſtäubt und das Vaterland wieder zu Ehren aufgerichtet hat. Dieſe wird von jedem frommen und redlichen deutſchen Mann immer im ſtillen und gläubigen Sinne gewogen werden.

Es iſt leider wahrſcheinlich genug, daß jetzt nur wieder ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, daß das verderbliche Uebel, das uns nun ein Vierteljahrhundert gequält hat, nicht an der Wurzel abgehauen und ausgerottet werden wird. Doch

ziemt es uns, die mit ruhigem und heiterem Blick über die Weltgeſchichte und über die Entwickelungen und Schickſale der Völker hinblicken ſollen, uns ziemt es nicht, deswegen an dem Vaterlande und an der Wiederherſtellung des menſchlichen Geſchlechts aus Elend und Verwirrung zu verzweifeln. Wir wiſſen es ja, in Jahrhunderten ſind wir aufgelöſt und zerfallen; wir können daher nicht verlangen in fünf Jahren wieder aufgebaut zu werden. Wir müſſen der Zeit die Zeit geben und unſern Muth und Glauben auf Gott ſtellen, der ſich uns ſo wunderbarlich offenbart und erwieſen hat. Aber auch das Unſrige müſſen wir redlich thun. Durch deutſche Redlichkeit durch deutſche Kraft und Vaterlandsliebe muß der Geiſt immer mächtiger werden, der uns troß aller Hinterliſten der Fremden endlich zu Herren unſeres Landes machen und den letzten Fremdling, der noch auf einem Fußbreit germaniſchen Bodens ſteht, mit Zittern über unſere Gränzen jagen wird. Wenn wir immer Beſieger ſeyn wollen jenes eitelſten und gehaßteſten Volkes, das uns ſeit Jahrhunderten aufgelauert und an Ehre Tugend und Glück beſchädigt hat, und wenn wir jene Briten abſchütteln wollen, die uns in Tagelöhner und Koloniſten für ihre Fabriken und Manufakturen verwandeln mögten, ſo wollen wir vor allen Dingen zuerſt Deutſche ſeyn in Art und Leben, wir wollen mit edlem Stolz die Ziererei und Buhlerei mit fremden Sprachen Sitten und Moden verachten und alles Weichliche und Eitle als undeutſch aus unſern Marken verbannen. Wir können vorherſehen und alſo auch vorherſagen, daß die Weltgeſchichte ihren feſten Weg geht mit und wider unſern Willen. Ihr jetziges Streben iſt offenbar, die Völker und Länder in ihre urſprünglichen und nothwendigen Beſtandtheile abzuſetzen und alles Fremdartige und Unnatürliche von einander abzuſcheiden. Auch uns iſt dieſer Weg gezeigt; wir

gehen unter, wenn wir uns nicht unter uns einigen und feſter zuſammenſetzen. Die Fremden arbeiten mit freundlichen und feindlichen Liſten, aber immer gleich vergeblich, uns mehr und mehr zu trennen und uns zur endlichen Zerſtückelung und Unterjochung ganz fertig zu machen; unſere jammervolle nun ſchon Jahrhunderte alte Vielherrſchaft, die ſonſt doch noch einiges Band hatte, das ſie hielt, haben ſie jetzt in ganz unabhängige Souveränetäten (für das Verderbliche ſind fremde Worte bequem) zerlegt. Das nennen ſie die deutſche Verfaſſung begründen und die deutſche Freiheit und Selbſtſtändigkeit befeſtigen, und wollen der gutmüthigen Dummheit damit einbilden, als hätten ſie uns etwas Großes gebracht. Und wenn wir das Aeußere und den Schein der Dinge anſehen, ſo gewahren wir kaum, woher ein Halt kommen ſoll für das Loſe und eine Eintracht für das Getheilte. Denn an ſolchen, die unſre Kraft zerreißen und auseinander hetzen wollen, wird es nie fehlen und Gog und Magog und alle Völker der Welt werden zu ihrer Zeit ſuchen deutſche Fürſten als Hülfsgenoſſen gegen Deutſche zu misbrauchen; immer aber werden wir des fürchterlichen Ausſpruchs jenes Geſchichtſchreibers gedenken müſſen, der da ſagte: Da alle Staaten Griechenlands herrſchen wollten, haben alle die Herrſchaft verloren. Denn warum ſollen wir Deutſche uns immer gebärden, als wie die dummen und ſtummen Hunde, die nur wedeln und kriechen können, wie viel man uns auch die Peitſche giebt? warum ſollen wir uns bei aller Nichtigkeit ja bei aller Nichtswürdigkeit, die unſre Feinde und Neider ſich täglich gegen uns erlauben, uns immer gebärden, als wenn wir nicht ſehen hören riechen und fühlen können? Auf Gott ſoll ein braves und frommes Volk immer hoffen, aber mit über den Schooß gekreuzten Händen

fängt man Ruhm und Glück nicht; Herz und Kopf und Fauſt müſſen auch rüſtig und friſch ſeyn, und müſſen es immer ſeyn, wenn die großen Gaben und Gunſte der Geſchichte nicht in eine unerreichliche Ferne von uns entlaufen ſollen. Wann das Wild aus dem Schuſſe iſt, trifft es ein anderer Jäger als Beute.

Fantaſien

zur

Berichtigung der Urtheile

über

künftige deutſche Verfaſſungen.

(Gedruckt im Wächter 1815.)

Es ſind bei uns ſehr viele, welche das Franzöſiſche und die franzöſiſchen Einrichtungen Geſetze und Regierungsordnungen faſt unbedingt loben; andere ſind, welchen wenigſtens Manches von dem Weſen und Regieren der Franzoſen gefällt und welche dies, wo es iſt, entweder beibehalten, oder, wo es nicht iſt, nachgeahmt wünſchen; ja dritte ſind, welche trotz aller Nichtigkeiten, welche die Franzoſen in der Freiheit und für die Freiheit gezeigt haben, immer noch glauben, dieſes Volk werde ſich endlich doch zu neuer Herrlichkeit und zu einer wirklichen und tüchtigen freien Verfaſſung durcharbeiten. Dies Letzte laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, erklären aber, daß wir, wie ſehr wir auch Urſache haben, dieſes Nachbarvolk zu haſſen, es von ganzem Herzen wünſchen. Denn dieſer Wunſch iſt erſtlich ein Wunſch allgemeiner Chriſtlichkeit und Menſchlichkeit, zweitens ein Wunſch des Eigennutzes. Ich wiederhole hier nämlich, was ich oft geſagt habe, daß einem Volke nichts Glücklicheres begegnen kann, als wann die Nachbarvölker durch weiſe und freie Verfaſſungen regiert werden; denn wie eine Geſellſchaft von edlen und weiſen Männern den, der in ihr lebt, nothwendig bilden muß, ſo muß die Nachbarſchaft edler und wohl geordneter Staaten auch ein Volk zu politiſcher und ſittlicher Höhe emportreiben, oder es muß auch über-

haupt aufhören zu ſeyn. Alſo können wir Deutſche auch für unſere eignen Vortheile keinen herzlicheren Wunſch haben, als daß die Franzoſen Italiäner Ungern Polen Schweden und Dänen bald durch die glücklichſten Verfaſſungen und weiſeſten Geſetze geſegnet ſeyn mögen. Denn wir Deutſche kommen dann in die Lage, worin eine Eiche oder Buche iſt, die in einem Fichtenwalde ausgeſäet worden: Wir müſſen mit unſerem Gipfel zum Himmel hinauf, oder, wann wir nachbleiben, werden wir von den Kronen der Nachbarn überſchattet und erſtickt.

Wir wollen nun, was diejenigen betrifft, welche die franzöſiſchen Einrichtungen und Ordnungen entweder unbedingt loben oder doch Manches davon zur Beibehaltung oder Nachahmung empfehlen, unſer Urtheil über ſie nicht gradezu ausſprechen; aber ſo viel können wir ſagen, daß einige von ihnen vielleicht undeutſch ſind, andere, von dem Zeitalter beſtochen, zu geſchwinde ſchreiten, alle aber zu wenig darauf Rückſicht nehmen, wie ſo ganz verſchieden der germaniſche Staatsleib von dem franzöſiſchen und das germaniſche oder richtiger deutſche Volk von dem franzöſiſchen Volke iſt. Wir werfen hierüber vorſpielend ein paar leichte Worte hin.

Einige von dieſen ſind undeutſch, entweder ſolche, welche den Franzoſen mit Freuden gedient und unter ihrer Herrſchaft Geld und Ehren gewonnen haben, oder ſolche, die, ganz in der Wildheit und Begriffsloſigkeit des letzten Vierteljahrhunderts erzogen, die alte Geſchichte und die Geſchichte ihres eignen Volkes nicht kennen und alſo nichts als groß herrlich und ehrwürdig verehren, als was die großtönenden Mäuler an der Seine und Bonaparte und ſeine Helfer ihnen als die großen Orakel der Geſchichte und als die ſibylliniſchen Ausſprüche der Politik und Geſetzgebung immer

vorgeklungen haben. Außer dieſen giebt es einige Spitzköpfe, welche die Gemüthlichkeit des deutſchen Lebens und die Art, wie eine deutſche Geſetzgebung ſeyn und ſich machen kann, nimmer begreifen und deren Anſichten der politiſchen Dinge und Verhältniſſe alſo mit den franzöſiſchen Anſichten zuſammenfallen: welche Menſchen überhaupt nur das Scharfe und Beſtimmte ſehen können, nicht aber das noch Schwimmende und ſich eben Geſtaltende. Noch ſind endlich ſolche, die ſchlechteſten und undeutſcheſten von allen, deren undeutſche Geſinnung allein aus dem Eigennutze entſpringt, die keine andere Weltgeſchichte kennen, als die des Genuſſes und Gewinnſtes. Dieſe Art würde ſich jedes Volk gefallen laſſen und demſelben knechtiſch dienen, das ihnen für den Augenblick ihres Lebens Vortheile bringt, ſie würde kalmückiſche und ſamojediſche Einrichtungen loben gleich den franzöſiſchen, wenn ſie dadurch herriſcher und üppiger leben könnte. Mit dieſer Art läßt ſich, weil ſie keinen Gott kein Volk und kein Vaterland hat, als ihre Habſucht und ihre Bequemlichkeit, vernünftiger Weiſe nicht ſprechen noch ſtreiten: ſie ſind nichts, weil ſie die natürlichſten Gefühle der Liebe und Treue ausgezogen haben, die der Menſch zu dem Volke haben ſoll, das ſeine Sprache ſpricht. Nicht auf dieſelbe Weiſe können wir diejenigen verwerflich nennen, deren Anſichten undeutſch ſind; denn für dieſe Anſichten, die ihnen entweder durch Gewohnheit des Fremden oder durch Unkunde des Vaterländiſchen kamen, oder die ihnen durch den allmächtigen Athem der Zeit von Kind auf angehaucht wurden, können ſie nicht immer, und ihre Geſinnungen mögen oft viel beſſer ſeyn als die Geſinnungen derer, welche ſich wohl deutſcher Anſichten rühmen, die eben nicht deutſche Einſichten geworden ſind. Denn eben die Einſichten fehlen uns allen mehr oder weniger, unſere Anſichten mögen übrigens fremd oder deutſch ſeyn. Dieſe

Einſichten von wahrer Staatskunſt und wahrer Staatsverfaſſung ſuchen wir, und werden wir endlich finden, ſobald das Leben unſerer Staaten nur die erſten Anfänge von Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewonnen haben wird. Aus bloßer Theorie aber läßt ſich das nicht finden, was, die Völker beherrſchend und die Jahrhunderte lenkend, als ein höherer Mittelſchatten des Lebens, als eine halb irdiſche und halb himmliſche Geſtalt zwiſchen dem Gemeinen und Ungemeinen in der Mitte ſchwebt.

Diejenigen, welche Verfaſſungen und das Glück der Verfaſſungen gleichſam im Sturmſchritt erobern wollen, welche im Geſchwindſchritt über alles Alte wegſchreiten und dem Neuen athemlos zueilen, ſind in ihrem Wollen und Treiben meiſtens ſchuldlos, ja ein edler und ſchöner Eifer ſpornt wohl manche von ihnen, daß ſie ſobald als möglich den blutigen Schutt der Zeit mit allen ſeinen gräulichen Ungeſtalten und mit allen ſeinen häßlichen Erinnerungen hinter ſich ſehen wollen, aber in vielen Dingen ſind ſie doch im Irrthum. Auch ſie büßen die Schuld der Zeit, in welcher ſie leben. Wir haben es oft bekannt, daß uns gedäucht hat, in der erſten franzöſiſchen Volksverſammlung, die ſich im Sommer des Jahrs 1789 verſammelte, ſeyen einige tugendhafte Männer und gewiß viele lichte Köpfe geweſen; aber Verſtand der politiſchen Dinge ſey faſt bei keinem geweſen, jener Verſtand, der ſelbſt manches Unvollkommene einſtweilen ſtehen läßt in der Hoffnung, die Enkel und Urenkel werden einſt nach ihm aufräumen, was er aufzuräumen noch nicht die Kühnheit haben durfte. Ich will den Gegenſtand noch feſter in einen beſtimmten Geſichtspunkt ſtellen; dieſen Männern, däucht mir, hat der politiſche Verſtand gefehlt, der das Unvollkommene ſtehen läßt, damit das Vollkommene, das ſie machen wollen, eine Lehne

habe. Sie bedachten nicht den weiſen Spruch des Solon, daß einem Geſetzgeber gezieme nicht den vollkommenſten Staat zu machen ſondern einen ſo vollkommenen Staat, als das Volk und die Verhältniſſe ihn erlauben. Das Unvollkommene ſcheint freilich dem Vollkommenen eine ſchlechte Lehne zu geben; aber läßt nicht auch der Gärtner die ſchlechten und halbvertrockneten Bäume noch Jahre lang ſtehen, obgleich ſie keine Früchte mehr tragen, damit die jungen Bäumchen, die er hinter ihnen pflanzt, durch ſie vor der Wuth der Nordwinde geſchützt werden? Wann dieſe jungen ſich auf den Stämmen befeſtigt und ſich an Wipfel und Rinde geſtärkt haben, ſo daß ſie aus eigener Kraft den Stürmen widerſtehen können, erſt dann haut er die alten Krüppel ab, die auch dann erſt völlig unnütz geworden ſind, und ſetzt andere an ihrer Stelle. Und wer ein neues Haus bauen will, fängt er damit an, daß er das alte von Grundaus niederreißt, ſo daß auch nicht einmal die Spur davon bleibt, ohne daß er habe, wohinein er ſich einſtweilen flüchten mag, bis der neue Bau vollendet iſt? Und die Franzoſen haben es viel ärger und unverſtändiger gemacht: nicht allein bis auf den letzten Stein haben ſie den Grund aufgebrochen, ſondern die Erde ſelbſt haben ſie weggetragen, ſo daß ſie endlich gar nichts Feſtes hatten, worauf ſie hätten bauen mögen, und daß man von ihnen in voller Wahrheit hat ſagen können, ſie haben Schlöſſer in der Luft gebaut: ja ſo prangende und ſchimmernde Feenſchlöſſer, daß noch mehr als Ein abentheuernder Ritter darnach auszieht, die bezauberten Prinzeſſinnen, die er mit ihren Reitzen und Schätzen in ihnen gefeſſelt wähnt, daraus zu erlöſen. Und gäbe es einen irdiſchen Pfad, auf welchem er in ſolchen luftigen Bau ſteigen mögte, wahrlich auch nichts würde er darin finden, als eitel Zauberei und

Dunſt. Doch haben ſich viele in dieſe franzöſiſchen Herrlichkeiten vergafft und ſtehen uud ſtaunen ſie an und meinen immer noch, einmal müſſe die verzauberte Prinzeſſin doch vor aller Augen verwandelt herausfliegen und als eine glänzende Lichtgeſtalt der Schönheit zu uns auf die Erde herabkommen und irdiſch unter uns wandeln. Dies gewahrt man bei jeder neuen Bewegung der Welt, beſonders bei jeder neuen Bewegung in Frankreich. Da ſtehen Tauſende in Erſtaunen und gaffen nicken winken und verkünden: Nun wirds bald ſeyn! Und es wird nicht und der gleißende Froſch platzt wieder, der ſich zu einem Ochſen aufblaſen wollte. — Und ich habe das rechte Gleichniß gefunden und das rechte Wort für die Sache. Das war es und das iſt es wirklich: Aufgeblaſenheit. Das waren vormals andere Menſchen, welche Geſetze gegeben und den Völkern die Bürgerordnung und die Freiheit befeſtigt haben, als die Leute von heute und von geſtern ſind. In ruhiger Stille Mäßigkeit und Demuth und in ſicherer Gleichheit des Gemüthes und des Lebens ſchritten ſie ihren ſchweren Weg feſt und langſam zum Ziele, ſprangen nicht leichtſinnig nur über den kleinſten Stein oder Block weg, der den Weg uneben machte, ſondern räumten gebührlich auf und ebneten und ſicherten die Bahn, ehe ſie weiter gingen. Wir Jetztlebende — ich meine die Franzoſen und die meiſten von uns — haben Ideen genug gehabt von Geſetzgebung und Staatsverfaſſung und Anſichten genug ja zu viele, aber der Mäßigung haben wir gemangelt und jener ſtattlichen und großartigen Männertugend, welche nach der eigenen Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit das Maaß und Verhältniß aller irdiſchen Dinge wägt und mißt, beſonders der Dinge, die von dem Menſchen gemacht werden, welche daher nicht mehr will, als ſie wollen kann und darf. Daher die Sprünge in

den Ideen und in den Werken oder vielmehr in den Proben von Werken, welche das letzte Jahrdreißig uns gezeigt hat: das Prahlerische Unſtäte Uebermüthige ja Verbrecheriſche; denn die meiſten Geſetzgeber unſerer Tage mit den großen Worten und mit der hellklingenden Glocke von Freiheit und Gleichheit, durch Einbildung und Aufgeblaſenheit verführt, heuchelten ſich und ihr Volk beſſer und edler, als ſie waren, und daher iſt uns das Unheil gewachſen und wächſt uns bis dieſen Tag. Weil wir eitel waren, haben wir das Gute nicht gewollt, was wir haben konnten, ſondern uns ſogleich gebärdet, als ſeyen wir für das Vollkommenſte reif, was auf Erden von jeher von wenigen Völkern erlangt und immer nur auf kurze Zeit feſtgehalten iſt und was auf jeden Fall auch von den ernſteſten und würdigſten Völkern nur durch langſame Vorrüſtungen und Vorarbeiten gewonnen werden kann. Welch ein Unſinn ſolcher, die ſich weiſe und erfahrne Männer nennen und darauf Anſpruch machen Darſteller und Geſetzgeber ihres Volkes zu ſeyn, daß ſie meinen oder doch die Meinung heucheln, als können diejenigen, welche ohne Verfaſſung eben noch der Willkür preisgegeben und faſt Knechten gleich waren, durch ſchön klingende Beſchlüſſe und durch Geſetze, die keine andere Bürgſchaft noch Haltung haben, als das Papier, worauf ſie geſchrieben oder gedruckt ſind, wie durch einen Zauberſchlag plötzlich auch feſte mäßige und würdige Männer werden, welche eine hohe Freiheit zu ertragen und zu verwalten würdig ſind! Zum Theil haben die Franzoſen hier freilich durch eine Fantaſie gefehlt, die keine Fantaſie iſt, ſie haben ſich — was eigentlich das Weſen ihres ganzen Lebens und auch das Weſen ihrer Kunſt und Poeſie iſt — durch einen Schaum von Ideen berauſcht, welchen keine feſte Wirklichkeit zum Grunde lag. Ihre Fantaſie kann man wirklich keinem Dinge in der

Welt beſſer vergleichen, als dem Champagnerſchaum, woraus ein kitzelnder und ſpielender Duft aufſprudelt, der mehr Geiſt lügt, als er hat. Die deutſche Fantaſie will ich dem Burgunderwein vergleichen oder unſerm herrlichen Rheinwein; dieſer wirft wenig Schaum, aber des Geiſtes und der Kraft drinnen iſt die Fülle. Aber der größte Theil der Sünden der franzöſiſchen Umwälzung kömmt auf die Sünde ſelbſt: die Franzoſen würden nicht ſo viel Unglück erlebt und ſo viel Unheil gemacht haben, ſie würden unter dem Fluche Gottes und dem Fluche der Völker jetzt nicht ſo ſchwer darnieder liegen, wenn ſie mit der Sünde nicht geſpielt hätten wie mit einer liebenswürdigen Buhlerin, wenn ſie ſich nicht unterſtanden hätten uns die Teufelei für eine Göttlichkeit zu verkaufen.

Sie werden von vielen entſchuldigt, ich habe ſie oft entſchuldigt, und ich will ſie da noch entſchuldigen, wo ſie zu entſchuldigen ſind. Für das Erdbeben konnten ſie nicht, deſſen Erſchütterung die flammenden und verderblichen Vulkane zuerſt in die Luft ſpringen ließ und wegen des ſchönen Feuerwerks, das ſie den verblendeten Sterblichen gaben, mit einem Jubel bewillkommt ward, wie kaum die mit allen Reitzen und Schimmern der Bethörung und Verblendung weiland gerüſtete und geſchmückte Pandora, als ſie mit ihrem lieblichen Unheil aus der geöffneten Kiſte flog. Der bunte Vogel, den die Franzoſen im Jahr 1789 ausfliegen ließen, wurde nicht allein bei ihnen und von ihnen als das große Heil des Tages begrüßt und verkündigt, ſondern alle Zeitgenoſſen ſtimmten ein und ſelbſt Graubärte gebärdeten ſich ſo kindiſch, als ſey ſolches Glück nie geſehen und gehört worden und als werden nun die Thore eines neuen Zeitalters der Herrlichkeit auf das weiteſte aufgethan. Darin aber irrten ſich beide, daß ſie ein paar Jahre hofften, das neue ſaturniſche Zeitalter der Freiheit und Freude könne von kei-

nem andern Volke ausgehen und von keinem andern Volke angeführt werden, als von den Franzoſen. Indeſſen auch dieſe Hoffnung war die verzeihlichſte, ſo lange die große Begebenheit und Erſcheinung des Tages in den Gränzen des Wahnes ſchweben blieb und ſo lange die glänzenden Dünſte ſich nicht verflogen hatten, welche die tobenden und Feuer und Verderben ſpeienden Schlünde der neuen Vulkane den Blicken der Schauenden und Bewundernden verhüllten. Als ſie aber nach dem Verlauf einiger Jahre aus Wähnenden Verſtehende und aus Hoffenden und Glaubenden Wiſſende geworden waren, da konnte man ſie und was ſie ſprachen und thaten wieder zur Ordnung verweiſen und das gewöhnliche Urtheil und Gericht über menſchliche Handlungen trat wieder in ſeine Rechte. Was ſeit den Jahren 1794 und 1795 in Frankreich geſchehen iſt bis auf den heutigen Tag und was bei andern Völkern ſeitdem den Franzoſen nachgeurtheilt und nachgemacht iſt, das ſteht nicht mehr bloß unter dem Urtheile des Wahns ſondern muß ſich ſchon gefallen laſſen unter das Urtheil des Bewußtſeyns geſtellt zu werden. Und wie wollen die Franzoſen ſich retten von dem Vorwurfe, daß ſie nicht ihnen ſelbſt und andern Völkern unter großen Scheinen unendlichen Trug vorgegaukelt, daß ſie nicht große Ideen durch die ſchändlichſte uud endlich durch die abſichtlichſte Lüge entheiligt haben? So daß ihnen zuletzt die größte Schuld bleibt, daß ſie mit Bewußtſeyn die Teufelei der Lüge geſpielt haben und daß das Zeitalter ſich mit einer kleinen Schuld abfinden läßt.

Denn freilich war, was bei ihnen zuerſt aufgegangen iſt, als Keim der Zeit bei allen Völkern, und alſo ſollen ſie wegen des Ausbruchs ihrer Umwälzung nicht beſchuldigt werden ſondern wegen des Gebrauchs und der Fortpflanzung derſelben. Das Erſte ſtand nicht bei ihnen, es gehört

Gott oder den Zeiten an, oder dem, was die Sterblichen als Vorſehung oder Entwickelung der Zeiten in unwiſſender Demuth fürchten und ehren; das Zweite gehört ihnen an, weil ſie alles, was in ihre Gewalt gegeben worden iſt, für ſich und für andere in Thorheit und Unglück verwandelt haben. — Das Unſtäte Maaßloſe und Eitle, jene Unſeligkeit des verirrten und, weil es Gott verlaſſen hatte, von Gott verlaſſenen Menſchengeſchlechts, daß jeder immer über ſeinen Willen hinaus zu vermögen und auch über ſeinen Willen hinaus wagen zu dürfen meinte, war dieſem Zeitalter eigen, und warum es ihm eigen war, iſt anderswo genug von uns geſagt worden, alſo daß es nicht wiederholt zu werden braucht. Dieſer allgemeine Karakter der Zeit ward von dem eitelſten und leichtſinnigſten Volke der Welt auf ſeinen höchſten Gipfel hinaufgetrieben, es ward in ein ordentliches Schauſpiel verwandelt. Kein Unrecht thut den Franzoſen, wer ihren Karakter einen ſchauſpieleriſchen Karakter nennt, ja wer behauptet, daß ihre Geſchichte ſeit zwei Jahrhunderten eine theatraliſche Geſchichte geweſen iſt, worin die anderen Völker, beſonders wir Deutſche, häufig die Rollen der Bedienten und Hausknechte haben ſpielen müſſen. Sie haben den großen Ernſt, der mitten in aller Unſtätigkeit und Narrheit dieſer Zeit lag, und den größeren Ernſt, der, wären ſie die rechten Weiſſager und Führer dieſer Zeit geweſen, ſo leicht in ſie hätte gebracht werden können, in baarer und kindiſcher Eitelkeit und Prahlerei verſpielt und zu eitlen Pracht- und Knallſtücken (auch die Kanonen haben ſie nur ſo gebraucht) verwandt, bei welchen alles auf die Wirkung berechnet war, was ſie den Effekt nennen. Gott, der nicht zulaſſen konnte, daß das Heilige und Große länger von den Unreinen beſchmutzt und entweiht würde, daß ſelbſt die unſterbliche F r e i h e i t und die ewige Gerechtig-

keit, wovon ſie ſo laut klangen und wovon ihre Herzen nichts wußten, nicht zum Geſpötte der Thoren und Deſpoten erniedrigt würden, hat darein geſehen und darein geſchlagen und ihnen die Rolle abgenommen, die ſie durchzuſpielen ſich unwürdig bewährt hatten.

Das Eitle Springende und Unſtäte des Zeitalters als eine allgemeine Krankheit war auch in den andern Völkern, es war auch in uns Deutſchen und es iſt immer noch genug in uns. Dies iſt begreiflich und in ſo weit verzeihlich, theils weil die Zeit ſelbſt als eine mächtige Influenza, die alle nothwendig mit ihren Trieben und Neigungen anſtecken mußte, alle, die in ihr lebten, ergriff, theils weil es die Eigenthümlichkeit ungeheurer Weltwechſel und Weltumwälzungen iſt, daß die Kräfte aus ihrem natürlichen Gleichgewichte geſchüttelt ſind. Uns und unſern Zeitgenoſſen iſt begegnet, was Menſchen begegnet, die an einem reißenden Strome ſtehen und die wilden Waſſer mit ungeheurer Geſchwindigkeit vor ſich hinſchießen ſehen. Wie dieſen dann oft zu Muthe iſt, als ſey das Leben nur eine mitfließende und mitfortſchießende Welle und als ſey es das Rathlichſte ſich ſogleich mit fortzuſtürzen und die einzelne Nichtigkeit dem großen Ganzen hinzugeben, ſo haben die Zeitgenoſſen ſich dem Unmaaße der Geſchwindigkeit, welches in den Begebenheiten geherrſcht hat und herrſcht, ſelten gewachſen gefühlt. Es iſt durchaus ein Unverhältniß der phyſiſchen und der geiſtigen Kräfte eingetreten; ſo geſchwind iſt der Strom der Zeit oft fortgebrauſt, daß die Betäubten kaum Athem holen, geſchweige denn ſich über ſich ſelbſt und über die Welt und die Dinge um ſich her klar beſinnen können. Beiſpiele erklären die Sache: ich will einmal ſagen, in welchen Gefühlen ich mich und meine Zeitgenoſſen oft überraſcht habe.

Was ſiehſt du alle Tage, wann etwas in Bewegung,

beſonders in geſchwinder und getummelter Bewegung iſt? Du ſiehſt bald alles auf den Beinen, alles aufrühriſch und wild und gedankenlos durch einander hinfahren; und fahren nicht auch deine Gedanken ſo mit hin? Steh nur als Zuſchauer und laß drei vier Reiterregimenter ſich plötzlich in geſprengten Galopp ſetzen, deine Seele in dir galoppirt mit fort; laß nur einige Regimenter Fußvolk unter geſchwindem Trommelſchlage deinem Fenſter vorüberziehen, nicht bloß deine Füße ſchlagen unwillkürlich den Takt, auch deine Seele ſchlägt ihn; ſieh nur viele Menſchen in geſchwinder Eile wohin laufen, du ſetzeſt dich ſelbſt in geſchwinderen Schritt, ohne daß Neugier oder Angſt dich treibt. — So hangt der Menſch von dem Kleinſten und Gewöhnlichſten ab, wie ſollte er denn von dem Größten und Ungewöhnlichſten nicht ganz anders ergriffen und fortgeſchnellt werden? Wenn nun nicht bloß ein paar tauſend Pferde oder ein paar tauſend Menſchen auf den Gaſſen oder ein durch Regen über ſein Gewöhnliches angeſchwollener Strom vor den Blicken des Schauers hinlaufen, wenn die ganze Zeit mit ihrem allmächtigen Weltſtrom in Sturmesgeſchwindigkeit fortſauſt, wenn die Begebenheiten und Entſcheidungen ſich mit Blitzesſchnelle vor uns hinwälzen und den Augen des beſchränkten Weſens kaum einen Punkt laſſen, worauf ſie ſich ausruhen können, wenn der Donnergott ſein ganzes Feuergeſpann angeſchirrt zu haben ſcheint und Donner und Blitze als flammende Boten vor ihm herlaufen, wenn mehr als Ein Phaethon mit umgeſchlagenem Sonnenwagen vor unſeren erſchrockenen Blicken zerſchmettert herabfährt — dann iſt die Gewalt der Natur häufig mächtiger als die Gewalt des Geiſtes, dann ſind die Kräfte aus dem Gleichgewichte, es iſt der Zuſtand eingetreten, von welchem ich eben ſagte, es ſey ein Misverhältniß der phyſiſchen und geiſtigen Kräfte da.

Phyſiſch nennen wir aber, wenn wir das, was drinnen in der Bruſt des Menſchen waltet, als eine beſondere Kraft ſetzen, alles Aeußere und von außen herein auf die Menſchen Dringende und Wirkende, alſo daß auch die halbgeiſtigen Kräfte, z. B. auch das Politiſche, welches zum Theil halbgeiſtiger Natur iſt, mit dazu gerechnet werden. — Und wirklich das mag man wohl in den geringſten und unbedeutendſten Erſcheinungen dieſer wunderbaren Zeit wahrnehmen, daß die meiſten Menſchen wegen der Geſchwindigkeit der Begebenheiten und wegen des unaufhörlichen Hin- und Herrollens derſelben, die gleich einem Weltmeere kommen und gehen, ungefähr in der Lage ſind, wie diejenigen, welche in Feuers- und Waſſersnöthen umherlaufen und nicht wiſſen, was ſie zuerſt ergreifen und retten ſollen. So machen wir in der Verwirrung das Vorn und Hinten und Zuerſt und Zuletzt bunt durcheinander und wiſſen in der Betäubung das Wichtige von dem Unwichtigen und das Nöthige von dem Unnöthigen nicht immer zu unterſcheiden. Das aber begegnet auch den Muthigſten und Beſonnenſten, daß ſie häufiger aus dem Gleichgewichte des Urtheils als aus dem Gleichgewichte des Muthes fallen. Wenn der Wirbel und Strudel der Dinge, wovon ſie umbrauſt werden, ſie auch eben nicht mit Angſt und Schrecken forttreibt, ſo ſind ſie doch irdiſche Menſchen und ihnen muß begegnen, was allen irdiſchen Weſen begegnet, das Bild der ſie umgebenden Welt muß auch in ihrem Innern wiederſcheinen, ſie müſſen drinnen ein Gleichniß von dem ſehen und erleiden, was ihnen draußen widerfährt; ſie müſſen die Schmerzen und Schrecken und, wenn ſie auch die Stärkſten ſind, doch die Aehnlichkeiten der äußeren Dinge in ihrem Innern empfinden und darſtellen. Und in der That, es iſt nicht anders. Auch die Beſonnenſten tragen im Innern ein Gleichniß des Aeußeren.

Weil die Welt draußen mit ſo erſtaunlicher Geſchwindigkeit fortrollt, weil die athemloſe Zeit ſich oft zu überlaufen ſcheint, ſo däucht es dem Geiſte drinnen, der ruhig walten und die äußere Welt als das Zufällige und Weſenloſe abrollen laſſen und nur nach dem ewigen Geſetze alles Schöpferiſchen und Bildenden im ſtätigen Gleichmaaße, der äußerlichen Entſcheidungen und Entwickelungen unbekümmert, fortwirken ſollte, als laufen ihm die Dinge endlich gleichſam weg und als könne er ſie nachher nicht mehr einholen. Daher die Sorge um ſo vieles, was wir gerne beſſern und halten mögten, da wir es doch Gott und unſern Enkeln zu beſſern und zu halten überlaſſen ſollten; daher das oft ſo bittere Gefühl der Ungenüge und Unzulänglichkeit, das uns häufig ſo ſchmerzlich ergreift, wann uns Thörichten däucht, als könnten wir den Strom dämmen, der nicht nur über alle Ufer Wehren und Deiche gefloſſen iſt ſondern auch uns ſelbſt ſchon auf ſeinen Wogen mit fortſpielt. Wir ſind Mühlen gleich, die zu viel Waſſer haben und deren Kunſtwerk vor Ueberfluß ſtillſteht oder durch den Ueberfluß geſchwind zerrieben wird. Bei einigen edlen Menſchen kann man dies als eine tiefe Tragödie ſehen, wie ſie mitten in dieſer tobenden Sündfluth der kämpfenden Kräfte wie das Mühlrad ſtehen, das gern mahlen mögte, aber auch fühlt, daß die erſte Welle, die es in Bewegung ſetzt, der Anfang ſeiner Zerſtörung ſeyn wird. Das aber begegnet durch eine ſehr natürliche Täuſchung faſt ohne Unterſchied allen, daß ſie das, was durch den Geiſt gemacht und erhalten wird, auch eben ſo geſchwind machen zu müſſen ſcheinen, als das Leibliche und Aeußerliche in ſeiner geſchwinden Noth vorüberwandelt. Daher geſchieht es denn nicht nur, daß man überhaupt raſch eingreift, um die nächſte Noth zu kehren und dem erſten Gedränge zu begegnen, ſondern daß man

auch da geſchwind, ich mögte ſagen im Revolutionsſchritt ſchreitet, wo man mit bedächtiger Beſonnenheit wandeln und die Bahn, worauf man geht, Schritt vor Schri befeſtigen und ſichern ſollte. Man geht nicht ſondern man läuft auch in ſolchen Dingen, die nicht allein von den Begebenheiten und Nöthen des Augenblicks entſchieden werden ſollen, ſondern die künftig ſelbſt die Begebenheiten und Zeiten beherrſchen, ja auf gewiſſe Weiſe gebären ſollen. Ich ſpreche hier von Geſetzgebungen und Verfaſſungen. Man hat in unſern Tagen in drei Monaten oft machen ſehen, was vormals in dreißig Jahren nicht vollendet ward; deswegen ſind auch alle geprieſene Verfaſſungsherrlichkeiten faſt eben ſo geſchwind vergangen als entſtanden. Das können wir aber faſt wohl ohne Ausnahme von uns allen ſagen, daß in uns ein unwiderſtehlicher Trieb lebt, die Entwickelung dieſer ungeheuren Zeit zu ſehen und wo möglich auch mit bereiten zu helfen. Dieſer Trieb iſt ſo gewaltig, daß wir von der Zeit, die doch faſt zu geſchwinde geht, oft noch gern einen raſcheren Schritt ſähen, und daß wir häufig darüber vergeſſen, was eben geſchehen kann und was nicht. Denn nicht allein die Franzoſen haben uns beſtochen mit ihrem geſchwinden und windigen Weſen, das von Natur alles übereilen muß und von nichts die Stätigkeit ſuchen und die Reife erwarten kann, das alles aus dünnem Papier und nichts aus feſtem Herzen zu ſchütteln gewohnt iſt, ſondern wir ſind recht eigentlich von dem Athem der Zeit angewehet, welche von Wechſeln und Neuerungen ſchwanger iſt.

Die Zeiten ſind verſchieden und alſo iſt auch das Maaß der Zeiten verſchieden, doch giebt es immer ein allgemeines Maaß, das nicht ungeſtraft überſchritten werden darf. Ich will gern glauben, ja ich ſehe es ſogar aus einigen Zeichen, daß dieſes unſer Zeitalter geſchwinder zum Ziele gelangt mit

ſeinen Beſtrebungen und Entwicklungen, als die meiſten frü- heren Zeitalter; aber daß wir das Meiſte übereilen und übermeſſen, das gewahre ich wohl oft mit Schmerz, ſo wie ich nur zu oft gewahre, daß die Wünſche und Hoffnungen jetzt doch noch viel geſchwinder laufen, als die Thaten. Wie wir in zwei drei Jahren wieder erlangen und gebeſſert ha- ben mögten, was unſre Vorfahren in fünf Jahrhunderten verloren und verdorben haben, ſo mögten wir auch das in fünf oder in zehen Jahren entſtehen und ſich vollenden ſe- hen, was ſonſt kaum in Jahrhunderten geworden iſt. Ein fremdes Volk, das uns unterdrückt hat, abſchütteln und die Freiheit wieder gewinnen kann das Werk einzelner großer Menſchen, das Werk einiger kühnen Anſtrengungen und glück- lichen Schlachten ſeyn; bleibende Geſetze ordnen und gerechte Verfaſſungen befeſtigen iſt allein das Werk beſonnener Weis- heit langer Erfahrungen und oft auch vielfältiger Proben und ſchwerer Kämpfe. Wie die Naturforſcher ſagen, daß die Leiber, welche am langſamſten das volle Wachsthum er- reichen, auch die ausdaurendſten ſind, ſo halten die Verfaſ- ſungen gewöhnlich auch am längſten aus, welche ſich im vielfachen Gedränge und Kampfe langſam entwickelt haben. Denn nicht was auf dem Papiere ſteht und mit Eiden, die eben ſo leicht zerreißlich wie Papier ſind, bekräftigt worden, iſt die Freiheit, ſondern was ſich durch feſtes und muthiges Ringen um die ſchönſten Güter in den Herzen der Bürger feſtgewurzelt hat, das drückt dem Papiere das rechte Beſtä- tigungsſiegel auf, das iſt, die Verfaſſung, die in der ſtarken Bruſt verfaßt iſt. Wie lange kämpfte in Rom nicht ein Pöbel ſondern ein edles genügſames und tapferes Volk, ehe es der feſtverketteten Hierarchie theokratiſcher Patricier das Gebührliche abringen konnte! ſtritten die italiſchen Städte nicht über ein Jahrhundert, ehe ſie von den deutſchen

Kaiſern als freie Städte erkannt wurden? Hat nicht Groß=britannien fünf Jahrhunderte bedurft der ſchwerſten und blutigſten Wechſel, ehe die verſchiedenen Gewalten des Volks ſich gegen einander in ihr rechtes Gleichgewicht ſetzen konn=ten? Iſt nicht Schweden länger als zwei Jahrhunderte durch viel ſchweres Unglück und blutiges Unheil gegangen, ehe die verſchiedenen Stände mit anerkannten Rechten einan=der gegenüber ſtanden? Darum ſollen wir geduldig ſeyn, wenn nicht alles ſo ſchnell reift, als unſre Begierde die Er=füllung der Zeit zu erleben und unſer Eifer für das Vater=land vielleicht ſchnell ſind.

Es ſind aber viele, die nicht allein durch franzöſiſchen Wahn beſtochen noch durch den geſchwinden Gang der Be=gebenheiten verführt mit wälſcher Geſchwindigkeit auch bei uns alles eingerichtet und mit wälſcher Gefügigkeit alles nachgeahmt wiſſen mögten, ſondern die mit recht hellen Sin=nen und mit recht vollem Bewußtſeyn, warum ſie es thun, dem Franzöſiſchen anhangen und auf die franzöſiſchen Ord=nungen und Einrichtungen als auf rechte Muſter für Deutſch=land hinweiſen. Ich habe früher ſchon angedeutet, daß das napoleoniſche Kaiſerthum da anfing, wo das römiſche auf=hörte, daß es das Bild wiedergab, was Ammianus Mar=cellinus, der gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts lebte, uns von ſeinem Zeitalter entwirft; es war in vielen Beziehungen das goldene Reich der Beamten. Aber außer irdiſchen Vortheilen empfahl es ſich den meiſten Beamten und allen mittelmäßigen Köpfen noch durch einen im Klei=nen wenigſtens vollendeten Mechanismus, bequem und leicht für die Verwaltung und mit jener Täuſchung, welche die Mittelmäßigkeit ſo leicht für Vollendung nimmt, als wäre in dem künſtlich zuſammengegliederten und in einander ge=häkelten Weſen, das der Despotismus ſchlau für ſich berech=

net hatte, ein eigenes ſelbſtſtändiges Leben geweſen. So ſind die franzöſiſchen Geſetze und Einrichtungen häufig auch von ſolchen gelobt und bewundert worden, die eben keine Rückſichten der eigenen Vortheile dabei hatten. Wir wollen nun, indem wir den Geiſt der franzöſiſchen Verwaltung und die franzöſiſchen Verwaltungsgrundſätze nach unſern Anſichten und Gefühlen unerbittlich verdammen müſſen, gar nicht in Abrede ſeyn, daß in den franzöſiſchen Einrichtungen nicht auch manches Löbliche und Nachahmungswürdige ſey: aber ob wir es nachahmen dürfen und wie wir es nachahmen können, das iſt wieder eine ganz beſondere Frage, die wir hier freilich nicht erſchöpfen können, deren Beantwortung wir aber doch mit einigen Fingerzeigen andeuten müſſen.

Es giebt allgemeine Geſetze, einzelne einfache und große Geſetze, worauf die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt ruht. Solche ſind faſt allen Völkern gemein, beſonders den Völkern, welche das gemeinſame Band der chriſtlichen Relizion umſchlingt. Von dieſen allgemeinen Geſetzen iſt hier nicht die Rede. Außer dieſen allgemeinen Geſetzen giebt es aber noch eine Menge anderer Geſetze, welche ich Geſetze des zweiten und dritten Ranges nennen mögte. Dieſe ſtehen nicht ſo rein da und können ihrer Natur nach nicht ſo rein da ſtehen als jene erſten; ſie ſind meiſtens gemiſchte Geſetze, von vielfachen Beziehungen und Rückſichten abhangend und davon gemodelt und beſtimmt; ſie werden durch örtliche zeitliche klimatiſche und volkliche Verhältniſſe und durch vielerlei Dinge oder Nebendinge auf die mannigfaltigſte Weiſe verſchieden verändert und gebraucht. Dies ſind die Geſetze, in welchen keine unumgängliche und unbedingte Nothwendigkeit iſt. Dieſe Art Geſetze können für das eine Volk heilſam und nützlich ſeyn, ſie können ihrem ganzen Zuſammenhange nach mit der Verfaſſung und der Eigenthümlichkeit

und Beſchaffenheit des Landes und Volkes, für welche ſie entworfen ſind, hohes Lob und ſogar Achtung verdienen, ohne daß man ſie deswegen einem jeden Volke unbedingt zur Nachahmung empfehlen könnte. Solche Geſetze meine ich hier.

Für uns Deutſche tritt nun in Anſehung der Franzoſen und des Franzöſiſchen noch eine andere Rückſicht ein, die wir wohl erwägen ſollen. Die Franzoſen ſind ſeit drei Jahrhunderten unſre ärgſten Feinde geweſen; wir haben überhaupt in der Geſchichte keine ſchlimmeren Feinde gehabt als ſie und die Römer: doch haben die Römer vielleicht endlich mehr durch uns gelitten, als wir durch ſie. Das könnte den Franzoſen aber zuletzt auch ſo gehen, wenn ſie fortfahren unſern gerechten Zorn zu reitzen. Es iſt freilich ein Grundſatz, wogegen nur ein Narr etwas einwenden könnte, daß man das Gute annehmen und ſich aneignen ſoll, wo man es nur findet; aber es bleibt darum nicht weniger wahr und durch tauſend Warnungen der Geſchichte und Erfahrung beſtätigt, daß man ſich ſo ſehr als möglich hüten ſoll von den nächſten Nachbarvölkern etwas anzunehmen, weil dadurch ein Zuſammenfluß der Eigenthümlichkeiten entſtehen und der wohlthätige Gegenſatz aufgehoben werden könnte, der zwiſchen den Nachbarvölkern, damit ſie ſich in ihrer friſchen Tüchtigkeit behaupten können, grade der allernothwendigſte iſt. Wenn man ſich vor einer ſolchen Aehnlichung mit jedem Volke hüten muß, ſo muß man ſich beſonders davor hüten einem ſolchen Volke gegenüber, von welchem man Beweiſe hat, daß es ſchon lange ſchleichende Künſte der Hinterliſt anwandte der Nachbarn Freiheit zu untergraben, indem es die Verſchiedenheit, die ſie von ihm entfernt hält, und die Eigenthümlichkeit, wodurch ſie auf ihnen ſelbſt gegründet ſtehen, leiſe zu verſchleifen und auszu=

löſchen ſucht. Wie die Franzoſen ſeit Jahrhunderten durch ihre Sprache und ihre Sitten, wie ſie ſeit zwanzig Jahren durch Gewalt und Liſt unſre Tugend und Art angegriffen haben und wie gefährlich und verderblich uns dieſe Angriffe geworden ſind, wem ſoll ich hier wieder erzählen, was wir alle wiſſen? Gegen ſie alſo müſſen wir mit immer geharniſchter Aufmerkſamkeit auf der Hut ſtehen und vielmehr ſuchen die letzten Spuren ihres Einfluſſes auf uns und ihrer Anweſenheit unter uns zu vertilgen, als etwas anzunehmen, was von ihnen kömmt, oder vollends was ihrem Lande und Volke ſo eigenthümlich iſt, daß es auf irgend eine Weiſe eine uns ihnen annähernde oder ihnen ähnlich machende Wirkung haben könnnte. Wir können, damit wir unſre Freiheit und vor allem damit wir unſere germaniſche Tugend bewahren können, die Klüfte und Abgründe zwiſchen ihnen und uns nicht ſchroff und tief genug reißen.

Wir werden bei näherer Erwägung und Unterſuchung dieſes für die Geſetzgebung ſo wichtigen Gegenſtandes aber finden, daß, ſelbſt abgeſehen von dieſem letzten allerwichtigſten Grunde, das meiſte Franzöſiſche faſt gar nicht für uns paßt, ſo groß iſt die Verſchiedenheit der Länder und Völker faſt in allen Beziehungen und ſo verſchieden iſt ſchon die Grundlage der beiden Staaten, nämlich des deutſchen Staates und des franzöſiſchen Staates, indem die Franzoſen eine zuſammenhaltende und zuſammengehaltene Einheit der Herrſchaft und wir eine auseinandergehende und auseinandergeriſſene Vielheit der Herrſchaften haben. Dies ſchon, der andern ungeheuren Unterſchiede gar nicht zu gedenken, giebt eine Verſchiedenheit, die auch wieder eine Verſchiedenheit der meiſten Einrichtungen und Ordnungen verlangt, welche die beiden Völker machen können. Wir leugnen hier gar nicht, daß die Franzoſen, welche ſich zu einem ordentlichen orga=

niſchen Leibe abgerundet und abgeſchloſſen haben, in dieſer Hinſicht ſchon einer weit vollkommneren Geſetzgebung fähig ſind, als wir bis jetzt, wir leugnen deswegen auch nicht, daß ſie nicht wohl manche Einrichtungen haben, die beſſer ſind als die unſrigen zum Theil; aber deswegen ſind ſie doch für uns nicht beſſer. Die Wörtlein gut und beſſer und beſt ſind, auf die äußerliche Welt angewandt, überhaupt beziehliche Begriffe, obgleich man oft ſo viel mit ihrer Allgemeinheit hert. Am wenigſten aber wollen wir das hier loben, weswegen alles Franzöſiſche, was ſie machen und thun, von ſo vielen angeſtaunt und bewundert wird und weswegen die ſelbſtgefällige franzöſiſche Eitelkeit ſich ſo gern in erträumter Vollendung und Vollkommenheit ſpiegelt: ich meine jene Fertigkeit des Mechanismus, den ſie in allen Dingen haben und wodurch ſie ihnen ſelbſt und andern auch da oft den Schein eines lebendigen Lebens einbilden, wo doch nichts als der leere und hohle Tod iſt. Die Saite, die ich hier berührt habe, läuft ſo tief in die Geſchichte hinein und trifft durch den Gegenſatz, den ſie in uns gegen die Wälſchen zeigt, unſer ganzes innigſtes Weſen zu nah, als daß ich ſie nicht noch weiter fortklingen laſſen ſollte. Wie wäre es, wenn ſich endlich das Fröhliche ergäbe, daß grade unſre Unfertigkeit in vielen Dingen uns ein gewaltiges Lob wäre und die herrlichſte Hoffnung, jenen aber ihre geprieſene Fertigkeit und Gewandtheit kleines Lob zu großer Hoffnungsloſigkeit? Unſre böſen Nachbarn und der Gegenſatz, worein uns ein billiger Zorn gegen ſie ſtellt, haben uns in den letzten Jahren wider ihren Willen manches Gute gethan; ſie können uns vorzüglich zu dem Bewußtſeyn unſrer Eigenthümlichkeit und zu dem Bewußtſeyn der Stelle helfen, worauf wir in der Weltgeſchichte ſtehen und worauf wir ſtehen ſollen. Wir kommen dem Faden folgend, wozu unſre

Betrachtungen ſich ausgeſponnen haben, wie von ſelbſt auf etwas, was wir auf dem Anfange unſerer Bahn weder ſuchten noch ſahen, nämlich auf allerlei Räthſelfragen über die verſchiedenen Entwickelungen der Völker und über die Entwickelungsperioden des Chriſtenthums, Fragen, die ſich freilich tief in Geheimniſſe hüllen, deren Nachſpürung aber einen ſo großen Reitz hat, daß man von ihr nicht laſſen kann, wenn man auf dem dunklen Pfade auch nur einige ſchwache und einzelne Schimmer und Schattenähnlichkeiten, deren Geſtalten ſchwer zu zeigen ſind, finden ſollte.

Dieſe Fragen, die ſich hier wie von ſelbſt aufdringen, erinnern auch wie von ſelbſt an das, was wir im 3ten Hefte des „Wächters" 1. B. (S. 254) unter der Aufſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? geſagt haben, ſo wie an folgende Worte, die in demſelben Hefte (S. 312) ſtehen und die wir hier wegen ihrer genauen Beziehung auf das, was wir ſagen werden, noch einmal anführen müſſen. Sie lauten alſo:

„Ein Volk, in welchem alles mechaniſche Fertigkeit geworden iſt, in welchem das Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben oder zur Lüge und Fratze übertrieben iſt, in welchem die ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen ja zurückſpielen, ausgeleert ſind — ein ſolches Volk hat die ſchönſte Seite des Daſeyns verloren, das, was den irdiſchen Zuſtand zuweilen allein noch mit überirdiſcher Freude bedecken kann: ein ſolches Volk kann keine Reue haben über verlornes Glück keine Sehnſucht nach höheren Gütern, die Erde mit ihren Lüſten und Begierden feſſelt es ganz, die irdiſchen und elementariſchen Geiſter, deren Name Stolz Ehrſucht Eitelkeit Habſucht, kurz deren Name alle Suchten ohne Unter-

„ſchied ſind, treiben es in wilden Leidenſchaften umher und „ſchließen das eitle und armſelige Leben hier auf Erden „ſchon zu.“

Weil nämlich in der Entwickelung der Zeiten und in den eigenthümlichen Erſcheinungen, welche die verſchiedenen Völker entweder immer oder in ihren verſchiedenenen Bildungsepochen offenbaren, durchaus kein Ungefähr ſondern gewiß eine genaue Folge und ein enger Zuſammenhang iſt, ſo iſt es nächſt der Bewunderung einzelner großer Karaktere, welche die Weltgeſchichte gleichſam auf ihren Schultern tragen, das Anziehendſte, den Quellen dieſer Erſcheinungen nachzuſpüren und die Bedeutungen aufzuſuchen, welche in ihnen zu liegen ſcheinen. Wir haben eben eine Schilderung gehört, welche auf die armen Franzoſen angewandt werden ſoll, wir haben auf den Titel einer kleinen Abhandlung hingewieſen, wo verſucht worden iſt geſchichtlich darzuthun, wie ſich im Norden und in der Mitte Frankreichs um den Mittelpunkt Paris dasjenige erzeugen und ausbilden und zu dem Volke und zu der Art geſtalten konnte, welche man nachher ausſchließlich das franzöſiſche Volk und die franzöſiſche Art genannt hat, die alle übrige Franzoſen auch von anderer Art mit ihrem Gepräge ausgeſtempelt haben und die alle redliche Deutſche beſonders ſeit den letzten zehn Jahren angefangen haben als das gradeſte Widerſpiel ihrer Art und ihres Gemüthes recht von ganzem Herzen zu haſſen.

Schon anderswo als in dieſen fliegenden Blättern habe ich die Franzoſen ein logiſches und mechaniſches Volk genannt. Jemehr ich aber das Volk bedenke, deſto klarer wird es mir, daß das Wörtlein m e ch a n i ſ ch ganz auf ſie paßt. Sagt man mir, wie ich denn ſeinen Ungeſtüm und die Sprünge, die es früher ſchon ſo oft und zuletzt noch in der letzten großen Umwälzung gemacht hat, erklären wolle, wie ich

denn behaupten könne, daß ein Volk, das ſo viel Fantaſie hat, ein mechaniſches Volk ſey, ſo antworte ich, daß ich eben die Fülle dieſer Fantaſie leugnen muß. Eben weil dieſe Fantaſiefülle fehlt, weil das Uebergewicht des Logiſchen und Dialektiſchen und des trockenen Verſtandes da iſt — daher dieſe Sprünge und dieſe wilde durch keine ſanften und liebenden Triebe gehaltene Heftigkeit, die ſich gebärdet, als ob ſie Bäume ausreißen wolle, wann ſie mit Strohhalmen ſpielt. Denn eben die ſtille und ſchöpferiſche Fantaſie iſt es, welche die Leidenſchaften bändigt und dem Menſchen jenen Stempel von Milde Freundlichkeit und Schwärmerei giebt, die wohl am meiſten ſeinen höheren Urſprung verrathen. Wie der Koller in dem ausgetrockneten Gehirn von Pferden entſteht, ſo iſt das, was der Franzoſe Fantaſie nennt, eine Art Koller ſelbſtgetriebener und aufgebläheter Leidenſchaftlichkeit, die ſich zum Uebermaaße des Jammers bei aller ihrer wirklichen oder ſcheinbaren Wuth immer noch bewußt iſt. Dies geht durch die ganze Sprache und die ganze Sitte und Kunſt des Franzoſen: er iſt ein Schauſpieler und all ſein Thun und Leben iſt ein ewiges Theaterſtück. Das Trockene hat bei ihm das Flüſſige, das Scharfe das Weiche, der Kopf das Herz verſchlungen: das Unbewußte das Gemüthliche das Selige das mit Göttern und Geiſtern Spielende und gleich Göttern und Geiſtern Wirkende und Schaffende iſt aus ihm heraus und deswegen iſt er da ein Spötter und Kritiker, wo glücklichere Völker gern die Gläubigen und Wähnenden ſind. Weil er das Höchſte nicht empfindet, ſo kann er es auch nicht begreifen und die Unbewußtheit und Einfalt großer Gemüther und die Unbewußtheit und Einfalt einer edlen Kunſt dienen ihm zum Spott und Gelächter, und er preiſt uns ſeine trockene Nüchternheit ſeine beſtimmte Verſtändigkeit ſeine mit dem kleinen

logiſchen Maaße abgemeſſene Richtigkeit als das Erſte und Höchſte, und damit er in der Kunſt de Mangel erſetze, der in allem Trockenen Nüchternen und Mechaniſchberechneten liegt, ſo giebt er dort ſeiner Fantaſie wie ein wüthiger Donquixote die Sporen und läßt den kollerigen Gaul Sprünge machen: damit er den heiligen Wahnſinn der Muſen ihm ſelbſt und andern heuchle, berauſcht er ſich zu einer wilden und tobenden Leidenſchaftlichkeit, deren Wildheit er nicht mit jenen Grazien verziert, welche die Geſellinnen der Olympier ſind, ſondern mit der geſelligen Aeffin, die er Grazie der Geſellſchaft einzige Grazie in Europa franzöſiſche Grazie nennt, die aber von jenen, welche droben der Unſterblichen Geſpielinnen ſind, nie etwas vernommen hat. Die Kunſt ſoll freilich mehr darſtellen als das gewöhnliche Seyn, ſie ſoll den Menſchen zu den G fühlen und Anſchauungen eines höheren Seyns erheben, ſie ſoll durch die zauberiſchen Täuſchungen eines ſchöneren Scheins, als die gewöhnliche Wirklichkeit zeigt, den Glückſeligen, der ſich ihr ergiebt, wieder in das Urland der Unſchuld und Einfalt zurückſpielen. Aber wehe dieſer Kunſt, wenn ſie den Schein aus Scheinen herausſpielen will! dann wird ſie aus einer anmuthigen Zauberin eine bösliche Hexe und ſollte gleich andern übelthätigen Hexen mit Feuer verbrannt oder in Waſſer erſäuft werden. Weil dem Franzoſen die ſtille und freundliche Beſchaulichkeit die warme volle und blühende Fantaſie und das einfältige Kinderherz fehlt, wodurch Kunſt allein geſchaffen und genoſſen werden kann, ſo muß er alles übertreiben und die Wahrheit des ſchönen Scheins, die ihm und ſeinen Kunſtwerken abgeht, durch den Schein des Scheins zu erſetzen ſuchen. Daher die geſuchten Wortklänge die prunkenden Schimmer die verfratzten Leidenſchaften, daher in allem, was er macht, das viele Sceniſche

und Theatraliſche, was alles mehr auf den äußeren Eindruck auf das Gefallen und die Wirkung des Augenblicks, als auf das Innere und auf die Anerkennung eines kindlichen und frommen Herzens berechnet. Das aber iſt die merkwürdigſte Erſcheinung in der franzöſiſchen Kunſt, die das Ebengeſagte beſtätigt, daß von dem Geiſte des Chriſtenthums ſo wenig darin erſcheint.

Dieſer Geiſt des Chriſtenthums, ein Geiſt der Liebe und Freude, der ſich über das All und durch das All ergießt und ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, die von thörichten Dogmatikern ſpäterhin ſo verkehrt und verunſtaltet worden, in tauſend verſchiedenen Geſtalten und Verwandelungen über die Erde hinſpielen kann, dieſer Geiſt, den ich einen liebenden Naturgeiſt nennen mögte, gleichſam ein himmliſches Kind, das von allen Seiten wie Blumen ſprießen und ausſchlagen kann, dieſer vielgeſtaltige tauſendfaltige und in allen Wechſeln der Geſtalten und in allen Verwandlungen doch immer der eine und derſelbe Geiſt, hat den Menſchen herausgeriſſen aus dem ſündlichen Wahn der Einzelnheit und ihn vergrößernd und erhebend wieder zu einem Theile des Ganzen zu einem Theile Gottes gemacht. Die Heiden, d. h. die Heiden, welche wir am beſten kennen, die Griechen und Römer, wollten in der Abgeſchloſſenheit und Feſtigkeit ihres Lebens in der Vollendung der ſinnlichen Kraftfülle und des ſinnlichen Genuſſes ſchon Götter auf Erden ſeyn, und auch ihre Götter waren nichts Anderes als idealiſirte irdiſche Götter. Der Chriſt giebt das einzelne Daſeyn, die irdiſche Gottheit, freudig auf und will immer ſehnſüchtig in Liebe und Glauben der großen Urquelle wieder zufließen, nämlich Gotte. Freilich fühlt er ſich als eine Einzelnheit und wird auch dies Bewußtſeyn nie verlieren, ſelbſt droben bei den Seligen nie ganz; aber je mehr er ſich von dieſer Einzelnheit und von

ihren engen Sorgen und Plagen erlöſt, deſto freier glück-
licher und ſtolzer wandelt er hier unten, deſto mehr fühlt er
ſich in Frieden und Eintracht mit Gott und mit der Natur.
Weil das Chriſtenthum ſo iſt, weil es die Menſchen gleich-
ſam aus dem engen Kerker der einzelnen Abgeſchloſſenheit,
die dem Gefühle der Sündlichkeit und Kümmerlichkeit nie
entrinnen mag, befreien ſoll, ſo muß es die Natur auch als
ein freieres Spiel Gottes zeigen, es muß in jedem Theile
des Alles von dem Blümchen bis zur Eiche und von dem
Wurm bis zum Menſchen und von dem Funken bis zur
Sonne einen Bruch der Gottheit zeigen, ein kleines Spie-
gelchen des Unendlichen, welches ſterbliche Augen im reinen
Lichte nicht zu ſchauen vermögen. Dieſe blühende Weltan-
ſicht und eine tiefe Weltliebe giebt eine freiere und muthi-
gere Beweglichkeit der Geiſter; wo die Geſtalt nicht mehr,
wie im Heidenthum, als das Leben ſelbſt feſtgehalten wird,
wo der Geiſt allein immer und immer als das Einzigwirk-
liche Lebendige und Unſterbliche gefühlt und geglaubt wird,
wo er ſelbſt als ein Gott oft den beengenden Kerker des
Leibes ſprengen und auf freieſten Flügeln ſich durch das
All umſchwingen und ſich allen Weſen der Natur als ein
Bruder anſchmiegen und ſich in Liebe ihnen gleichſam ein-
leiben kann, da wird das ganze Leben und alles, was der
Menſch aus dem Leben und aus ſeinem Innern ſchaffet und
bildet, den Bildern und Anſchauungen gleich, die dieſe Reli-
gion dem Menſchen zeigt; das Abgeſchloſſene Beſtimmte und
Gehaltene tritt mehr in den Hintergrund und das Beweg-
liche Spielende und Ueberſchwebende, eigentlich das Ueber-
ſchwängliche, wird hinfort des Lebens Leben ſeyn. Gleich
Vögeln, die immer von der Erde wegfliegen zu wollen ſchei-
nen und die von Kindern in ſüßen Wahnen ſo oft in den
Himmel fliegend geglaubt werden, gleich Blumen, deren

blitzende und ſehnſüchtige Augen mit allen Sternen des Himmels ſüße Buhlſchaft zu treiben pflegen, ſpielen die Menſchen zu allen Geſtalten hin, die als eben ſo viele Wiederſcheine des einigen Gottes geglaubt werden. Dieſe Art, welche aus dem Chriſtenthume geboren iſt, kann die muſikaliſche Art genannt werden, weil die Muſik nichts Anderes iſt, als ein Hinſpiel zu allen Geſtalten ja gleichſam ein Vorſpiel aller Geſtalten. Wir Chriſten ſuchen nicht mehr die Maaße und Gewichte der Dinge, kurz das die abgeſchloſſene Einzelnheit die feſte Geſtalt Bedingende als das Höchſte, ſondern was durch dieſe Maaße und Gewichte gemeſſen und gewogen wird, der Inhalt iſt uns das Höchſte. Dem Heidenthum war die Geſtalt ſelbſt, beſonders die in Schönheit und Stärke vollendete Geſtalt, das Leben und der Gott im Leben: es ſchloß ſeinen Zirkel hier unten vollkommen ab, ohne viel zu ſorgen, wie es jenſeits ſeyn würde; ſeine Art war das Feſte das Beſtimmte, weswegen man ſie die plaſtiſche Art genannt hat im Gegenſatze gegen das muſikaliſche Chriſtenthum.

Chriſtus der Herr hat geſagt: So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, und an einer andern Stelle: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes; er hat den zornigen und rächeriſchen Gott der Juden und die ſinnlichen und ſorgloſen Götter der Heiden in einen liebenden und freundlichen Vater verwandelt, deſſen Herz für alle ſeine Kinder in treuer Liebe offen ſteht, der nie den Menſchen fremd geworden war, ſondern vor dem die Menſchen bange und ſcheu geworden waren wegen der Sünde; er hat die Lehre von der Kindſchaft wieder auf die Erde gebracht, die Lehre, daß wir alle Kinder Gottes ſind und Erben des himmliſchen Reiches und daß wir alle Einen Vater haben und Einen

Herrn. Aber obgleich Chriſtus uns von der Furcht vor der Sünde erlöſet hat, hat er die Sündlichkeit doch nicht wegnehmen können aus unſerer irdiſchen Natur, und bei allem Glauben und aller kindlichen Zuverſicht auf die unerſchöpfliche und unergründliche Liebe mußte der Menſch noch immer im Staube und in der Aſche Buße thun und die ſündliche und irdiſche Natur zerknirſchen, damit die reine und himmliſche Natur, der Funke Gottes, der in ſeine Bruſt geſenkt iſt, würdig würde wieder zu ihrem Urſprunge zurückzukehren. Aber doch mitten aus dieſem Gefühle der Sündlichkeit und alſo auch aus dem Gefühle der Nothwendigkeit unabläſſiger und unermüdeter Reue und Buße flogen und ſproßten die muſikaliſchen Vögel und Blumen hervor, wovon wir oben geſprochen haben, und ſchmückten und erfreuten die ſündliche und vergängliche Welt der Erde mit himmliſchen Klängen und Scheinen: es entſtand frühe eine chriſtliche Kunſt, deren Karakter durchaus muſikaliſch iſt, d. h. keine Geſtalt beſtimmt und feſt ſchließend ſondern zu allen Geſtalten hinſpielend, indem ſie aus allen Geſtalten herausſpielte. Man hat dies auch wohl den Orientalismus des Chriſtenthums genannt, nicht mit Unrecht, wenn man Aehnlichkeiten gegen einander hält, ganz mit Unrecht, wenn man darin eine hiſtoriſche Herleitung finden will. Freilich ſtrömt der Geiſt der Weltgeſchichte mit ſeinem unendlichen Strome, der oft als ein unſichtbarer Strom unter Ländern und Bergen hinzufließen ſcheint, durch die Jahrtauſende fort, und auch was nicht verbunden und verwandt zu ſeyn ſcheint, iſt in der Geſchichte verbunden und verwandt, und ſo iſt in fernerer Beziehung allerdings auch das Chriſtenthum mit dem Orientalismus verwandt; aber in näherer Beziehung mögte die Herleitung der Entſtehung und Entwickelung des Chriſtenthums, gleichſam als aus dem Orientalismus ausgefloſſen und durch

ihn in den Jahrhunderten vor und nach Chriſto vorbereitet, wohl eine ſehr unglückliche ſeyn. Das wiſſen wir durch einzelne Spuren, die uns die Alten aufbewahrt haben, mehr aber durch das, was die Forſchungen und Unterſuchungen der Europäer in dem jüngſten Jahrhunderte geleiſtet haben, daß im Orient, in den Ländern, die öſtlich hinter den Juden und Phöniciern und Hellenen lagen, ein ganz anderes Heidenthum blühete und ganz andere Götter angebetet wurden, als an den Weſtküſten Aſiens und in Hellas und Italien. Das öſtliche Heidenthum war unſinnlicher überirdiſcher und muſikaliſcher, hatte mehr Spiele der glaubenden Fantaſie als Schöpfungen des ordnenden Verſtandes. Wie dem auch ſey, die meiſten Völker germaniſchen Stammes und ſelbſt die meiſten halbgermaniſchen Miſchlinge ſind in dem Sinne ihrer Religion gebildet und erwachſen, haben ſich wie Kinder mit einfältigen und unbewußten Gefühlen den muſikaliſchen Spielen der Kunſt hingegeben und ſo, ſchaffend wirkend und bildend, einige ſchöne Jahrhunderte durchgeſpielt, bis auch dieſe ſüße chriſtliche Unſchuldzeit verſchwand und der holde Wahn der Kinderträume von unglücklicheren Jahrhunderten verwehet ward, wie ein Sturm aus Norden die Blüthen von den Bäumen wehet, worin eben noch die Vögel und Bienen ſo luſtig ſangen und ſumſeten. Die Deutſchen die Italiäner die Spanier die Engländer ſind faſt in allen ihren Werken muſikaliſche Künſtler geweſen und ſind es zum Theil noch. Der Franzoſe hatte im Mittelalter noch vieles mit ihnen gemein, obgleich ſein Hauptſtreben immer auf Beſtimmtheit des Zweckes und Abgeſchloſſenheit der Geſtalt ging. In den jüngſten Jahrhunderten hat er ſich aber mehr verhärtet und die letzten Spuren des Muſikaliſchen zu verwiſchen geſucht, er hat ſich, wie er uns vornehm ſagt, nach den Alten gebildet, und behauptet, er ſey der einzige ächte Künſtler unter

den Europäern, bei ihm ſey der Geſchmack heimiſch, bei ihm wohnen die Grazien und Muſen, nachdem ſie den Olympus und Pindus verlaſſen haben, alle andere Völker haben hie und da wohl recht feine Ideen und erhabene Bilder gehabt, aber einer Kunſt können ſie ſich nicht rühmen, das Höchſte, was ſie geleiſtet, ſeyen Vorſpiele zur Kunſt. Dieſe Einbildung und Anſicht der Franzoſen offenbarte ſich im vorigen Jahrhunderte bei ihrem Streite über die Vorzüge der alten und der neuen Dichtkunſt und offenbart ſich am auffallendſten alle Tage bei den Vergleichungen, die ſie zwiſchen ihrem Theater und z. B. dem ſpaniſchen und engliſchen Theater anſtellen, und bei den Urtheilen über die ſogenannte theatraliſche Einheit von Ort Zeit und Perſonen. Sie beweiſen darin, daß ſie von dem Geiſte der neuen Kunſt im Gegenſatze gegen die alte Kunſt und daß ſie alſo auch von dem Geiſte des Chriſtenthums keine Idee haben. Sie finden in den Beſtrebungen der anderen Völker allerdings manches Künſtleriſche und Dichteriſche, aber ſie finden darin keine Kunſt. Jenes, was in der ſpaniſchen und altdeutſchen und altengliſchen Dichtkunſt wie ein kurzer Nachtigallengeſang hinklingt und verklingt, wie eine leichte Blüthe vom Baume hinwehet und verwehet, was wie ein muſikaliſches Mährchen ohne Anfang und Ende bloß ſpielt, weil es luſtig iſt zu ſpielen, was ſich nirgends an etwas Feſtes lehnt und zu etwas Beſtimmten hinneigt, däucht ihnen, wenn ſie es am gelindeſten beurtheilen, eine liebenswürdige Kinderei: ſie nennen es albern geſchmacklos und geſtaltlos. Nicht anders ſehen ſie die ſogenannte gothiſche Baukunſt an, die in ihren Bäumen Blumen und Zierrathen, womit ſie in alle Welt hinaus will, auch nirgends ein Ziel und ein Ende hat. Das Alles heißt ihnen tüdeske Barbarei. Man könnte es nun freilich an ſich nicht tadeln, daß ſie auf das Beſtimmte und

Feſtgeſtaltete halten und hinarbeiten, daß das Plaſtiſche ſie mehr anzieht, die meiſten andern chriſtlichen Völker das Muſikaliſche, wenn dies aus ihnen ſelbſt unmittelbar hervorginge, wenn es nicht ein Nothbehelf ihrer Magerkeit und Dürftigkeit wäre. Weil ſie nicht in chriſtlichen Blüthen haben treiben und erſprießen können wie die anderen, weil ſie nicht Kindlichkeit und Unſchuld genug gehabt haben, daß ſie durch das Chriſtenthum wieder in große Kinder hätten verwandelt werden und ſich den muſikaliſchen Spielen hätten mit ganzem Gemüthe hingeben können, ſo haben ſie die Kunſt aus der Kunſt geſucht und ſich der Nachahmung der Alten befliſſen. Weil aber die heidniſche Art der Griechen und Römer wenig paßt für dieſe Zeiten und dieſe Menſchen, ſo ſind auch die Franzoſen darin ſelten innig und warm geworden, und weil ſie das nicht geworden ſind, haben ſie den Mangel an Leben und Wärme durch Leidenſchaftlichkeit und Heftigkeit und durch äußerlichen Schimmer und Prunk zu erſetzen geſucht. Wer daher kein Franzoſe iſt, der gewahrt in allen ihren Werken das Bewußte das Geſuchte das Eitle und Prahleriſche und vermißt das Einfältige Fromme Innige und Blühende, wodurch uns die Werke der Griechen bezaubern und wodurch die muſikaliſch chriſtlichen Völker uns ſo wunderlieb dünken. Die gemeſſene Richtigkeit die mechaniſche Fertigkeit und die Vollendung des Gerüſtes kann man freilich den Franzoſen nicht abſprechen; aber wo kein Leben und keine Seele iſt, da macht uns auch die vollendetſte äußere Schönheit bald Langeweile. Kurz, wenn man die Franzoſen, welche alles, was nicht von ihnen kommt, im Uebermuthe als unvollkommen und geſchmacklos verachten, mit einem gerechten Vergeltungsmaaße meſſen will, ſo kann man von ihnen ſagen, ſie ſind vortreffliche Handwerker, ſie verſtehen alle Kunſtgriffe und wiſſen alle Vortheile ſehr gut zu

gebrauchen, die durch den immer doch ſeelenloſen und todten Mechanismus zu erreichen ſind.

Und wenn man ſie nun weiter auch in dem Kleinen und Gewöhnlichen des Lebens mehr in der Nähe betrachtet, erſcheinen ſie auch da mehr als Mechaniker denn als Schöpfer, mehr als Handwerker denn als Künſtler der Geſellſchaft. Dieſem wird die ganze feine Welt von Europa widerſprechen, aber es bleibt darum nicht weniger wahr. Dieſes arme und unglückliche Volk, das dem, der es nach dem erſten äußeren Scheine beurtheilt, ſo viel zu ſpringen und zu ſpielen ſcheint, thut dies doch alles nicht mit der Luſt und Freiheit, worin der von dem Bürger befreite Menſch ſich ſo glücklich fühlt, ſondern die Großmutter Regel geht ihm immer zur Seite und der alte grämliche Junggeſell, Anſtand genannt, darf es nimmer verlaſſen. Bei keinem Volke dienen auch die Männer ſo knechtiſch der Meinung, als bei den Franzoſen. Die Jugend hat freilich, wie alle Jugend, auch der Beweglichkeit Wildheit und Thorheit genug; aber wie ſelten findeſt du bei ihr die ſüße Schwärmerei der Liebe, die feſte Treue der Freundſchaft, die unbekannte Sehnſucht nach höheren Gütern und endlich alle die tauſendgeſtaltigen Launen und Geniusſtreiche im Guten und Böſen, die bei dem jungen Deutſchen und Engländer das Alltägliche ſind! Es iſt auch hier mitten in der Beweglichkeit eine matte Gleichförmigkeit und jämmerliche Leerheit, welche die fünfzehen ſaftigen und blühenden Jahre der ſchönſten Epoche in eitler Nichtigkeit ſo hintändelt. Das Leben iſt flüchtig, darum genieße der Jugend, hänge dich an keinen Menſchen, hänge dich an keine Sache ausſchließend, glaube an keine Treue, glaube an keine Tugend, liebe den Wein, liebe die Mädchen, aber um Gotteswillen gieb dich nie

hin; übernimm dich auch nicht ſondern ſchone fein den Schein und gieb den Leuten kein Recht zu ſagen, du ſeyeſt je aus den Gränzen der Schicklichkeit getreten. — Dies ſind die ſauberen Lehren, womit die Aeltern ihre Söhne entlaſſen oder welche die Söhne ſich aus dem Karakter ihres Volkes bald ſelbſt herausfinden, und ſelten kömmt einer auch hier aus dem Handwerksmäßigen und Herkömmlichen zu eigener freier Genialität, daß er ſich ſeine Bahn ſelbſt breche. Iſt die Jugend ſo ohne eigenen Willen und ohne Liebe und Haß vertändelt und ſind ihre ſinnlichen Triebe kirr geworden, ſo tritt endlich der geſetzte und gemachte Mann auf, den man den Mann der Geſellſchaft nennen könnte. Natürlich wird die langweilige mechaniſche Handwerkerei immer ärger, ſo wie die Jahre wachſen; denn wer im zwanzigſten und dreißigſten Jahre ſich nicht frei zu machen wußte, wie ſollte der es im vierzigſten und ſechszigſten Lebensjahre können? Auch iſt die Geſtalt dieſes Lebens in der That durch die Regel beſtimmt: Sprache Sitten Bewegung ja Kopf Hand und Fuß ſind darin vorgeſchrieben, wie ſie ſeyn und wie ſie es machen ſollen; mit der erbärmlichſten Peinlichkeit wachen ſie über dieſe geſellſchaftliche Uebereinkunft, die ſie Schicklichkeit Anſtand ja wohl gar geſellige Tugend nennen: ein kahles und leeres Ding, das durch alle angeborne Munterkeit und Gewandtheit des Franzoſen nicht geiſtig lebendig werden kann. Doch rufen die Franzoſen: nichts iſt liebenswürdiger und unterhaltender als ein Franzoſe, der ſich die wilden Hörner der erſten Jugend abgeſtoßen hat, und die ganze vornehme Welt von Europa ruft es ihnen nach. Sie wiſſen auch hier durch eine gewiſſe äußere Gewandtheit und durch eine gewiſſe Queckſilbrigkeit ihrer Bewegung und Geläufigkeit ihrer Zunge

zu täuſchen, ſie wiſſen ſich wohl das Anſehen zu geben, als hätten ſie das geſellſchaftliche Leben zur freien und anmuthigen Kunſt erhoben; bei'm Lichte beſehen aber iſt es alles nur Werk der Uebung und Uebereinkunft und keinesweges Werk der Freiheit und Luſt: ihre Geſellſchaft iſt manierirt wie ihre Kunſt, ſie erſcheinen auch hier nur wieder als Mechaniker und Handwerker.

Daſſelbe tödtende Einerlei, das in der Kunſt und in dem Leben der Franzoſen vorherrſcht, geht auch durch ihre politiſche Geſchichte. In jener großen Zeit, die wir jetzt das Mittelalter nennen, die aber bei vielen europäiſchen Völkern das Kindesalter genannt werden könnte, haben ſich die Triebe der meiſten Völker unſers Welttheils gleichſam für alle künftige Zeiten abgedruckt, ſo daß wir aus ihrem Spiele und ihrer Entfaltung ungefähr ahnen konnten, wie ſie in künftigen Zeiten ſeyn würden. Auch da ſteht das franzöſiſche Volk weit hinter der Großartigkeit der Spanier dem freien Streben der Engländer und der kühnen freien und luſtigen Mannigfaltigkeit der Deutſchen und Italiäner. Nur die langen Kämpfe mit den Engländern bringen einigen Reitz in ſeine Geſchichte; für die ſtolze Freiheit und für merkwürdige Eigenthümlichkeiten der Verfaſſungen iſt die Ausbeute gering: Schon ſeit dem dreizehnten Jahrhundert ward die Geſchichte Frankreichs faſt bloß eine königliche, ſpäter wurden die Hauptſtadt und der Hof immer mehr ihr Mittelpunkt, und endlich, als die letzte einzelne Freiheit verſchwunden war, konnte man faſt ganz Frankreich aus Paris und aus dem Karakter des jedesmaligen Königs erklären und beſchreiben, weil das Volk nie eine feſte Eigenthümlichkeit gegen die Gewalt hat ſetzen können. So iſt es immer geweſen, und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn gleich einige wilde Getümmel und rauſchende Umwälzungen es einem zuweilen

anders einbilden möchten. Sie haben aber nie etwas Großes und Freies hinter ſich gelaſſen.

So ſind die Franzoſen faſt in allen Beziehungen, unter welchen man ſie betrachten mag, nur eine andere Art europäiſcher Chineſen, bei welchen das Meiſte beſtimmt gemeſſen abgemacht iſt und nach ihrer Meinung kaum anders ſeyn kann, als es iſt. Sie haben auch das mit den Chineſen gemein, daß ſie ſich allein von allen Europäern für die kunſtreichſten geiſtreichſten und vollendetſten halten, ja daß ſie ſich ſeit hundert Jahren ſo ganz fertig halten, daß von ihnen und überhaupt von keinem Volke in Bildung und Kunſt ein höherer Gipfel erreicht werden könne, als den ſie unter ihrem Ludwig dem Vierzehnten erreicht haben. Auch iſt die Form ihres Lebens und ihrer Kunſt ſeit hundert Jahren, ſeit jener geprieſene Auguſtus der Franzoſen todt iſt, ſo ziemlich ſtill geſtanden. Das wollen wir ihrer Eitelkeit indeſſen gern zugeſtehen, daß ſie alles, was durch mechaniſche Bildung zu erreichen war, in Kunſt und Leben und in geſellſchaftlichen bürgerlichen und politiſchen Dingen ziemlich erreicht und ausgebildet haben, daß ſie uns Deutſchen auch in vielen kleinen Dingen überlegen ſind; doch nimmer können wir ihnen zugeben, daß ihre Kunſt ihr Leben und ihr Staat auf einem wirklich feſten und friſchen Boden ſtehe, woraus Neues und Kräftiges in die Zukunft hineinwachſen und die Zukunft geſtalten und halten könne: ſie ſcheinen uns ſo verſtockt und verſteinert in ihrer Art und ſo unfähig den Geiſt der Zeiten, der durchaus ein blühender und fliegender chriſtlicher Geiſt ſeyn muß, weiter zu führen; daß ſie vielleicht nicht gar fern hinter dieſer Epoche, wo ſie einen ſo ungebührlichen Lärm gemacht haben, erſtarrt werden ſtehen bleiben als traurige Zeichen von der Wahrheit, daß kein Gott ein Volk wieder zu Kraft und Tugend beleben kann,

in welchem die Quelle der Einfalt und der Liebe vertrocknet iſt.

Das eben erwähnte franzöſiſche Chineſenthum und mehrere andere Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Volkes, worauf oben nicht eben lobend angeſpielt iſt, erinnern uns unwillkürlich an mehrere äußerſt merkwürdige Winke, die uns die Geſchichte über die verſchiedenen Völker und über die Zeichen ihres Blühens oder Verblühens ihres Sinkens oder ihres Steigens giebt. Vielleicht könnten die Geſchichtforſcher einmal aus ſolchen geſammelten Winken eine Zeichenlehre zuſammenſetzen, die eben nicht viel unſicherer wäre, als die der Aerzte. Eines der gewiſſeſten Zeichen von Todeskrankheiten der Völker iſt die vorherrſchende Klugheit und Pfiffigkeit. Den Spruch kluge Kinder leben nicht lange, den jedes alte Weib im Munde führt, kann man auch auf die Völker übertragen und mit vollem Rechte ſagen kluge Völker leben nicht lange. Dies iſt, beiläufig geſagt, für uns Deutſche ein goldener Spruch, weil er uns ein ſehr langes ja faſt ein unſterbliches Leben zu verſichern ſcheint. Ich muß einige Worte aus meiner hiſtoriſchen Zeichenlehre (bei den Aerzten die Semiotik genannt) herausſprechen und dann jeden über meine Anſichten und Erfahrungen urtheilen laſſen.

Jedes Volk, das in ſeiner Sprache und Art als ein abgeſchloſſenes Ganzes da ſteht, muß man nach den Geſetzen jedes anderen organiſchen Weſens beurtheilen, das einen beſtimmten Kreislauf durchlaufen und dann vergehen und von der Bühne abtreten ſoll. Es giebt für jedes Volk die vier Bahnen des Alters: die Kindheit die Jugend die Mannheit das Greiſesalter. Wie aber einige Menſchen frühe Greiſe werden, und ihnen begegnet, daß ſie durch Unglück oder Laſter wohl im fünfzigſten Jahre ſo abgelebt ſind, als andere

noch nicht im neunzigſten — ſo begegnet Gleiches auch manchen Völkern. Doch darf man die Länge der verſchiedenen Entwickelungen, die ein Volk von ſeiner Kindheit bis zu ſeinem Tode durchlaufen muß, nie mit dem gewöhnlichen Maaße der vier Alter des einzelnen Menſchen vergleichen: wie der eine Menſch im erſten Monate oder erſten Jahre ſeines Lebens und der andere im hundertſechszigſten ſtirbt, ſo weit liegen nach unbekannten Beſchlüſſen des Schickſals die verſchiedenen Lebenslängen der Völker von einander. Im Ernſte aber giebt es kein gewiſſeres Zeichen von dem geſchichtlichen Untergange oder von dem gänzlichen Tode eines Volkes, als wenn man ſagen kann: das Volk iſt ein kluges Volk. Wohl gemerkt, ich verſtehe dieſes kluge Volk immer ſo, wie die alten Weiber von dem klugen Kinde weiſſagen.

Was meine ich denn eigentlich mit dieſer Klugheit? Ich meine „das Volk, in welchem (wie ich oben ſagte) das „Denkende oben liegt und das Empfindende zurückgetrieben „oder zur Lüge und Fratze übertrieben iſt, in welchem die „ſinnenden und ſchaffenden Geiſter, die uns wieder zu den „Bildern des verlornen himmliſchen Zuſtandes zurückmahnen ja zurückſpielen, ausgeleert ſind.“ — Wenn in einem Volke das Scharfe das Spitzige das Geiſtige das Schlaue und Pfiffige durchaus vortritt, wenn das Schwärmeriſche das Fromme das Selige das Einfältige das Treue und Gläubige von ihm als Wahn oder gar als Dummheit verlacht und verſpottet wird, dann iſt der Boden des Lebens und der Liebe in ihm ausgebauet, es iſt ein ausgebauetes und erſchöpftes Volk, in welchem keine Zeugungen mehr eingewickelt liegen, und als etwas Unfruchtbares und Todtes muß das Schickſal es dann bald aufräumen. Ein ſolches Volk iſt dann jenen weiten Ebenen Afrikas und Oſtaſiens

gleich, die nach der Sage weiland die fruchtbarſten waren, die aber jetzt nur Sand Salz und Salzquellen und hie und da einige Salzkräuter haben. Das Gleichniß paßt in jeder Hinſicht auch auf die Völker. Wann die Erde mit ihren freundlichen und ſpielenden und lieblich und fürchterlich dunkeln Kräften, wann alle elementariſchen Mittelgeiſter durch lange Zeugungen oder durch Unglück des Schickſals aus einem Volke ausgelaugt und ausgeſchöpft ſind, dann bleiben nur die ſcharfen und ſalzigen Geiſter zurück, ſpröde bittere höhniſche und liſtige Geiſter, welche wohl allerlei Dinge erlauſchen und erkunden, aber, weil ihnen die Einfalt und der Glaube fehlt, den Zuſammenhang und das Leben der Dinge nicht begreifen und alſo auch nichts weiter ſchaffen und bilden können.

Ja Völker können für das Große und Gewaltige, was ſie allein im ſtillen Glauben und in frommer Demuth von den Himmliſchen empfangen und womit ſie ihre Seelen in unbewußter Einfalt nähren nnd woraus ſie unſterbliche Geburten und Thaten gebären ſollen, viel zu liſtig und klug werden. Denn nie werden klügelnde Spitzköpfe begreifen, was einfältigen und gläubigen Seelen von Gott umſonſt gegeben wird. Das eben iſt dann die Sünde gegen den heiligen Geiſt der Tugend und gegen den heiligen Geiſt Gottes, welche von dieſen Unſeligen alle Tage begangen wird, daß ſie ſich weiſe halten, da ſie doch unwiſſend ſind. Mir ſcheinen die Franzoſen an dieſer gefährlichen Gränze verblendeter Eitelkeit und dummer Spitzköpfigkeit zu ſtehen, die der Herzenseinfalt, worin alles Mächtige und Göttliche ſeinen Wohnſitz hat, grade entgegen ſteht. Völker, die auf dieſe gefährliche Spitze der Bildung oder Verbildung gekommen ſind, zeigt die Geſchichte faſt immer als verloren. So glaube ich nimmer, daß wenn man die Juden, ſo viele ihrer ſind

aus allen Theilen zuſammenbrächte und ihnen ein beſtimmtes Land eingäbe und zu ihnen ſagte: Nun friſch! richtet euch ein und macht euch wieder zu einem freien Volke und Staate! aus ihnen je noch ein tüchtiges und ordentliches Volk würde; ſo ſcheint es mir unwahrſcheinlich, daß die Griechen*), wenn man auch alle Türken aus ihrem herrlichen und geſegneten Lande verjagte oder todtſchlüge und ihnen ſelbſt wieder die Herrſchaft gäbe über die Orte, welche durch die alten Götter und Heroen und durch die Erinnerungen unſterblicher Thaten und Werke ihrer Väter geweihet ſind, je wieder ſo Großes in der Geſchichte zeigen würden, das an Homerus Sophokles und Platon und Phidias Epaminondas und Alexander reichte. Mir däucht, ſie ſind für das Große zu ſchlau und fein geworden. Es können aber vielleicht in den Bergen des alten Arkadiens und Aetoliens noch Menſchen ſtecken, welche die Freiheit ſchaffen und tragen könnten. Denn zu wild und rauh wird man nicht für die Freiheit, aber wohl zu zahm und fein.

Doch nun die Frage: Woher kommt ſolcher Unſegen ſolche Unſeligkeit über ein Volk, daß es den ſicheren treuen und einfältigen Boden des Daſeyns verliert, worauf allein das Herrliche ruhen und woraus allein alles Schöne und Gewaltige blühen kann? und daß ihm endlich nichts übrig bleibt als die kleinlichen Eigenſchaften und Künſte der Schlauheit und Verſchmitztheit und einer Gewandtheit, womit es für Tugenden bezahlen will, deren es mangelt?

Bei einigen Völkern mag dies wohl urſprünglicher Mangel ſeyn, ſo daß ihnen von Anfang an das gehörige Gleichgewicht der Kräfte fehlte und daß ihnen ſogleich mehr von

*) Sie ſind unterdeſſen der Türken etwas ledig geworden. Wir werden ſehen.

dem Scharfen und Irdiſchen als von dem Zarten und Himmliſchen beigemiſcht ward. Andere Völker werden ſo durch Unterjochung oder Verbaſtardung, geſchwinder und ſchlimmer durch das Letzte als durch das Erſte.

Die Unterjochung durch ein anderes Volk kann ein edles und treffliches Volk oft geſchwind verderben. Es iſt nur ein zu wahrer Ausſpruch, daß, wer Knecht geworden iſt, die Hälfte ſeiner guten Eigenſchaften verloren habe. Nur ein freier Menſch kann ſeyn, wie Gott ihn gemacht hat; nur ein freier Menſch kann thun, wie es ſein tapferes Herz gelüſtet; nur in einer freien Bruſt können hehre Gedanken und Gefühle wohnen; nur ein Mann, der keinen Herren über ſich erkennt als Gott im Himmel und das Geſetz auf Erden, kann die Einfalt des Herzens und die Fülle des Lebens bewahren, welche allein die Quellen großer Thaten und unſterblicher Werke ſeyn können. Bei dem dienſtbaren Sklaven aber verenget und verkleinert ſich alles, und die Furcht macht das Maaß der Kühnheit und des Lebens klein. Ueber der Willkür und Gewalt vergeht die Wahrheit und der Stolz, und Lüge und Schmeichelei und alle die Eigenſchaften, welche an einem Knecht als Tugenden gelobt werden, treten an ihre Stelle: Heuchelei Liſt Verſchlagenheit und alle die Laſter, welche nicht grade und offen einhergehen ſondern kriechen und ſchleichen. Der Knecht eines Unterdrückers kann nicht einfältig offen und gutmüthig ſeyn; nur Verſchmitztheit und Gleißnerei kann ihn ſchützen. So treibt eine lange Knechtſchaft alle diejenigen Eigenſchaften aus einem Volke hervor, welche ich oben als Zeichen des Mangels und der Armuth eines Volkes an den höchſten und edelſten Anlagen und Tugenden und als gewöhnliche Vorboten ſeines politiſchen Todes bezeichnet habe. Ein ſo unterjochtes und verdorbenes Volk kann vielleicht wieder frei

werden, entweder durch eigene Kraft oder durch ein anderes Volk, das vom Schickſale beſtimmt war es an ſeinem Dränger zu rächen; aber ſchwer wird es ſeyn die tief eingebrannten Brandmaale der Knechtſchaft auszuglätten, die eingewurzelten Uebel und Laſter der dienſtbaren Seelen auszutilgen. Hat ein ſolches Volk außerdem noch das Unglück gehabt, daß ſeine Tyrannen ſich mit ihm gemiſcht haben, iſt es zu der Sklaverei auch noch verbaſtardet worden, ſo iſt gar wenig Hoffnung der Wiederherſtellung und Verjüngung deſſelben.

Ich habe mich in der kleinen Abhandlung mit der Aufſchrift: Welche Franzoſen ich denn eigentlich meine? über dieſen letzten Punkt ziemlich deutlich ausgeſprochen, ohne daß ich den Gegenſtand eben in dieſer Anſicht feſt ins Auge gefaßt hätte. Ich ſuchte dort zu beweiſen, wie es denn wohl gekommen ſey, daß aus den Franzoſen ein ſo gemüthloſes treuloſes liſtiges und eitles Volk geworden; und ich fand eben den Miſchmaſch und die Verbaſtardung als die Hauptquelle des Verderbens. Und das fand ich endlich als das höchſte Unglück des Volkes, daß grade in den am meiſten verbaſtardeten Landſchaften Frankreichs die Hauptſtadt und der Mittelpunkt des ganzen Staates und des ganzen franzöſiſchen Lebens entſtanden war; denn dieſer Mittelpunkt war der verderbliche Krebs, der alles Geſunde und Kräftige der übrigen Theile des Reiches mit anfraß, ſo daß auch die Volksſtämme, welche mehr in ihrer urſprünglichen Reinheit und Eigenthümlichkeit geblieben und mit andern Völkern nicht ſo ungebührlich vermiſcht waren, wie die um die mittlere Loire und um die Seine und Marne wohnenden, von dem allgemeinen Franzoſenübel mit angeſteckt wurden. Alſo daß man bei dieſen Verhältniſſen ganz beſtimmt ſagen könnte, die Franzoſen würden heute ein ganz anderes Volk ſeyn, ein viel ernſteres treueres und tüchtigeres Volk, wenn für Paris

Limoges oder Bordeaux oder Toulouſe die Hauptſtadt geworden wäre.

Wir können in der Geſchichte die ungebührliche und verderbliche Vermiſchung der Völker mit einander, die Zuſammenmiſchung zu vieler fremdartigen Beſtandtheile, kurz das, was wir mit Einem ausdrucksvollen Worte die Verbaſtardung der Völker nennen, nicht immer nachweiſen; aber nach allgemeinen Geſetzen der Natur und nach den einzelnen Winken und Zeichen, die uns denn doch die Geſchichte giebt, haben wir mehr als Wahrſcheinlichkeit, daß da, wo in glücklichen und der Entwickelung der menſchlichen Fähigkeiten angemeſſenen Klimaten die Kräfte eines Volkes im Unmaaß oder im Widerſtreit unter einander liegen, eine Verbaſtardung oder doch etwas einer Verbaſtardung Aehnliches vorgefallen ſey. An denjenigen Franzoſen, die wir als Beſtimmer und Verderber des ganzen franzöſiſchen Volkes bezeichnet haben, iſt ungefähr gewieſen worden, durch welche Schickſale und Verhältniſſe ſie das geworden ſind, was ſie nun erſcheinen. Gehen wir weiter in die Vergangenheit zurück, ſie wimmelt von Beiſpielen. Wie herrlich in ihrer Art und urſprünglichen Kraft war das Hellenenvolk in Sparta Athen Korinthos! wie bildend wie ſchöpferiſch wie von edlen Geiſtern quellend und mit herrlichen Thaten und Werken blühend! und wie endigte es? und wodurch? Durch die vielen Tauſende von Fremden aus allen Ländern, die es als Sklaven zu ſich hineinſchleppte, von denen es in Zeiten der Noth viele frei ließ und wodurch es die eigene Art zu ſehr miſchte. Dadurch mußte ein Geſchlecht entſtehen, welches das Einfache und Urſprüngliche (Originale) das Schöpferiſche und Heroiſche verlor und mit wilden und ungleichen Trieben die Freiheit weder zu ſchätzen noch zu erhalten wußte: kein Volk mehr, ſondern Volksgeſindel. Ich nehme dieſe

Entartung Griechenlands nicht bloß deswegen an, weil Freie mit Sklaven vermiſcht wurden; nein, jede zu viele Vermiſchung mit dem Fremden und Ungleichen muß immer Aehnliches erzeugen. — Was ward aus Konſtantinopel, der erſten Seeſtadt der Welt? was ward vollends aus ihr, als Kaiſer in ihr ihre Wohnung aufſchlugen? Ein unruhiges meuteriſches liſtiges feines feiges und treuloſes Gaunervolk; denn alle Völker der Welt wurden in ihr geſammelt und gemiſcht. Das Unglück dieſer verderblichen Vermiſchungen hielt bei dem allgemeinen Syſtem der Sklaverei in der alten Welt überhaupt viel geſchwinderen Schritt, als in der jungen. Und Rom, die Herrſcherin, die große und gewaltige, deren blutige Jugend wir die erſten ſechs Jahrhunderte ihres Lebens auch wider unſern Willen bewundern müſſen? Mit welchen Schanden und Nichtigkeiten hat ſie geendigt! und wodurch am meiſten? durch Verbaſtardung. Wahrſcheinlich würden die Römer noch heute genannt als ein herrſchendes und lebendes Volk, wenn ſie mit derſelben Weisheit, womit ihre Geſetzgeber ihre Ordnungen und Sitten umzäunt und, wie jener griechiſche Späher des Pyrrhus geſagt hat, ein Volk von Königen geſchaffen hatten, auch um ihre Herrſchſucht einen Zaum hätten ziehen können. Hätten ſie die Alpen und das Meer für ihre ewigen Gränzen erklärt und durch ein Geſetz jeden des Todes ſchuldig erkannt, der jenſeits Sardinien und Sicilien und jenſeits der Alpen nur einen Fußbreit Land zu erobern rathen würde, vielleicht gäbe uns Italien das große Schauſpiel, daß noch jetzt Enkel der Fabier Manlier und Klaudier geſehen würden. Weil ſie alles haben wollten, verloren ſie ſich ſelbſt und wurden von den Völkern, die ſie geplagt und unterjocht hatten, aus der Geſchichte weggeſpült. Als Rom der Mittelpunkt der Welt geworden war, brauſte die Sündfluth der Völker über Ita-

lien; Sklaven und Fremde wurden zu viele eingeführt und vergifteten die letzten Keime des alten lateiniſchen Ernſtes und der alten quiritiſchen Tugend. Nicht die Ueberſchwemmung durch Schätze und Reichthümer, nicht die Gefahren der Ueppigkeit und Wolluſt, die in ihrem Gefolge kommen, ſind einem edlen Volke ſo tödtlich, als die zu viele Vermiſchung mit dem Fremden, wodurch endlich alle Triebe und Anlagen deſſelben eitel tändeliſch wild und disharmoniſch werden und alle die ſtillen Kräfte und Tugenden des Gemüthes verſchwinden, woraus alles Große und Göttliche und auch die politiſche Würde und die göttliche Freiheit von jeher gewachſen iſt und allein wachſen kann. Die meiſten Völker des Alterthums ſind auch deswegen mit Recht ſo ſchnell untergegangen, weil ihre Geſetzgeber die Verfaſſungen nicht auf lauter freie Menſchen berechnet und gegründet hatten, ſondern weil die Sklaverei durchaus in das Syſtem mit eingeſchloſſen und eingerechnet war. Die Sklavenmenge, die in demſelben Verhältniſſe wuchs, wie der Staat ſich aus anfänglicher Rohheit mehr zur Verfeinerung und zu feineren Künſten und Genüſſen entwickelte, brachte die verſchiedenſten Völker des Erdbodens in Einem Lande oder in Einer Stadt zuſammen und es entſtand ein verbaſtardetes Geſchlecht, das endlich kein Geſetz mehr ernſt und frei erhalten konnte.

Dieſe Anſichten und die Winke und Zeichen, welche uns von der Natur und von der Geſchichte gegeben werden, laſſen ſich freilich nicht als uneinwendliche und unabweisliche Beweiſe hinſtellen. Wir ſitzen nicht in der Werkſtatt der Schöpfung und können die Geheimniſſe der Natur, die ſie ſich bei den Zeugungen und Zuſammenſetzungen der Elemente weislich vorbehalten hat, nicht belauſchen, wenigſtens blitzen uns aus dieſer tiefſten Verborgenheit des Schaffens und Seyns nur hie und da einzelne dünne und ſpärliche Schim-

mer entgegen, und wenn die Natur uns ja zuweilen etwas für einen Augenblick zu enthüllen geſchienen hat, ſo zieht ſie den heiligen und myſtiſchen Schleier ſogleich wieder zu. Aber doch giebt es äußere und innere Zeichen genug, die dem, der nur ein kleines Seheraug hat, merkwürdige Andeutungen geben. Wir laſſen uns von der Luſt des Schauens, wie ſie uns eben kommt, mit forttreiben und ſpielen ein wenig mit dieſen Zeichen, die vielleicht nichts Anderes ſind als muthwillige Spiele der Natur.

Sehen wir die Thiere und Pflanzen, was gewahren wir an den mit fremden Arten gemiſchten oder wenigſtens durch eine künſtliche Handleitung der Züchter und Gärtner gewordenen?

Erſtlich ſie wachſen geſchwinder und nehmen geſchwinder ab, als die unverbaſtardeten Arten; ſie ſind überhaupt mehreren Krankheiten ausgeſetzt, als die einfachen und in ihrer Natürlichkeit gebliebenen Arten.

Sie haben ein ungleiches und ſtörriſches Temperament, das in den wunderbarſten Wechſeln hin und her ſpringt, ſie ſind voll Tücken und Launen. Frage den Mauleſeltreiber: was iſt kolleriger ſtätiſcher und boshafter, als das Maulthier? Frage den Hundefreund oder Hundebeobachter. Wer zählt die verſchiedenen Hundegeſchlechter und wer findet wieder alle die Baſtarde heraus, die aus ihren Durchkreuzungen entſtanden ſind? Doch giebt es einfache Hundearten, die durch ihren beſtimmten ſogenannten Inſtinkt erkennbar genug ſind. Wann dieſe unter einander gemiſcht werden, ſo erſcheinen ſogleich die Baſtarde vor unſern Augen, deren wir alle Tage genug ſehen können. Was entdeckt man an dieſen? mehr ſpringende Launen als an den einfachen Arten, weniger Treue mehr Biſſigkeit, weniger Inſtinkt mehr Sklavenſinn. Die Hundekomödianten, welche dieſe Thiere zu

Springern und Seiltänzern zu Trommelſchlägern und Karrenſchiebern abrichten, nehmen dieſe Baſtarde am liebſten, weil ſie, wie ſie ſagen, anſtelliger und gelehriger ſind als die Einfachen! denn die zwei drei verſchiedene Naturen in ſich tragen, können ſich weniger vertheidigen, als die mit Einer Natur in ihrer Eigenthümlichkeit feſt ſtehen. Das auch ſagen ſie, dieſe Thiere ſeyen luſtiger und geduldiger als die andern, einige Tücken abgerechnet, die für den Augenblick oft unbezwinglich aufſteigen, ſo daß man ſie todtſchlagen kann, ohne daß ſie davon laſſen.

Wie in einem Baume, deſſen Stamme man eine fremde Art oder mehrere fremde Arten aufgepfropft hat, das innere Leben der verſchiedenen Triebe wirken mag, können wir nicht mehr ſo ſehen, als bei den Thieren, die ſich mehr mit einer gewiſſen Menſchenähnlichkeit und Willkür zu bewegen und zu beſtimmen ſcheinen, als die Pflanzen. Wir ſehen nur, daß die Stärke und Lebensdauer durch eine ſolche Künſtelung, die der Menſch vornimmt, geringer wird.

Bei den Blumen gewahren wir das Auffallende, daß die durch Verbaſtardung gezeugten an Fülle der Blätter und Kronen und an Glanz und Pracht der Farben das gewinnen, was ſie an innerem Leben und an Feinheit des Duftes vielleicht verlieren. Man mögte ſagen, das Wilde Eitle und Geiſtige tritt in ihnen vor durch die unnatürliche Paarung, und das Sanfte Stille und Innerliche, was man, um den Sinn zu bezeichnen, die Blumenſeele nennen mögte, zieht ſich zurück.

Ich meine mit der Verbaſtardung, wovon wir ſprechen, nicht allein einander ganz fremde Geſchlechter, wodurch die menſchliche Willkür mittelſt abſichtlicher und huriſcher Paarungen Neues und Wunderliches hervorzubringen verſucht hat, ſondern ich meine auch die Verpaarung und Verächtung

der einander nächſt ſtehenden Arten. Man hat in den letzten fünfzig Jahren in Stutereien und Züchtereien von Rindern und Schaafen in manchen Ländern, beſonders aber in England, mannigfaltige Verſuche angeſtellt und mancherlei Erfahrungen gemacht, und das iſt endlich der merkwürdigſte Ausſprung aller dieſer Verſuche geweſen und hat ſich als die bleibendſte Erfahrung bewährt: Daß man einen unedlen Stamm durch häufige Miſchung mit einem edleren bis zu einem gewiſſen Grade wohl geſchwind ſcheinbar verbeſſern kann, daß aber dieſe Verbeſſerung auf die Dauer nicht aushält, ſondern daß das Unedle, was übrig blieb, immer wieder zurückſchlägt und das Edle allmählig wieder verſchlingt; daß aber das andere viel mühſeligere und viel langſamere Verfahren nie fehlt, welches aus jedem Stamm (gleichviel, ob edel oder unedel) immer das Kräftigſte und Schönſte ausließt und mit einander zeugen läßt. So wird durch die Paarung des Gleichen und Zuſammengehörigen mit einander allein ein edles und vorzügliches Geſchlecht. Um es durch Beiſpiele zu ſagen: Ich kann durch arabiſche und andaluſiſche Hengſte, womit ich deutſche Stuten beſchellen laſſe, wohl edle Baſtarde hervorbringen mit manchen ſchönen Pferdeeigenſchaften; aber wenn ich immer die beſten und von Zeugung zu Zeugung wieder die beſten Stuten und Hengſte von ächt deutſchem Stamme zuſammenlaſſe, ſo wird endlich, vielleicht erſt nach fünfzig Zeugungen, aber gewiß endlich einmal das kräftigſte ſchönſte und dauerhafteſte Pferd fertig ſeyn, was der deutſche Himmelſtrich ertragen kann; jene durch Vermiſchung mit Fremden entſtandene Spielarten aber werden immer wieder zu dem Schlechten und Unedlen zurückſchlagen: denn nur die Miſch-

ung des Gleichen und Einfachen veredelt die Art wirklich und giebt eine Art, die bleibt. Eben ſo, wenn wir z. B. annehmen, was wir ja gewöhnlich thun, daß der Neger und Mongole eine ſchlechtere Menſchenart ſey als der Celte und Germane, ſollte man glauben, daß der Neger= und Mongolenſtamm durch eine fortgeſetzte Miſchung mit den letzteren beiden unendlich veredelt ja allmählig wohl in einen ganz anderen und eigenthümlichen Stamm umgewandelt werden müßte. Nach der Erfahrung aber, die uns das Naturgeſetz zeigt, wird das mit nichten geſchehen, ſondern auch der Neger und Mongole und überhaupt jedes Volk wird nur dadurch das Beſte und Edelſte werden und das Beſte und Edelſte hervorbringen können, daß es immer das Kräftigſte und Schönſte ſeines Stammes auslieſt und mit einander zeugen läßt. Die Baſtarde, die durch Vermiſchung des Ungleichen oder gar des Ungleichſten entſpringen, mögen allerdings manche glänzende Eigenſchaften zeigen, und ſie zeigen ſie in der That ſehr häufig, wie man z. B. alle Tage an den Mulatten weiſen kann, aber das Harmoniſche Sichere und Genialiſche, kurz das Tüchtige und Bleibende wird aus ihnen nie hervorgehen.

Dieſe Theorie, die in der Regel gewiß Stich hält, ſollte von den Geſetzgebern mehr ins Auge gefaßt werden und iſt von einigen alten Geſetzgebern, welche die natürlichen Dinge mehr natürlich ſahen und begriffen, als wir, gewiß ſehr ins Auge gefaßt worden. Sie haben mehr auf reines und gleiches Blut geſehen, als wir. Das Horaziſche Fortes creantur fortibus et bonis*) bleibt gewiß ewig wahr. Dies ſoll man nun freilich in den verſchiedenen einzelnen Völkern ſelbſt

*) Starke werden von Starken und Guten gezeugt.

nicht auf einzelne Geſchlechter und Stammbäume ausdehnen, ſondern in einem reinen und ungemiſchten Volke ſitzt der Adel der Leiber und Gemüther oft am meiſten in denen, die einfach und natürlich in Feldern und Wäldern leben und von den Lüſten der Ueppigkeit und den Verführungen und Reitzen der gebildeten Geſellſchaft weniger berührt und erreicht werden. Auch ein reines und ungemiſchtes Volk hat ſeine vielen Verſchiedenheiten und Ungleichheiten; aber dieſe müſſen ſich allerdings durch mannigfaltige Durchkreuzungen der Geſchlechter vermiſchen und mit einander durchleben. Die Bemerkung iſt auch wahr, daß Familien, die ſich durch manche Menſchenalter in drei vier andern Familien rund verheirathen, endlich zu einer gewiſſen matten Nichtigkeit und Geiſtloſigkeit verſinken. Es gehört ein gewiſſer Reitz ein gewiſſer Gegenſatz dazu bei aller Gleichartigkeit des Stammes, damit die Geſchlechter durch die Zeugungen geiſtig und friſch erhalten werden. An dem Größten ſcheint alles am hellſten. Wie viele Herrſchergeſchlechter zeigt die Geſchichte, welche durch Vermählungen immer in demſelben Kreiſe der Familien aus Starken und Tapferen endlich nichtig und dumm und an Leib und Seele jämmerlich geworden oder ganz verloſchen ſind, wie ein Licht, das den Docht nicht mehr zünden kann.

Demnach geht aus allen dieſen verſchiedenen Zeichen und Spielen die Wahrſcheinlichkeit hervor, daß, wenn in einem Volke das Scharfe Spitze Schlaue und Verſchmitzte vorherrſcht, wenn der Karakter der Mehrheit durchaus der iſt, klug und verſchmitzt zu ſeyn — daß dann ein ſolches Volk ſehr auf der Neige ſteht und daß es ſicher ein unglückliches Miſchlingsvolk iſt, durch Verbaſtardung mit andern fremden Völkern entſtanden: ich ſollte ſagen mit fremdartigen Völkern entſtanden; denn wenn der

Schwabe eine Schwedin oder der Weſtfale eine Siebenbürgerin oder der Böhme eine Ruſſin heirathet, ſo geſchieht da keine Verbaſtardung, da verſchiedene Arten deſſelben Stammes wieder zuſammenkommen. Warum aber die ungebührliche Miſchung und Durchkreuzung des Ungleichen und Verſchiedenartigen dies in den Zeugungen hervortreibe, das kann auch gefragt werden und läßt ſich ungefähr andeuten.

Der Menſch iſt von Natur ein ſehr ernſthaftes Weſen — wie wir an ſeinen edelſten und einfachſten Arten ſehen, nach welchen wir nur das Recht haben ihn zu beurtheilen. Er iſt ſehr ernſt und ſtill, doch kann er auch ſehr fröhlich und wild ſeyn; indeſſen als ſein eigenthümlicher Karakter herrſcht das Erſte vor. Ernſt und Stille ziemte dem denkenden Weſen, welches als waltender und ordnender Geiſt die Erde im Namen Gottes und mit der Hülfe Gottes regieren ſoll. Das Waltende und Schaffende in dem Menſchen iſt ihm ſelbſt ein tiefes Geheimniß, es liegt unten im Grunde ſeines Weſens verborgen, als das dunkle Bett der Geiſter, woraus ſie, wann ſie erregt werden, ihm unbewußt emporquellen, wie die Wellen aus dem Grunde eines kochenden Bornes, und, an das Licht hervorgekommen, von ihm bewundert werden, wie Fremdlinge, die aus einer andern Welt Botſchaft bringen. Die Menſchen und Völker, welche dieſes Schaffenden und Waltenden viel in ſich tragen, ſind ſtille und ernſte Menſchen und Völker. Alle aber, welche deſſelben weniger haben, welche gleichſam von der eigenen Fülle nicht ſo ſchwer beladen ſind, erſcheinen wild flatterhaft und leichtſinnig, in Worten und in Thaten riſch und ſcharf, am riſcheſten und ſchärfſten mit der Zunge, ſo daß ſie von denen, welche alles nur auf der leichten Oberfläche faſſen und nach der flüchtigen und oberflächlichen Erſcheinung beurtheilen, wohl häufig geiſtreich und witzig genannt

werden. Dies ſind die Kinder der unerlaubten und ungebührlichen Vermiſchung, wovon wir ſo viele Zeichen haben ſchimmern ſehen, die, welche von vielen reich an Geiſt genannt werden und die doch an Geiſt arm ſind. Ich muß das noch näher zeigen:

Es heißt in der Geneſis im 6. Kapitel im 1. 2. 3. 4. 5. und 6. Verſe: „Da aber die Menſchen begannen ſich zu „mehren auf Erden und zeugeten ihnen Töchter, da ſahen „die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menſchen, wie ſie ſchön waren, und nahmen zu Weibern, welche ſie wollten. Da ſprach der Herr: Die „Menſchen wollen ſich meinen Geiſt nicht mehr ſtrafen laſſen, denn ſie ſind Fleiſch. Ich will ihnen noch Friſt geben „hundertundzwanzig Jahre. Es waren auch zu den Zeiten „Tyrannen auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menſchen beſchliefen und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. „Da aber der Herr ſah, daß der Menſchen Bosheit groß „war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böſe war immerdar; da reuete es ihn, daß er „die Menſchen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte „ihn in ſeinem Herzen und ſprach: Ich will die Menſchen, „die ich gemacht habe, vertilgen von der Erde.“ — Siehe, wie die alte heilige Bibel hier für uns ſpricht! Die ſtillen frommen und ſchöpferiſchen Menſchen, die nach dem Sündenfalle noch das Meiſte von dem göttlichen Ebenbilde behalten hatten, die Kinder Gottes, laſſen ſich gelüſten und miſchen ſich mit einem anderen unruhigeren und ſchlechteren Geſchlechte, und dieſe zuſammen zeugen jene Miſchlinge, welche Gott nicht gefallen und die er deswegen von der Erde vertilgen will. — Das muß natürlich meiſtens erfolgen bei der Miſchung deſſen, was ungleich iſt, daß das-

jenige was durch ihre Zeugung geboren iſt, unharmoniſche und mit einander ſtreitende Triebe habe, daß es alſo ein wildes unruhiges und eitles Geſchlecht werde. Dieſer Streit der Triebe dieſe Ungleichheit der Neigungen läßt bei den Menſchen oder bei den Völkern, welche durch Verbaſtardung entſtanden ſind, keinen inneren Frieden zu; ihnen wird durch ſolchen inneren Krieg das ſtille Bett zerwühlt, ſworauf, wie wir oben meinten, die Geiſter ſich in der Tiefe des frommen Buſens lagern und von wo ſie zuweilen herriſch und ſchöpferiſch an das Licht des Lebens hervorzuquellen ſcheinen. Die Geiſter werden aus ihrer ſtillen und geheimen Schöpferwerkſtätte aufgejagt, ſie werden, mögte ich ſagen, mehr zu der Oberfläche des Leibes hinaufgetrieben, ſie treten den Menſchen faſt in die Haut: und dieſe Menſchen und dieſe Völker, welchen ſolches wiederfährt, bekommen nun Geiſt für die Geiſter, die ſie hatten. Sie ſelbſt meinen und andere, die nur den Schein ſehen, meinen ihnen nur ſo nach, ſie ſeyen gebildeter geiſtreicher geworden, da doch in der That das Große und Stille von ihnen gewichen iſt, damit ſie, immer vom Geiſt geſtachelt und gereitzt, mit dem Kleinen und Eitlen tändeln und ſich in ihrer Eitelkeit über das Verlorne, was ihre Väter beglückte, tröſten können. Dies iſt das Kluge Spitze und Liſtige, was wir bei den Franzoſen und faſt bei allen Miſchlingsvölkern, die durch Verbaſtardung entſtanden ſind, und bei allen ſlaviſchen Stämmen faſt ohne Ausnahme vorherrſchend finden und was dem ſtillen und einfältigen Genius der ſchöpferiſchen Kräfte am fernſten liegt. Weil bei den Miſchlingen die Ruhe fehlt und die Geiſter mit einander im ewigen Hader ſind, weil alſo immer ein Spiel geiſtiger Kräfte auf der Oberfläche ihres Lebens iſt, ſo ſchimmern ſie gleich den Baſtardblumen mit allen möglichen geiſtigen Scheinen und Farben und dün-

ken dem flachen Beobachter überhaupt oft mehr Geiſt und Witz zu haben, als die im ſtillen Gleichmaaß ihrer Kräfte ruhig fortſchreitenden und ruhig bildenden Völker. Es iſt nichts leichter zu erwerben als die Art Witz und die Art Geiſtreichthum, welche man Judenwitz oder Franzoſenwitz nennt. Er wird durch die bloße Uebung, durch die bloße unaufhörliche Reitzung des Gemüthes und Umrollung der Zunge oft eben ſo erworben, wie auch ein Dummkopf das l'Hombre und Schachſpiel ganz leidlich lernt. Es iſt nur ein Wortwitz, ein kombinatoriſcher und arithmetiſcher, der mit Worten und Zahlen zuſammengewürfelt wird, und hat nichts mit jenem Witze gemein, der aus den ſtillen und verborgenen Quellen des tiefſten Gemüthes gleich Jupiters Blitzen hervorſchießt und durch Einen Zug ganze Himmel vor uns aufreißt.

Vortrefflich ſagt ein ſcharfſinniger Schwede*) der uns gleichſam die Entſtehung des in gewiſſen Völkern vorherrſchenden Geiſtigen Spitzigen und Pfiffigen mahlen will Der franzöſiſche esprit iſt nicht eigentlich, was man Witz nennen kann, er iſt in der Regel nichts Anders als Umkehrung oder Gegenſatz. Die Anlage dieſes esprit entſteht im Gemüthe, wenn die Triebe deſſelben aus dem Gleichgewichte gebracht ſind und faſt, als hätte der Zufall ſie unter einander geſchüttelt, die einen oben die andern unten liegen. Und in der That wir irren uns nicht, wenn wir behaupten, daß die leichtſinnige Unruhe, die immer auf Neues ſinnende Liſt, die zu geiſtige Beweglichkeit eine urſprüngliche Zerrüttung der Triebe oder wenigſtens ei-

*) Admiral Graf Ehrenſwärd in ſeiner Philoſophie der Künſte.

nen Kampf ungleicher Triebe bedeute, die nicht zuſammen gehören, und daß die oberflächliche Beweglichkeit und die ſpringende und fliegende Geiſtigkeit, die immer alles faſſet und nichts feſthält und immer von einem Gegenſtande auf den andern fährt, weder Glück des Herzens noch Tiefe des Geiſtes bezeichnet, daß aber die rechte Kraft und der rechte Geiſt und die rechte Klugheit weit mehr bei denen wohnen, deren unſcheinbares Aeußere von den Spitzköpfen häufig für Dummheit geſcholten wird.

Wir haben viel hin und her geſpielt, damit wir bewieſen, daß eine gewiſſe geiſtige Pfiffigkeit und eine große mechaniſche Fertigkeit bei Völkern weder das Größte ſelbſt noch auch Zeichen von Größe ſind, ſondern daß ſich dies bei dem Mangelhaften und Abgelebten grade am häufigſten findet. Wäre dies das Größte in einem Volke oder Staate, ſo überträfen die Chineſen, die nun vielleicht ſchon ein paar Jahrtauſende ſtill ſtehen und alles Friſche, was ſie berührt, ſogleich in ihren todten Mumienſtaat hineinfreſſen, alle anderen Völker der Erde. Dieſe Spiele ſeitweges indeſſen und dieſe Sprünge aus der Bahn führten immer wieder in den rechten Weg hinein, und eben weil wir ſeitweges ſo viele Sprünge und Abirrungen gemacht haben, können wir jetzt unſern Weg deſto grader halten und ohne viele Umſchweife und Spiele der Worte und Gedanken friſch auf das Ziel hinſteuern.

Wir haben wenigſtens in Andeutungen und Wahrſcheinlichkeiten gewieſen, wie entartete und verbaſtardete Völker oder ſolche, die auf der Neige des Sinkens ſtehen, ſich offenbaren. Wir werden nun nach dieſen Vorſpielen denen, welchen unſre Anſichten nicht ganz ohne Einſicht und ohne geſchichtlichen und naturgeſchichtlichen Beleg zu ſeyn ſcheinen, leicht zeigen können, wie jung friſch und rein unſer

Volk noch in der Weltgeſchichte ſteht und wie viele Hoff-nungen neuer und herrlicher Entwickelungen noch in ihm ſind. Ungeachtet dieſer Jugend, die ich hier behaupte und die ich unten nachweiſen werde, iſt unſer Volk wahrſchein-lich dem Urſprunge nach nicht jünger als die, welche lange vergangen ſind, die Perſer Griechen Römer, oder als die, welche uns dünken Chineſen gleich erſtarrt zu ſeyn und keine friſchen Blüthen mehr treiben zu können, wie z. B. die Fran-zoſen. Es hat es bloß einem glücklichen Stern zu danken, daß es ſo lange in ſeiner Friſche geblieben und durch Unſtä-tigkeit und Eitelkeit der Triebe nicht zu früh dem traurigen Greiſesalter des klugen Bewußtſeyns entgegengeriſſen iſt, und dieſer Glücksſtern der Germanen heißt: Die Deutſchen ſind nicht durch fremde Völker verbaſtardet, ſie ſind keine Miſchlinge geworden, ſie ſind mehr als viele andere Völker in ihrer angebornen Reinheit geblieben und haben ſich aus dieſer Reinheit ihrer Art und Natur nach den ſtätigen Geſetzen der Zeit langſam und ſtill entwickeln können; die glücklichen Deutſchen ſind ein ur-ſprüngliches Volk. Wir haben für unſere Altvordern ein großes Zeugniß von einem der größten Männer, die je gelebt haben, von dem Römer Tacitus. Dieſer außer-ordentliche Menſch, der mit Seheraugen die Tiefen des Menſchenherzens und die Tiefen der Natur, die Gegen-wart und die Zukunft durchſchaute, hat wohl geſehen, was in unſern Väter war, und ihnen nach den Zeiten, deren unabwendliche Schickſalsnacht er hereindämmern ſah, glänzende Looſe verkündigt; und die Geſchichte hat ihm bis jetzt nicht widerſprochen. Das aber hat er vor allen Din-gen am hellſten geſehen, wie viel darin lag für die künftige Größe und Majeſtät des germaniſchen Volkes, daß ſie rein

und nur ihnen ſelbſt gleich, daß ſie keine Miſchlinge waren; denn er ſah ſein Italien, das einſt die Herrſcherin der Länder war, ein verruchtes und verworfenes Miſchlingsgeſindel, die Erinnerungen der Fabricier und Kornelier entweihen, und die ſtolze Römerſeele blutete und zürnte, daß keine Römer mehr waren.

So ſpricht er im 2. Kap. ſeines Büchleins über Germanien: „Ich muß die Germanen für urſprüng„liche Bewohner (indigenas, αὐτοχθονας) halten und gar „nicht durch die Ankünfte und Befreundungen mit andern „Völkern gemiſcht, weil weiland nicht zu Lande ſondern „auf Flotten herfuhren, welche die Sitze zu ändern ſuch„ten, und weil der weithin unermeßliche und, ich mag wohl „ſagen, feindſelige Ocean von ſeltenen Schiffen aus unſerm „Welttheile befahren wird. Wer mögte auch wohl, außer „der Gefahr eines gräulichen und unbekannten Meeres, Aſia „oder Afrika oder Italien verlaſſen und Germanien aufſu„chen, ungeſtalt von Landen, rauh von Himmel, traurig „von Anbau und Anſehen, nur nicht, wenn es Va„terland iſt.“ — Und ſo heißt es im 4. Kap. „Ich „trete den Meinungen derer bei, welche dafür „halten, Germaniens Völker ſeyen, durch keine „andere Vermälungen mit andern Völkern an„geſteckt, ein eigenthümliches und reines und „nur ihm ſelbſt gleiches Volk geweſen; daher „auch, obgleich in einer ſo großen Menſchenzahl, bei „allen derſelbe Körperſchlag trotzige und blaue Augen „röthlichgelbes Haupthaar große und nur zum Angriff „kräftige Leiber.“

Dieſes ungemiſchte und reine Volk nahm nun im ſiebenten und achten Jahrhundert das Chriſtenthum auf als ſogenannte Barbaren, wie die Griechen und Römer alle

fremde Völker ohne Ausnahme zu nennen pflegten, nicht ohne einen Nebenbegriff von Rohheit und Wildheit; denn darin waren dieſe beiden Völker des Alterthums den jetzigen Franzoſen ähnlich, daß ſie alle Völker, die nicht ſie ſelbſt waren, als eine Art roher Halbwilden anſahen und verachteten. Unſere eigenen ſpäteren Geſchichtforſcher und Geſchichtſchreiber haben ſich durch dieſe griechiſchen und römiſchen Anſichten und Vorurtheile mehr als recht leiten und fortziehen laſſen und die Wildheit und Rohheit, die jene Alten nur in einigen verkehrten Andeutungen bezeichnet hatten, zum Theil recht zu einem vollen Gemälde mit einer Art Wohlgefallen ausgemalt. Dieſe Anſicht iſt aber durchaus eine unwahre und ungeſchichtliche und wird am beſten faſt durch jedes Wort des Tacitus widerlegt. Davon iſt überhaupt keine Spur in der Geſchichte, daß unſere Vorfahren je etwas dem Aehnliches geweſen wären, wie uns die Wilden der neueſten Geſchichte, die Bewohner Nordamerikas und der Orinokoländer und der Südſeeinſeln beſchrieben werden; als ſolche halbe Beſtien ſind uns die Germanen nie gemeldet worden, und wären ſie je menſchenfreſſende Thiere geweſen, ich dächte, die Beſtialität wäre nicht ſo leicht zu verwiſchen geweſen und müßte auch jetzt noch wohl hin und wieder in ihnen erſcheinen; was aber gottlob nicht der Fall iſt. Iſt es denn geſchichtlich erwieſen, und iſt es nicht vielmehr ein dummer und unmenſchlicher Wahn, daß alle Völker, nachdem ſie jenes höchſte Glück der Unſchuld und Gottähnlichkeit verloren hatten, erſt hätten bis zu den Thieren ja unter die Thiere erniedrigt und entmenſcht werden müſſen, ehe ſie wieder die erſten leiſen Anfänge der Menſchlichkeit ergreifen und die tiefſte und elendeſte Dumpfheit des Thieres abſchütteln konnten? Können wir nicht eben ſo gut und viel menſchlicher voraus-

ſetzen, die Anfänger unſeres Volkes ſeyen freilich rohe und gute Kinder geweſen, ſeyen dies aber immer geblieben und nie reißende und blutige Thiere geworden? und als gute und tüchtige Kinder der Natur ſeyen ſie in die Länder eingewandert, von welchen ein Theil jetzt Deutſchland genannt wird, und haben ſich dort, ungewußt von der Geſchichte, ausgebreitet und im ſtillen Gange der Jahrhunderte ſich ſelbſt und ihr Land ausgebildet? Gewiß hatten ſie ſchon manche Jahrhunderte in den Ländern um den Rhein die Weſer Elbe Oder und Weichſel gewohnt, als die römiſche Habſucht ſie in ihren Sitzen zu ſtören kam und ſie gleich dem übrigen Europa zu unterjochen meinte. Sie waren, wenn wir Cäſar und Tacitus und andere Römer über ſie abhören, ſchon weit hinaus über die Gränzen der Rohheit, welche wir jetzt unter dem Worte Barbarei verſtehen. Nicht mehr unſtäte Jäger oder Hirten, waren ſie ein Ackerbau treibendes Volk, faſt alle mit eingetheilten Feldern und feſten Sitzen; doch war noch ein Ueberfluß von Wäldern und unbebautem Lande und daher lebten ſie auch viel von der Viehzucht und dem Wilde. Sie beſtanden aus Fürſten Edlen Freien und Leibeigenen, welche die Felder gegen Zins bebauten, und wurden durch einfache Geſetze und züchtige Sitten regiert, welche alle auf Redlichkeit Tapferkeit und Freiheit zielten. Ernſt in den Sitten, Unerſchrockenheit im Kriege, Treue des Wortes, Keuſchheit in der Ehe, Fröhlichkeit Gaſtlichkeit und unbezwingliche Freiheitsliebe zeichnete ſie aus. Was über die Gerichte die Volksverſammlungen die Rechte der verſchiedenen Stände die Anführung im Kriege und den Heerbann verordnet war, und ihre Schlachtordnung und Bewaffnung, und wie ſie in gleicher Zahl, oft wohl in unterlegener Zahl, die kriegsgeübten Römer mit allen ihren Künſten zu beſiegen verſtanden —

alles das bedeutet ſchon ein ſehr geordnetes Volk und keinesweges Barbaren in dem Sinne, wo man Halbwilde darunter verſteht. Sie waren roh und ungebildet, ſie wußten noch faſt nichts von jenen Künſten der Ueberbildung und Ueberverfeinerung, wodurch die Griechen vergangen waren und die Römer damals anfingen zu vergehen, aber ſie waren ein einfältiges tapferes treues gerechtes und freundliches Volk, das die Menſchen liebte und die Götter ehrte; ſie waren tüchtige und rohe Naturkinder, aber durch Sitten und Geſetze ſchon ſo gehalten, daß es weniger Jahrhunderte bedurfte ſie zu einer ſehr hohen Stufe der Menſchlichkeit emporzuheben. Wer weiß aber, wie lange Jahrhunderte die Wilden Nordamerikas trotz aller Beiſpiele eines glücklicheren und menſchlicheren Zuſtandes, welche ihre Nachbarn die Engländer und Amerikaner ihnen täglich zeigen, in Unhuld und Elend als unſtäte Halbmenſchen noch umherſchweifen werden, ehe ſie von dem ſchöneren Reitze der Menſchlichkeit ſo ergriffen werden, daß ſie die traurige Wildheit zähmen laſſen? Ja mir ſagt es faſt ein dunkles Gefühl, als werden ſolche Völker, wie die Irokeſen Karaiben und Nutkaſunder und ihres Gleichen, nie wieder zahm, ſondern als müſſen ſie allmählig ausſterben oder von edleren Völkern auch ausgerottet werden.

Das Chriſtenthum nahm denn, wie geſagt, die friſchen und tüchtigen germaniſchen Naturkinder auf und unter ſeinen belebenden und lockenden Sonnenſtrahlen gediehen die jungen und freudigen Pflanzen, die auf einem guten Boden gewurzelt ſtanden, mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit. Sie holten diejenigen Völker bald ein, welche viel ältere Bildungskeime hatten und zu welchen das Chriſtenthum einige Jahrhunderte früher gekommen war, ja ſie flogen ihnen ſogar bald voraus. So gewaltig war die ungeſchwächte

Triebkraft und ſo herrlich wirkte der reine und ungemiſchte Stamm und die kindliche Einfalt der ſtarken und tapfern Gemüther, die durch keine fremdartige Triebe zerhadert und durch keine unreine und ungleiche Leidenſchaften getrübt waren. Die Bewohner des Landes, das jetzt Deutſchland heißt, wurden Chriſten im ſiebenten und achten Jahrhundert, und im elften und zwölften Jahrhundert ſtand das deutſche Volk ſchon in einer außerordentlichen menſchlichen chriſtlichen politiſchen und künſtleriſchen Herrlichkeit da.

Dieſes letzte Wort: Die künſtleriſche Herrlichkeit, müſſen wir uns ganz beſonders merken. Dahin waren wir gekommen durch die gottlob jetzt auch vergangenen letzten mageren und nüchternen Jahrhunderte, daß wir mit ſehenden Augen blind waren: wir hatten den erſten Schlüſſel zu unſerer Geſchichte verloren und konnten ihn nicht mehr finden, wiewohl er uns allenthalben vor den Füßen lag. Jetzt, die letzten Jahrzehende haben uns gottlob die Starre geſtochen, und wir können wieder hinter uns ſehen und werden alſo im Vorwärtsgehen weniger ſtolpern.

Wir können den Männern nie genug danken, welche geſtrebt haben und ſtreben uns die Kunſt unſers Mittelalters aufzuhellen; ſie haben uns den großen Schlüſſel zu unſerer Geſchichte in die Hand gegeben und durch ſie erſt verſtehen wir die Größe und Herrlichkeit des Volkes, welchem wir angehören. Sie haben durch ihre Unterſuchungen und Entdeckungen Lichtſtreifen in jene dunklen Jahrhunderte geworfen, welche uns unſre Väter in allem Großen und Schönen als die Führer zeigen. Denn wie die Kunſt die ſchönſte Blüthe des einzelnen Lebens iſt, ſo iſt ſie auch die ſchönſte Blüthe eines ganzen Volkes, und an nichts kann man ſo klar ſehen als an ihr, was ein Volk einſt war und was es

einſt ſeyn kann. Groß iſt die That für den Augenblick und wirft zündende Blitze in die Mithandelnden und Mitlebenden, auch ihr Klang klingt Tugenden aus den Herzen der Enkel und Urenkel herauf in die zukünftigen Zeiten; aber ein ganzes lichtes Bild des Zeitalters, worin ſie gethan ward, wirft ſie nicht hin, denn ſie iſt mit Erde und Staub und Blut umringt und ihr Schein iſt trübe. Kleiner iſt das Werk für den Augenblick, nicht ſo gewaltig wirft es zündende Blitze in die Zeitgenoſſen, unter welchen es entſteht, aber dem Enkel und Urenkel ſteht es wohl hehrer und begeiſternder da, als die That, von der nur noch der Ton durch die Seele klingt; das Werk wird erſt groß, wann die geſtorben ſind, unter welchen es entſtand, ſein Schatten wird immer ätheriſcher ſein Bild immer lichter ſeine prophetiſchen Zeichen werden immer ſprechender, je weiter die Jahrhunderte abwärts wandeln; denn mit dem Irdiſchen hatte es von Anbeginn nichts gemein und war als ein göttliches Kind, als ein Geſpiele der Himmliſchen, aus der reinen Idee gezeugt, und zeigt den Spiegel dieſer Idee immer reiner, jemehr das Trübe der Gegenwart in die Ferne zurücktritt. Aus Homerus und Sophokles erkennſt du die griechiſche Geſchichte (die große Geſchichte meine ich, den Grund und Boden der griechiſchen Geſchichte) beſſer, als aus Herodotus und Thucydides, und Dante und Cervantes beſchreiben die Italiäner und Spanier beſſer, als Machiavelli und Mendoza; und du lieblichſter Klang aus alter Zeit, du anmuthiges Nibelungenlied, und du heiliger Dom in Köln und du Münſter in Strasburg, ſeyd ihr nicht tauſendmal beſſere Geſchichtſchreiber der Deutſchen, als Schmidt und Möſer und Johann Müller waren? Denn ihr habt das vergangene Leben in der Geſtalt feſtgehalten; und die angeſchaute Ruine eines griechiſchen Tempels mit ſeinen Verzierungen Scherzen

und Arabesken lehrt mir mehr von dem griechiſchen Götterleben, als der ganze Pauſanias.

In der That erſt die letzten Jahrzehende haben uns über uns Deutſche und über unſere Geſchichte die Augen ein wenig geöffnet. Doch ſtehen wir nur erſt in den Vorhallen und ſchauen ſchüchtern in den Tempel hinein; wie wird uns aber zu Muthe ſeyn, wann wir den ganzen Bau überſehen können? Wir hatten wohl ſo viel gelernt aus unſerer Kaiſer- und Reichsgeſchichte, aus den Zügen nach Italien aus den Unternehmungen auf Dänemark Ungern und Polen aus der Größe und dem Reichthum unſerer Städte und endlich aus den Sagen und Fabeln der fremden Völker von unſern Kriegsabentheuern von unſerer unerſchöpflichen Menſchenzahl und unſerer unbezwinglichen Tapferkeit, daß wir ein großes und mächtiges Volk geweſen waren; auch einzelne Werke, wenn ſie auch nur als Maſſe auf uns wirkten, erinnerten uns daran. Das auch hatten wir aus Büchern gelernt, daß wir durch Freiheit Gerechtigkeit und geſetzliche Zucht und Ordnung geprieſen geweſen waren. Endlich hatte man uns auch geſagt, daß, wenn in andern Ländern etwas Vorzügliches gemacht war, der Deutſche immer mit dabei geweſen ſey. Aber das wußten wir vorher nicht ſo wie jetzt, das konnten wir aus der Geſchichte ſo nicht darthun, daß wir Deutſche durchaus der Mittelpunkt der neuen Geſchichte ſind, daß wir das abendländiſche Chriſtenthum entwickelt, daß wir die ſchönſten und lieblichſten Blüthen der Sitte und Kunſt daraus getrieben haben. Jetzt hat es einen gewaltigen Sinn für uns, wovon wir uns beſcheiden ſonſt nur einen Theil nahmen, wenn es in der dunkeln Sage der Völker klingt, wo in England oder Frankreich oder Italien ein altes Kunſtwerk gezeigt wird, deſſen Schöpfer man nicht weiß, daß der Künſtler und Mei-

ſter ein Deutſcher war; daß, wo etwas Freies und Geſetzliches in Städten und auf Inſeln der fernſten Küſten ſich gebildet hatte, die Freiheit eine deutſche eine hanſiſche Freiheit war.

Die ſüßen Nachtigallen der Kunſt haben nach den hiſtoriſchen Ueberlieferungen zuerſt zu zwitſchern und zu klingen angefangen in einzelnen anmuthigen Thälern Südfrankreichs Italiens und Hiſpaniens, man nennt da eine romaniſche provenzaliſche limoſiniſche und katalaniſche Dichtkunſt. Dieſe Dichtkunſt hat wie der erſte Frühling, der nach dem ſtarren und traurigen Winter mit ſeinen warmen Lüften und milderen Sonnenſtrahlen ſo lieb iſt, einzeln liebliche Veilchen und Maienblümchen getrieben, die ſich nachher in der Kunſt der ſüdlichen Völker verzweigt und zu einem vollen blühenden Strauß zuſammengeflochten haben. Gewiß hatten unſere Vorfahren zu jener Zeit auch ihre Lieder und Sagen, die in der Freude der Feſte und Gaſtmäler rundklangen oder von einzelnen liebenden und ſchwärmenden Seelen in der Einſamkeit geſungen wurden. Dies können wir wohl wiſſen nach den Sagen unſeres Nibelungenliedes und der nordiſchen Edda, deren Geiſt unſerm Alterthume doch verwandt war. Gewiß ſind aber dieſe germaniſchen Lieder und Sagen frühe mit dem chriſtlichen Geiſte, ich mögte ſagen, mit der chriſtlichen Seele, durchſtrömt worden, d. h. ſie haben chriſtliches Gemüth und chriſtliches Kleid angenommen. Denn eben weil das germaniſche Gefäß ſo rein war, darum iſt das Chriſtenthum gar früh in alle ſeine Poren eingedrungen und haucht und klingt aus ihm nichts als Liebe und Freude und Muſik. Es gab allerdings durch das Kaiſerthum und das Hoheprieſterthum von Rom einen Cyklus der damaligen Chriſtenwelt, der auch das Entfernte zuſammenbrachte, und was die romaniſchen und provenzaliſchen Trovadores er-

funden und geſungen hatten, konnte auch zu unſern germaniſchen Wäldern durchklingen; aber ich glaube nicht, daß unſere ſogenannten deutſchen Minnelieder durchaus einen nachahmenden und nachſingenden Zuſammenhang mit der ſüdlichen Kunſt haben. Ein Klang eine Sage auch eine Weiſe konnte vom Süden herkommen — das war genug, das Uebrige machten die kindlichen und begeiſterten Herzen von ſelbſt, da waren ſie ſelbſt die Erfinder und Macher. Und in unſern alten Liedern und Volksgeſängen, die reich und mannigfaltig wie die tauſend Vögel des Frühlings in alle Welt hinausklingen, unbekümmert, ob jemand ſie hört, ſpiegelt ſich in ihnen nicht das eigenthümlichſte germaniſche Leben und die fromme germaniſche Art auf die wunderbarſte Weiſe, daß wohl keiner ſagen mag, dies ſey uns von den Wälſchen gekommen? Denn in den wälſchen Liedern, ſo ſüße Liebes= und Freudenſeufzer ſie meiſt auch ſind, iſt doch bei aller Liebe Frömmigkeit und Huld immer das Sinnliche durchſcheinend, aber die unſrigen fangen meiſtens mit ſinnlichen Spielen und Anſpielen, auch mit Hinſpielen auf einzelne Sagen und wirkliche Geſchichten an, aber endlich fliegen ſie wie bunte himmliſche Vögel hoch über alles irdiſche Leben hinaus und ſpielen uns aus den Lüften überirdiſche Schätze und Träume himmliſcher Wehmuth und Wonne auf die mühevolle und trübe Erde herab.

Muſikaliſch und lyriſch iſt das Chriſtenthum, das Lied und das Saitenſpiel ſind ſein Grundton, ſein ewiger Athem und Klang iſt die Liebe. Deswegen mußte die neuere Kunſt wann ſie eine wahre neuere Kunſt, wann ſie eine chriſtliche Kunſt ward, in der Muſik und Lyrik ihre Auflöſung und Erklärung haben. Und ſo hat die Kunſt ſich bei den Deutſchen auch bewährt und verklärt. Wie große und fromme Kinder, die reines und unſchuldiges Herzens ſind und

weiter nichts wiſſen, als was Einfalt Glaube und Liebe ihnen lehren, wurden unſre Väter von dem Chriſtenthum in die geiſtige Welt eingeführt und in Einfalt und Unſchuld bildeten ſie nach und erzählten wieder, was ſie droben bei den Himmliſchen und Heiligen geſehen hatten. Alle die unendlichen und unſterblichen Spiele der himmliſchen Liebe und Freude, alle die innigſten Anſchauungen und Dämmerungen des Glaubens, alles auch, was aus den Tiefen des ſeit dem Sündenfalle verhüllten irdiſchen und elementariſchen Lebens in Furchtbarkeit und Lieblichkeit oft ſo bedeutend warnend und ahnungsreich an die heitere Oberfläche des Lebens hervorſpielt, haben ſie in der reichſten und ſchönſten Mannigfaltigkeit dargeſtellt und in irdiſchen Bildern feſtgehalten, daß die Urenkel noch werden ſehen können, wie jene weibliche freudige und einfältige Menſchen Gott und die Natur beſſer verſtanden, als ſie durch Klauberei und Klügelei je verſtanden werden können. Die Baukunſt iſt der Triumph des deutſchen Wirkens und Schaffens, man kann ſagen die Deutſchen haben das Chriſtenthum ausgebaut, wenigſtens hingebaut auf die Erde, daß auch, wenn das Chriſtenthum ſelbſt von der Erde verſchwinden könnte, Menſchen, die nach langen Jahrhunderten kämen und die Reſte der ſogenannten gothiſchen Baukunſt ſähen, ungefähr begreifen könnten, welch eine Lehre das geweſen ſeyn müſſe, aus welcher ſolches hervorgeſproßt ſey; wie der Wanderer in den durch den muhamedaniſchen Fanatismus entweiheten und verödeten Gefilden Indiens ſinnig an den Trümmern der heiligen Tempel Höhlen und Bäume vorübergeht und mit Wehmuth empfindet, welch ein blühendes liebendes und beſchauendes Geſchlecht das ſeyn mußte, welches ſolche zwiſchen Himmel und Erde ſchwebende und lebende Herrlichkeiten hervorbringen konnte. Die deutſche heilige Baukunſt

des Mittelalters umfaßt die ganze europäiſche Welt der germaniſchen und halbgermaniſchen Völker; was in Deutſchland Italien Frankreich England ja was in Schweden und Norwegen darin Großes gemacht worden, es iſt das Werk und immer wenigſtens das Bild des deutſchen Urbildes (der Idee). Wie das Chriſtenthum, ohne Zweifel äußerlich und innerlich die weiteſte und geiſtigſte Religion, die ihrem Weſen nach mit unendlichen Liebesarmen das Verſchiedenſte umfaſſen und erwärmen kann, alles Leben in ſich zuſammenband und keines ausſchloß, wie Himmel und Erde Geiſtigkeit und Sinnlichkeit Leib und Seele in ihm in ſchöner Eintracht und frommem Frieden verbunden wurden, ſo daß jedem ſeine Rechte geſichert wurden, ſo hat es in der Baukunſt alle übrigen Künſte verbunden. In dem Karakter der gothiſchen Kirchen und Tempel fließen die Bildhauerei und Malerei ſanft in einander, ohne daß ſie durch eine ungebührliche wirkliche Vermiſchung jene widerliche Zwitterart bilden, die man meint, wenn man z. B. von der Berniniſchen Art in der Bildnerei ſpricht; nein ſie ſind wie Mann und Weib ſo in Liebe verbunden, daß die beiden Leiber als Leiber außer einander ſtehen, die liebeglühenden Seelen aber nur Eine flammende Seele ſind. Die Muſik aber und die Dichtkunſt ranken und ſpielen in Klängen und Blumen an ihnen und zwiſchen ihnen empor, und um die ſchönen und bunten Frühlingsauen, die ſie hoch in den Lüften zuſammenweben und amphioniſch zuſammenklingen, zwitſchern die Minneliederchen wie Schwalben und Lerchen und ſchießen fröhlich über dem bunten Schimmer durch die Lüfte. Dieſes Bild der großen Bilder, was ich hier hinwerfe, dieſe dünne Anſicht unnennbarer Gefühle können auch nur als ein einzelner Anklang klingen der unendlichen Welt, die ein großes Kunſtwerk in der Menſchenbruſt entwickelt, oder viel-

mehr der verhüllten unendlichen Welt, die der Menſch einſt in Klarheit geſehen hat und von deren Weſen ihm jetzt nur noch durch die Kunſt zuweilen eine Dämmerung voll Wahne und Ahnungen gezeigt wird. Wie der Künſtler die Bilder nicht begreift, die in der heiligen Gewalt der Begeiſterung unwillkürlich und unaufhaltſam aus ihm hervorſprudeln und ihn zum Bilden und Schaffen zwingen, ſo wenig mag der Anſchauer und Betrachter ſeines Werkes mit Worten die Geiſter ſchildern, die darin leben und walten. Man hat die Baukunſt des Mittelalters eine verſteinerte Muſik genannt, ganz recht dem Eindrucke nach, völlig unrecht der Entſtehung nach; man ſollte ſie lieber (man verzeihe das Wort) eine muſicirende Steinerei nennen. Nach oben, nach oben, zu den Sternen wollten jene fröhlichen und frommen Menſchen, mit den Geiſtern mit den Engeln mit den Heiligen mit der reinen Jungfrau mit dem Chriſtkindlein wollten ſie ſpielen und ſcherzen, dahin trachtete und richtete all ihr Leben alle ihre Sehnſucht alle ihre Kunſt, und dieſe Geſtalt nahmen ſie an. Sinnlich und klar ſieht und faßt man es, wenn man im Mondſchein um die alten heiligen Dome wandelt und wenn die milderen Mondesſtrahlen und die ſtilleren Sterne in den Halblichtern mit ihren Spitzen und Gipfeln zu Einer Geſtalt zuſammenzufließen ſcheinen. Da ſieht man in den ſchlanken Säulen die Bäume gleichſam zum Himmel emporſchweben, da ſieht man die hunderttauſend Schnörkel und Zierrathen wie muſikaliſch bewegte und gekräuſelte Luftwellen hinſtrömen, da ſieht man die Blumen und Vögel ſich regen und fliegen zur Höhe, und es lebt und ſingt und klingt alles in der heiligen Stille. Weil dieſes Streben nach oben dieſes Fliegen Blühen und Klingen zum Himmel die unbewußte Idee des chriſtlichen Meiſters war, ſo iſt das Spitze und Eckige in den Bau-

werken und ihren Blüthen Verzierungen und Arabesken der nothwendige Karakter; wenn man diejenigen Theile ausnimmt, welche mit Dächern zugedeckt werden mußten, damit die Elemente nicht ſogleich alles Schönſte wieder zerſtörten, ſo gehen alle anderen Außentheile Säulen Bögen und Verzierungen durchaus immer wie mit unendlichem Streben und Sehnen nach oben. Dies iſt durchaus der Sinn aller heiligen Gebäude, welche die chriſtliche Andacht errichtet hat, in ſo weit ſie nicht durch die nothwendige Zweckmäßigkeit und Bedürftigkeit aller irdiſchen Werke gebunden ſind, welchen in gewiſſem Maaße der Sinn und die Schönheit dienen muß; denn riſſe man die Dächer weg, ſo würde ſogleich durch den bloßen Anblick erſcheinen, wie alles ohne Ausnahme nach oben geht und ſtrebt. Es iſt kein Zufall dieſes Spitze, es läßt den unendlichen Raum zwiſchen Himmel und Erde offen, es bietet in ſeinen Säulen Zacken Blumen Ranken und Sproſſen dem Himmel tauſend Hände und Fingerlein, woran er faſſen und das liebende und ſehnſüchtige Geſchlecht zu ſich emporziehen kann. Ueberhaupt hat alles, was der Menſch aus liebendem Gemüthe und mächtigem Triebe wirkt und bildet, die allerinnerſte Bedeutſamkeit und nicht bloß in dem Sinne und der Meinung, woraus es entſtand, ſondern auch in ſeiner Geſtalt und in ſeinem Gebilde ſelbſt. Bei allem, was nicht aus eitler Buhlerei und kindiſcher Aefferei mit etwas Vergangenem oder Fremdem geboren iſt, müſſen ſich durch eine höhere und unwillkürliche Nothwendigkeit immer auch die Seelen der Menſchen und Zeiten abdrücken, unter welchen es entſtand. So iſt es auch kein Zufall, daß in den Tempeln und heiligen Gebäuden der alten heidniſchen Griechen und Römer das Runde und Geſchloſſene vorherrſcht, ſondern es iſt darin der Abdruck des innerſten Lebens und Glaubens dieſer Völker.

In ſinnlicher und üppiger Jugendfülle und im vollen ſinnlichen Genuſſe und in voller ſinnlicher Entfaltung dieſes irdiſchen Lebens hatten ſie ſich den Himmel auf die Erde heruntergebaut und den Kreis des Lebens hier unten geſchloſſen. Darum machten ſie auch ihre Tempel ganz rund fertig, wie ihr irdiſches Leben hier unten in Stärke und Schönheit und Genuß der Daſeynsfülle ihnen fertig erſchien, ſie ſchloſſen ſie zu mit den runden Gewölben als mit ihrem Himmel; was das Himmelsgewölbe da droben bedeutete und umſchloß, das kümmerte ſie nicht, ſie wollten mit keiner Sehnſucht dahin, ſie hatten hier unten die Genüge und begehrten nichts weiter.

Ja ſo allmächtig hatten die neue Zeit die chriſtliche Zeit und die unauslöſchlichen Flammen der glühenden chriſtlichen Liebe das reine und einfältige Geſchlecht der Germanen ergriffen, daß ſie dieſelbe in allem, was ſie wirkten bildeten und ſchufen, abdrückten abbildeten und widerſpiegelten. Die Reſte der alten Völker und die unreinen Miſchlingsvölker, welche von ihnen ergriffen nnd auf mannigfaltige Weiſe berührt gewandelt und umgebildet wurden, konnten das Heidniſche nicht ſo rein ausſtoßen, wie die Deutſchen, und haben es alle mehr oder weniger in ihr neues chriſtliches Leben eingemiſcht. Wir wollen auch nicht in Abrede ſeyn und können nicht in Abrede ſeyn, weil die Geſchichte gegen uns ſpricht, daß uns von den Heiden und Heidengenoſſen nicht viele Fertigkeiten Kunſtgriffe und überhaupt nicht die meiſten erſten Geräthe Formen und Muſter auch der Künſte überliefert und gewieſen ſind; Einiges davon hat ſich trotz der Verheerungen der Hunnen und der ſpäteren Normannen mitten im Sturme der Zeiten auch wohl von den Römern her in einigen Städten unſeres Rheins und der Rheingegend gerettet, z. B. in Köln und Trier — aber das

können wir kühn ſagen, daß wir dieſes von den Fremden Empfangene bald in das Unſrige verwandelt haben. Es hat uns nicht gefeſſelt und unſre Geiſter nicht in nachahmender Sklaverei gebunden, wir haben es als das angenommen, was es war, als mechaniſche Fertigkeit, die immer von dem einen dem andern überliefert werden muß, als mechaniſches Muſter, wir haben es ſelbſtmächtig als bloßes Geräth und Form behandelt, und in ſehr kurzer Zeit haben wir uns frei aus uns heraus unſre eigenen Kunſtgeſtalten Muſter und Geräthe gebildet und es mit unſrer Eigenthümlichkeit mit unſerm lebendigen Leben durchhaucht: wir haben ihm die deutſche und die chriſtliche Seele eingehaucht und ſo iſt alles von andern Völkern Angenommene und Empfangene wirklich unſer geworden.

Wir haben von den höchſten und verborgenſten Dingen und Schöpfungen, die dem Menſchen immer nur als aufblitzende und oft zu geſchwinde wieder dahinfahrende Bilder und Schimmer eines ſchönen früheren und nun für uns verloren gegangenen Seyns erſcheinen können, faſt in räthſelhaften Bildern und Andeutungen mehr fantaſiert als geſprochen. Wir wollen noch ein wenig fantaſieren und ſehen, ob wir durch den Gegenſatz mehr Licht werfen können auf eine Sache, die im Gemüthe oft ſo hell ſteht, in Worten aber und Gleichniſſen doch ſo ſchwer ausſprechlich iſt. Wir haben durch die geiſtige Anſchauung nicht bloß ſymboliſch ſondern innerlich in der Baukunſt das Runde als das Heidniſche, das Spitze als das Chriſtliche gefunden; wir wollen dieſe äußeren Zeichen ein wenig feſthalten. Vielleicht entdecken wir, daß ſie tief in das innere Leben und Anſchauen dieſer ganz entgegengeſetzten Zeiten und Menſchen hineinführen. Wir ſagten, der Chriſt mache und bilde alles ſpitz, laſſe alles offen, er wolle dem Himmel gern Millionen

Hände und Finger reichen, er wolle auch gern noch durch die Dächer ſelbſt zu ihm hineinſteigen; der Heide mache und bilde alles rund, er habe ſich ſeinen Himmel hier auf der Erde ſchon zugewölbt, was jenſeits jenes höheren Himmelsgewölbes vorgehe, darnach frage er nicht, hier unten wolle er ganz ſeyn, hier wolle er des Daſeyns in ganzer irdiſcher Fülle genießen und den Kreis ſeines Lebens vollenden und deswegen habe er der Sehnſucht alle Thüren und Fenſter zugeſchloſſen. Und wahrlich dieſe Anſicht oder vielmehr dieſes Gefühl, was bei der Vergleichung der heidniſchen Tempel und der chriſtlichen Kirchen ſich uns von ſelbſt aufdrang, iſt in viel weiterem Umfange anwendbar. Der Heide ſtrebt in ſich hinein, er will alle Dinge in ſich hineinziehen, der Chriſt ſtrebt aus ſich heraus, er will alle Dinge nur zu Einem Weſen hinziehen, zu Gott; der Heide verlangt ein vollkommenes und ganzes Leben auf Erden, der Chriſt hofft das vollkommene und ganze Leben nur im Himmel. Wir wollen uns, was wir anſchauen, einmal unter einem großen und dicken Bilde denken; vielleicht daß es dadurch klarer und verſtändlicher wird. Wir nehmen an, das Heidenthum und Chriſtenthum *) ſeyen zwei große und dicke Körper, nicht eben ſo ungeſtalt aber doch noch nicht geſtaltet, und dieſe Körper liegen in dem Kreiſe des Himmels und werden von dieſem Himmel in Liebe angezogen. Der Heidenkörper wird ſich dieſer Anziehung weigern, er wird ſtreben ſich aus dem Himmelskreiſe herauszuſchnellen, er wird in ſeiner eigenen Bahn rollen wollen, darum wird er ſich in ſich ſelbſt zuſam-

*) Daß wir nicht von todten Ueberſchriften und Namen ſondern von dem Lebendigen in denſelben ſprechen, von den darin empfindenden und glaubenden Heiden und Chriſten, fühlt wohl jeder Leſer von ſelbſt.

menziehen und in ihm ſelbſt zu verdichten ſuchen und alle die Spitzen und Ecken und Zacken abſtoßen und abrunden, woran die Kraft des Himmels mit mächtigerem Zuge faſſen und ihn alſo endlich zu ſich hinaufziehen könnte; er wird, weil er ſeiner ſelbſt allein Herr und Meiſter ſeyn will, in der möglich größten Rundheit und Dichtigkeit ſein eigenes abgeſchloſſenes Leben ſuchen. Der Chriſtenkörper, fröhlich der Anziehung des Himmels, ſehnſüchtig von ihm ganz und gar hinaufgezogen ja in ihn hineingezogen und von ihm verſchlungen zu werden, wird die Spitzen Ecken und Zacken, die an ihm ſind und wodurch er dem Himmel mehr Anziehungspunkte giebt, nicht nur nicht abſtoßen und abrunden wollen, nein er wird wünſchen, daß alles Runde und Feſte in ihm zu lauter ſpitzen und weichen Häkchen Sproſſen und Ranken würde, woran der Himmel faſſen und ihn ſo in ſich hineinziehen könnte: er wird wünſchen, daß ſeine ganze Maſſe aufgelöſt und weich und flüſſig würde, daß er, in Funken und Wellen und Blüthenſtaub zerſprengt, mit Einem Athemzuge mit Einem brünſtigen Liebeskuſſe von dem ſehnenden Himmel eingeſchlürft würde.

Wir ſpielen weiter, weil die Saiten noch klingen. Der Heide will eine runde dichte feſte Kugel werden, die, unbekümmert um Sonne Mond und Sterne und um die Götter, welche darauf wohnen, in ihrer eigenen Bahn und mit eigener Anziehung und Abſtoßung rollen will. Der Chriſt will alles Runde ſeiner Kugel kraus und alles Harte weich machen; er mögte die ganze Kugel mit ihrer ungeheuren Maſſe durch die Liebe aus der alten Dichtigkeit reißen und ſie in eine einzige duftende und ſehnſüchtige Blume verwandeln, die mit ihren Millionen Blättern den reitzenden Himmel küßte und ſo in ihn hinein ſchwölle. Der Heide will er ſelbſt ſeyn und kein anderer, er will das Einzelne ſeyn, das

Einzelne ausbilden, die Einzelnheit hält er feſt, im Einzelnen iſt er groß, Vollendung des Ichs, Abgeſchloſſenheit und Stärke des Karakters, Stolz und Trotz auf die Perſönlichkeit — das iſt ſein Weſen. Des Chriſten Leben iſt in der Liebe und in der Hoffnung, ſein feſter Boden iſt nicht hier unten, ſondern des Himmels wartet er, ſein Ich und alle Perſönlichkeit giebt er hin an Gott, er fließt über zu den Weſen und zu dem Weſen der Weſen, zu Gott, und auch ſein Karakter, wenn er einen zeigt, iſt mehr die Stärke des allgemeinen chriſtlichen Geiſtes, als ein beſonderes in ihm ſelbſt geſchloſſenes Gemüth. So ſteht es denn faſt: das Heidenthum iſt in allen Beziehungen rund und vollgeſtaltet, es iſt plaſtiſch, das Chriſtenthum kraus und zu allen Geſtalten hinfließend und hinſpielend, es iſt romantiſch; wie Blumen mögte es ſich entfalten, wie Wellen in Muſik verrieſeln, wie Sonnen in Funken zerſtäuben und ſelig untergehen in Einer Geſtalt, in Gott. Und wenn auch die Klage ſo alt iſt als das Chriſtenthum ſelbſt, daß viele mit dem Namen Chriſten ſind aber mit der That Heiden, daß dieſe alſo auch mehr das Heidniſche und Abgeſchloſſene im Leben und im Karakter offenbaren müſſen, ſo gilt das doch nur bis zu einem gewiſſen Punkt hin. Wie wenig chriſtlich auch Manche, die Chriſten genannt werden, im Innern ſeyn mögen, Heiden können ſie wohl ſcheinen, aber das können ſie doch nicht mehr ſeyn. Es giebt eine Lebensluft der Zeiten, wovon alles auch wider Wiſſen und Willen durchwehet und genährt wird; die Lebensluft der letzten Jahrhunderte iſt die chriſtliche geweſen, deren Gewalt alle Lebendigen haben fühlen müſſen. Noch nie hat ein Sterblicher ſich dem allgemeinen Geiſte der Zeit entziehen können, worin er lebt; er muß nothwendig eine Aehnlichkeit deſſelben darſtellen. Und auf dieſe Weiſe müſſen auch die am wenigſten chriſtlichen

Chriſten doch in ihrer Art ihrem Leben und Karakter das Ganze mit abſpiegeln, worin ſie eingeflochten ſtehen. Jeder Menſch muß in gewiſſem Sinne ein Abdruck ſeiner Zeit ſeyn, er wird nothwendig geſtempelt und geprägt von dem Geiſte, der in ihr der waltende und herrſchende iſt, und muß von dem, was die Menge empfindet denket und iſt, ein Bild darſtellen. Den Gegenſatz des chriſtlichen Weſens und chriſtlichen Karakters gegen das Weſen und den Karakter des Heidenthums muß die neue Geſchichte in allen ihren Beziehungen gegen die Geſchichte der Alten zeigen, und ſie zeigt ihn.

Eben ſo reich und mannigfaltig, wie die germaniſche Natur unter den warmen Sonnenſtrahlen des Chriſtenthums ſich gleich Blumen in der Kunſt entfaltet und ausgebreitet hatte, entwickelte ſie ſich in dem Leben und in dem Staate. Dieſes Allgemeinbekannte darf hier nur mit einigen leichten Strichen angedeutet werden.

Wie den Germanen (lies nur die Römer — und merke!) von jeher die unſichtbaren Götter mehr gezogen haben, als die ſichtbaren, wie er über alle Bilder und Scheine hinaus immer zu dem Bilde der Bilder und zu dem Scheine der Scheine emporgeflogen iſt, wie die Idee ſein rechtes Gebiet war von Anfang, ſo hat er auf Erden immer nach der höchſten Freiheit geſtrebt und thut dies bis dieſen Tag; ſo daß er mehr als einmal auf dem Punkte geweſen iſt über dieſem Streben nach der höchſten Freiheit die kleinere gar zu verlieren. Die höchſte iſt nämlich die menſchliche Freiheit, die kleinere iſt die politiſche Freiheit. Unſelig iſt das Volk, welches der politiſchen Freiheit mangelt, weil es dann auch die menſchliche nicht behaupten mag; aber unſeliger iſt das Volk, welches kein Streben der menſchlichen Freiheit hat, weil es nimmer eine große politiſche Freiheit haben kann.

Alle Völker ohne Ausnahme werden mehr durch Sitten und Gebräuche, als durch Geſchichte und Gebote regiert. Jemehr ein Volk lebendige Sitten und Gebräuche hat, deſto weniger bedarf es der Geſetze. In Hinſicht der Mannigfaltigkeit der Sitten und Gebräuche iſt wohl kein Volk reicher geweſen, als eben die Deutſchen. Dieſer Theil unſerer Geſchichte, der für die Kunſt ja der für unſer ganzes welthiſtoriſches Leben von der größten Wichtigkeit wäre, iſt noch faſt wenig bearbeitet und doch droht er vom Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr aus dem Gedächtniſſe der Menſchen und endlich aus der Wirklichkeit zu verſchwinden. Zwar zeigen wir hier von allen Europäern noch heute den größten Reichthum und die größte Mannigfaltigkeit, aber von dem, was jetzt meiſtens vergangen und geweſen iſt, können wir uns kaum noch ein dunkles Bild entwerfen. Zur Zeit jener großen germaniſchen Lebendigkeit, die von dem zwölften bis zum ſechszehnten Jahrhundert herrſchte und wo unſere fröhliche Kindheit von Millionen lieblicher Lenzesblumen duftete und blühete, war vielleicht in einzelnen Städten, wie z. B. in Nürnberg Strasburg Köln, eine ſo große Mannigfaltigkeit des Lebens, als jetzt in ganzen deutſchen Staaten, die ſich wohl groß dünken, nicht iſt. Zuerſt ſtanden die Stände geſchieden, die Fürſten der hohe Adel der kleine Adel die Geſchlechter die Geiſtlichkeit mit allen ihren Stufen die Bürger die Bauern. Dieſe bildeten jede ihre beſondere Art und Sitte, obgleich ſie viele Einigungs- und Zuſammenfließungspunkte hatten. Die Bürger außer dem, was ſie gemeinſam als einen großen und ehrenwerthen Stand unterſchied, waren wieder in eine Menge beſonderer Geſellſchaften Zünfte und Innungen zerſpaltet, deren jede wieder ihre Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten hatte und ſie mit der größten Strenge behauptete und feſthielt, weil ſie ſich ſelbſt allein ſo behaup-

ten und feſthalten zu können meinte. Wenn man ſich dies alles, wie es im Staate und Leben in einander und doch wieder in tauſend Gegenſtößen und Widerſtreiten außer einander und neben einander ſtand, recht lebendig vorſtellen könnte in ſeinem lebendigen Wirken Schaffen und Seyn, ſo würde unſer jetziges Leben uns faſt arm und jämmerlich dünken in der Vergleichung mit jener Vergangenheit. Außer dieſer unendlichen Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Klaſſen und Geſellſchaften, die damals in einer einzelnen deutſchen Stadt geſehen werden konnten, war aber noch eine ſehr zahlreiche Freiſchaar des Lebens, die keiner beſondern Klaſſe und Geſellſchaft angehörte, ſondern wie die leichten Truppen und Springer und Plänkler eines Heeres hin und her hüpfte und flatterte und von dem Ganzen ein ungemein luſtiges und buntes Vorbild gab. Ich ſpreche hier von den Luftſpringern Gauklern und Spielern aller Art, wovon, wie wir auf jeder Seite ſeiner Geſchichte leſen können, das Mittelalter gewimmelt hat. Es war damals eine ſehr reiche Zeit: angeſtrengte Regierung war nirgends, ſtehende Heere kannte man nicht, das Reich war ſo mächtig oder vielmehr die Nachbarn waren ſo ſchwach, daß keiner es von außen antaſtete, Handel und Gewerbe blüheten überall. Da war Raum für eine Menge Singer und Spieler und anmuthiger Faullenzer, die man in ſpäteren Jahrhunderten überflüßige oder gar verderbliche Menſchen hat nennen müſſen; ſie wurden von dem Ganzen mit getragen und ernährt, wie der reiche Frühling eine Menge Lerchen und Nachtigallen und Zeiſige und Bienen und Schmetterlinge ja auch Spatzen und Mücken und Fliegen trägt und nährt als leichte Spieler ſeiner unendlichen Luſt und Liebe. Dieſe leichte Freiſchaar hat, wie man aus allen Kroniken Bildern und Liedern der vergangenen Zeiten ſieht, das Leben derſelben auf die luſtigſte

und mannigfaltigſte Weiſe geſchmückt und verziert und der Zucht und dem Ernſt der Sitten nicht geſchadet. Später iſt mit der Armuth die Grämlichkeit gekommen und eine ſorgſame Polizei hat dieſen bunten Harlekinsrock der Geſelligkeit zerſchnitten und die Fetzen davon in alle Winde geſtreut: das Volk hat ſeitdem lernen müſſen ſich mit Methode freuen und mit Ordnung ſpielen.

So ſtand das deutſche Leben in reicher Fülle ausgeſpreitet und mit tauſend Blüthen Blättern und Zweigen entfaltet und ineinander verwachſen; aber jeder Gau jede Stadt jedes Land jeder Volksſtamm hatten wieder ihre beſonderen Ordnungen Arten und Weiſen, obgleich Einiges dem ganzen Großen gemeinſam war, als das, was das deutſche Volk und ſeine allgemeinſte Eigenthümlichkeit ausmachte. Aber außer dieſem Ebenberührten, was in Sitten und Gebräuchen zum Theil aus der großen Geſellſchaft hervorging, die man Stadt oder Staat nennt, haben die Deutſchen von jeher jeder ſein Verſchiedenes und Beſonderes behauptet und dargeſtellt, wodurch der Menſch immer über den Bürger hinausgeht: d. h. ſie haben das Menſchliche vor dem Politiſchen geſchätzt, ſie haben immer nach der höchſten Freiheit getrachtet. Dies war gewiß in der Vergangenheit viel kräftiger und lebendiger als in der Gegenwart, aber auch jetzt bleibt dieſes löbliche Streben, das uns einſt der politiſchen Freiheit im ſchönſten Sinne würdig und empfänglich machen wird. Jeder Deutſche, der nicht ganz das Gepräge ſeiner edlen Abkunft verloren hat, will auch noch für ſich ein Menſch ſeyn, für ſich ein Leben leben, er will als Menſch höher und freier leben, als er in dem in ſo vielen Hinſichten bindenden Staate kann. Dies iſt es, was ſie meinen, wann ſie ſagen, das deutſche Streben gehe vorzüglich dahin ſeine Einzelheit (Individualität) auszubilden. Dies Streben iſt an

ſich edel; aber es kann übertrieben werden und der Menſch kann darüber den Sinn und das Streben für das Ganze verlieren, er kann zu wenig ein politiſcher Menſch werden. Wenn aber das große Politiſche ſolche Menſchen faßt, ſo werden ſie deſto kräftiger und tüchtiger ſeyn im bürgerlichen und politiſchen Leben, jemehr ſie haben, was über alles Geſetzte und Gebundene in ſtolzer Freiheit hinausfliegen will. Durch dieſen Sinn für die höchſte Freude des Daſeyns, für das Leben, was über alles bürgerliche und politiſche Leben hinausſchwebt, iſt das Leben deutſcher Menſchen auch heute noch reich und mannigfaltig, ſo ſehr es das bei dem armen und geſpannten Zuſtande der Gegenwart ſeyn kann; es ſteht in dem Volke noch weit von allem einförmigen Chineſenthum, worin ſich der lebendige Tod der Völker offenbart.

Die Mannigfaltigkeit des deutſchen Staatslebens bedarf man wohl keinem zu beweiſen, ſie liegt ja, wie vielen däucht, noch heute vor aller Augen da als das Herrlichſte, was der freie germaniſche Sinn aus ſich heraus gebildet und geſchaffen hat. Wer indeſſen nur obenhin die deutſche Geſchichte ſtudiert hat, wird nicht meinen, daß das Gegenwärtige dem Vergangenen noch gleich ſey; nein es iſt ihm kaum ähnlich. Jene unendliche Mannigfaltigkeit bürgerlicher Ordnungen und Geſellſchaften, die im Mittelalter beſonders in den Städten war, iſt größtentheils von ſelbſt verſchwunden oder zerſtört; mehr noch iſt die reiche Verſchiedenheit der weltlichen und geiſtlichen Hierarchie jener Zeit verſchwunden. Was damals vom Kaiſer bis zum Dorfſchultheiß und vom Papſt bis zum Buchſtabierlehrer, jedes auf ſeiner Stufe und in ſeiner Ehre, unter einander und auf einander ſtand und das ganze große Reich trug, hat ſich in ſpäterer Zeit immer mehr neben einander, in jüngſter Zeit immer mehr gegen einander geſtellt; was damals Glück war iſt Unglück, was damals Friede

war iſt Zwietracht geworden. Das kann man nicht mehr reiche Mannigfaltigkeit nennen, was zu einzelnen todten Stücken aus einander geriſſen da liegt, ſondern was in einzelnen lebendigen Leben neben einander blühet und gedeihet und doch durch ein gemeinſames höheres faſt unſichtbares Leben gehalten wird. Unſer Vaterland hatte ſich in dieſer Hinſicht entwickelt, wie alle Völker, die mit Keimen der Tugend und Freiheit begabt ſind, ſich in ihrer Kindheit entwickelt haben; und man kann dieſe Entwickelungsart als eine natürliche Art an ſich weder loben noch tadeln, ſondern bloß das ſagen, daß diejenigen Völker, welchen in früherer Zeit dieſe mannigfaltige Entwickelung fehlt, ſehr elendige und arme Völker ſind. Denn wo die Kindheit nicht in mannigfaltigen Geſtalten ſpielt, da wird das ſpätere Alter durchaus keine feſte und herrliche Geſtalt des Volkes zeigen.

Dieſe bunte und tauſendfaltige Entwickelung des deutſchen politiſchen Lebens in der weltlichen und geiſtigen Hierarchie unter dem Kaiſer und Pabſte, dieſen Reichthum der mancherlei Stufen und Ordnungen im Reiche von den größeren und kleineren Fürſten bis auf den unterſten Freien haben die Leute der jetzigen Zeit, die ihre Begriffe und ihr Elend immer auf die längſtvergangenen Zeiten zurücktragen, häufig den alten deutſchen Staatenbund, die alte deutſche Vielherrſchaft genannt; ganz mit Unrecht. Es war damals kein Bund von Staaten, es war Ein zuſammengebundener Staat; es war keine Vielherrſchaft, es war Ein Herr in jener Zeit. Damals war die Lehre noch allgemein, die bis in das ſechszehnte Jahrhundert währte, daß die Fürſten die Lande von Kaiſer und Reich hatten, daß ſie ihre Würden vom Reiche geliehen trugen, daß ſie Beamte des Reiches und Kaiſerlicher Majeſtät zu Dienſt und Huld verpflichtet waren; und ſo groß war die Majeſtät des

kaiſerlichen Namens, daß ſie die wunderſame Vielheit und Mannigfaltigkeit leidlich genug zuſammenhielt und das Ganze in Ehre und Freiheit ſchirmte und ſchützte.

Doch nicht über die verfänglichen Kapitel der gewachſenen Vielherrſchaft und der Hoffnungen oder Sorgen, welche der gegenwärtig beliebte deutſche Bundesſtaat macht, ſondern über die Kunſt des Mittelalters mögen hier ein paar Worte ſtehen, wie die Gelegenheit ſie mir ablockt.

Ich behaupte, nicht die vielen ſogenannten Mittelpunkte der mit mannigfaltigen Strebungen in Deutſchland entwickelten Vielherrſchaft haben die Kunſt im Mittelalter ſo groß und herrlich gemacht, ſondern daß in dem Kaiſerthum doch noch gewaltiges Gefühl eines über allen ſtehenden deutſchen Königthums war, wobei von den Deutſchen noch ein großer Mittelpunkt des ganzen Volks nicht allein gedacht ſondern noch empfunden ward. Die wenigſten deutſchen Fürſten waren damals mächtig, wenige ſo reich, daß ſie glänzenden Hof halten und die Kunſt hätten fördern können, ſondern bei den Städten war damals Reichthum Glanz und Pflege der Kunſt in jeglicher Art.

In ſpäterer Zeit des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat die Pflege der Kunſt an den Fürſtenhöfen noch weniger gedeihen können. Da war das Gefühl und der Gedanke deutſchen Volks und deutſcher Kunſt faſt erloſchen und verloren, und man lebte unten und oben, am meiſten aber in der oberen Region, in kümmerlichſter und jämmerlichſter Franzoſennachäfferei. Die Macht und Pracht der freien deutſchen Städte war da lange dahin, und auch faſt alle Fürſten und ihre Hofhaltungen waren an dem magern Franzoſenthum an Soldatenſpielerei und Schuldenmacherei zu krank, als daß an Förderung deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft im hohen Stil hätte gedacht werden können.

Einzelne kümmerliche und zierliche Hofakademien machen keine Kunſt und haben ſie nie gemacht. Wir wollen annehmen, ja wir glauben, in den deutſchen Menſchen ſey dieſelbe Kunſtanlage, die ſie vor dreihundert und fünfhundert Jahren offenbart haben; wir wollen auch annehmen, die Kunſtreichen unter ihnen würden aus dem ganzen Volke zuſammengeſucht und mit recht königlicher Freigebigkeit unterhalten und ermuntert, ja auch die Vollendung großer Werke mit allem Geräthe und Stoff dazu würde ihnen in die Hände gethan — ſie würden doch nicht wirken und ſchaffen können, wie diejenigen wirkten und ſchufen, welche längſt geſtorben ſind; höchſtens anmuthige Bruchſtücke würden ſie liefern, Hindeutungen und Hinſpielungen auf vergangene oder zukünftige Zeiten. Denn der Menſch iſt kein ſolcher Gott, daß er eine ganze Welt der Schönheit und Freude aus ſich machen könnte, wann auf Erden nichts ſchön und wonnig iſt; auch der edelſte und reichſtbegabte Sterbliche muß, wie er ſeine Zeit in Leiden und Thaten fühlt, ſie auch in ſeinen Werken abdrücken. Damit große Künſtler ſeyen, dazu muß ein lebenfrohes und thatenfrohes und auch in ſinnlicher Wonne und Weide wimmelndes Menſchengeſchlecht ſeyn. Dieſes friſche und kräftige Leben war im Mittelalter, und darum war die Kunſt kräftig und friſch und ſpiegelte die äußeren Scheine in den inneren Scheinen mit wieder, die freilich nicht aus dem Irdiſchen hervorblitzen ſondern Lichter einer ſchöneren Welt ſind. Macht uns nur einmal wieder ein freies kriegeriſches wohllebendes und fröhlich athmendes und genießendes Volk; ſchafft uns nur einmal alle die Erbärmlichkeiten und Kleinigkeiten weg, wodurch unſer Großes und Mächtiges mit tauſend lilliputtiſchen Fäden beſtrickt und gefeſſelt wird; erlöſet uns nur einmal von äußerem Druck und innerem Unfrieden und gebt

uns das hehre Gefühl eines großen und ganzen und glücklichen Volkes — kurz macht unſer ſinnliches Leben freudiger unſer ſittliches Leben ſtolzer und unſer politiſches Leben majeſtätiſcher — ſo wird auch wieder die große Kunſt in Herrlichkeit blühen; aber anders gewiß nicht. Die große geſchichtliche Anſicht kann uns überhaupt nur retten bei der Erziehung des Menſchengeſchlechts und bei der Erziehung der Staaten, daß alles Große allein aus dem Volke ausgehen kann, und daß alſo dahin gearbeitet werden muß, daß es von dem Volke ausgehe.

Mannigfaltig bunt reich war alſo Leben und Staat weiland bei dem deutſchen Volke und iſt es zum Theil noch mehr, als bei den meiſten andern Europäern, obgleich viele Blüthen deſſelben lange verwelkt ſind. Doch dieſes Leben, beſonders das politiſche Leben, beſchreiben wollen, wie es einſt ſtand mit allen ſeinen verſchiedenen Stufen und mit ſo vielen Einrichtungen und Verfaſſungen, die zwiſchen Sitten und Geſetzen in der Mitte ſchwebten, wäre ein thörichtes Unterfangen, das weit über unſere Kräfte reicht. Wir haben geſagt, es war dies gewiſſermaßen Deutſchlands Kindheit und in kindlicher Unſchuld und Unbewußtheit habe das herrliche Volk damals gelebt und gewirkt und Großes gethan und geſchaffen, ohne daß es damit etwas meinte. Wir müſſen dies aber näher erklären, damit wir uns und andere nicht auf einen falſchen Standpunkt ſetzen. Wir meinten jene Kindheit keinesweges als Kindheit des deutſchen Volkes überhaupt, ſondern als die Kindheit des chriſtlichen deutſchen Volkes. Viele Stufen der geſellſchaftlichen Entwickelungen waren unſere Vorfahren ſchon durchgegangen, als ſie das Chriſtenthum empfingen. Dieſes Chriſtenthum — das dürfen wir ohne Uebermuth ſagen — hat wohl kein reineres treueres und bildbareres Volk empfangen, als die Deutſchen.

Sie haben ſich ihm in voller Treue und Liebe hingegeben, und ſo ſind ſie in ihm wieder vollkommene Kinder geworden, und aus lauterer Kindlichkeit allein läßt ſich das Leben und Wirken unſeres Volkes vom neunten bis ſechszehnten Jahrhundert erklären. So war im Ganzen auch das Regiment beſtellt, beides das weltliche und das geiſtliche, wie man ſich etwa ein Kinderleben im höheren Sinn denken müßte, das gleichſam ſchon von Geſetzen gehalten und regiert würde. Es war keine Regierung wie die eines feſt beſtimmten Staates, ſondern mehr wie eine liebende Leitung und milde Vormundſchaft, die man über Kinder führt. Was hier von den Deutſchen geſagt iſt, gilt von den meiſten neueren durch das Chriſtenthum beſeligten Völkern, doch von allen am meiſten von den Deutſchen. Man kommt hiebei auf ganz eigene Gedanken von dem Chriſtenthum und dem in ihm waltenden Geiſte, wie dieſes und dieſer auf das gewirkt haben, was man die Regierung nennt oder das Großpolitiſche in den Völkern. Oft leuchten mir dieſe Gedanken ſo hell durch die Seele, daß mir däucht, ich könne ihren rechten ſchweren Inhalt, mit vielen Erfahrungen belegt und beſtätigt, ſogleich einem jeden auch klar wiedergeben; dann aber, wann ich ſie eben zu faſſen und darzuſtellen meine, hüllen ſie ſich wieder in Nacht und laſſen kaum noch Schatten und Dämmerungen zurück. So geht es dem Menſchen immer, wann er das feinſte und verhüllteſte Leben erklären will. Was als Blitz hell aufleuchtet und einen ganzen Himmel voll Anſchauungen vor den ſtaunenden Blicken aufreißt, kann eben als Blitz nicht feſtgehalten und gezeigt werden. Doch will ich ſuchen anzudeuten, was mir in politiſcher Hinſicht von dem Chriſtenthume und ſeinem Geiſte erſchienen iſt. Die Geſchichte will ja geglaubt werden wie alles höhere Leben und läßt ſich ſo grob weder zeigen noch faſſen, als diejenigen

ſie uns geben, welche ſie allein aus Urkunden graben und von Münzen und Tafeln ableſen. Wir erzählen erſt ein wenig und dann ſuchen wir die Schatten aus unſerer magiſchen Laterne zu weiſen, und müſſen es billig einem jeden überlaſſen, wie er ſie auf ſeine Weiſe mit Fleiſch und Gebein ausſtatten will.

Wir ſprechen zuerſt von einem Theile des körperlich gewordenen Chriſtenthums, von der Kirche. Vor fünfundzwanzig Jahren war es Mode, nicht allein bei Proteſtanten, ſondern auch bei allen aufgeklärt und von elenden Wahnen erlöſt ſeyn wollenden Katholiken, die Herrſchaft, welche die Kirche einſt nicht bloß über die Völker, ſondern auch über die Kaiſer und Könige ausgeübt hat, faſt durchaus als ein Werk des Truges und der Gewalt darzuſtellen und eitel Knechtſchaft Uebermuth und Aberglauben zu weiſen, worunter ſonſt viele doch eine göttliche Kraft, die gewaltiger ſey als Päbſte Biſchöfe und Kardinäle, mitſpielend und mitwirkend geglaubt hatten; man erklärte ſich die Geſchichte bloß als ein Menſchenwerk, als ein Werk des Zufalls und der Willkür, und da mußte es denn ganz natürlich geſchehen, daß das Böſe vor dem Guten das Kleine vor dem Großen und die Liſt vor der Weisheit erſchien. Kein Verſtändiger, wes Glaubens er auch ſeyn mag, wird mit mir hadern, wenn ich ſage, daß viele Hierarchen und Erzprieſter weiſe fromme und treffliche Leute geweſen ſind, daß andere aber auch die Geſchichte und ihr heiliges Amt entehrt haben. So muß es ja bei allem Menſchlichen ſeyn, daß das Schlechte und Gute immer gemiſcht ſind. Wir wiſſen alle, daß die alte Herrſcherin der Völker Roma ſich in der chriſtlichen Hierarchie faſt noch größer und gewaltiger gezeigt hat, als einſt in der Theokratie der Patricier. So konnte der weiland römiſche Senat mit aller

ſeiner uralten Klugheit und Weisheit nie die Welt umfaſſen und halten, wie der Pabſt und die Kardinäle und Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſie umfaßt und gehalten haben. Und das iſt bei der Unleugbarkeit, daß es wirklich ſo war, das Sonderbare dieſer Erſcheinung, daß die großen Gerüſte und Geräthe der geiſtlichen Herrſchaft, wodurch ſie geſtiftet und ſechs bis ſieben Jahrhunderte erhalten ward, in dem äußerlichen und ſichtbaren Zuſammenhange ſelten erſcheinen, den man doch erwarten ſollte bei einer Gewalt, welche beinahe einen ganzen Welttheil umfaßte. Wir dürfen alſo, wenn wir uns dieſe außerordentliche Erſcheinung der Geſchichte erklären wollen, nicht bloß bei dem Aeußerlichen ſtehen bleiben, bei den Perſonen und bei allem dem, was man perſönliches Geräth und ſichtbare Stützen und Hülfen der Herrſchaft nennen kann, ſondern in dem Innerlichen in dem Unſichtbaren und Geiſtigen müſſen wir die Erklärung ſuchen.

Es iſt das ſchwerſte Unternehmen die großen Uebergänge in der Geſchichte, die man neue oder andere Zeitalter nennt, zu erfaſſen und darzuſtellen. Dieſe Uebergänge, die äußerlich meiſtens als wilde und vulkaniſche Ausbrüche und Umwälzungen ſich offenbaren, werden doch allein innerlich gemacht, und tief verborgen hat ſich der große Geiſt, durch den die waltenden und ſchaffenden Geiſter der Zeiten in Bewegung und Thätigkeit geſetzt werden, ſo tief hat er ſich verborgen, daß wir ſein geheimes Wollen und Wirken kaum andeuten können, geſchweige denn zeigen. Denn was wiſſen wir denn von dem ungeheuren Uebergange der Zeiten, als das Chriſtenthum das Heidenthum ablöſte? Einzelne Uebergangspunkte, däucht es uns zuweilen, können wir zeigen; aber ſo wie das Ganze mit ſeiner unendlichen Verſchiedenheit vor uns tritt, ſchwindelt unſern Blicken, wir können die weiten Klüfte, die dazwiſchen liegen, nirgends ausfüllen,

und wir werfen uns endlich demüthig im Staube nieder und rufen aus: Herr, deine Weisheit iſt mir zu tief und dein Geiſt iſt mir zu mächtig, und ich kann ſie nicht begreifen noch ergründen. Denn wer ſagt uns, was es war, das ſo mit Einem Male, das ſo plötzlich, das in drei vier Jahrhunderten, die in der Geſchichte einer Nachtwache gleich zu achten ſind, das Menſchengeſchlecht mit allen ſeinen irdiſchen Freuden in den Himmel hinauf hob, der weit jenſeits lag? das den Gefühlen und Gedanken dort über den Sternen ein Daſeyn befeſtigte, deſſen Herrlichkeit der Glaube ſo ſicher und gewiß machte, als hätten ſie es ſchon wirklich beſeſſen? was war es, das den Glauben ſo plötzlich über das Schauen, das unſichtbare Ueberſchwängliche über das ſichtbare und ſo ſüße Vergängliche mit der Gewalt der Herzen erhob, daß, wie von einem himmliſchen Zauber getroffen, Millionen Sterblicher alles aufgaben, was ſie hatten, um für das zu ringen, was ſie einſt haben ſollten? Dieſe plötzliche und gewaltige Herrſchaft der Idee über die Wirklichkeit und des Himmels über die Erde ſieht man wohl und bewundert man wohl, wann nun ſie da iſt, aber man kann ſie nicht erklären.

Wir, die nach innigerer Betrachtung und Wägung der Geſchichte glauben, daß menſchliche Willkür in ihr ungefähr ſo viel arbeitet und beſtimmt, als das Graben des Maulwurfs und Kaninchens zur Bildung oder Zerſtörung von Gebirgen oder zur Hervorbringung von Vulkanen thut, müſſen glauben, daß, wann in Gott die Zeiten reif ſind und eine große Verwandlung vorgehen ſoll, der neue Geiſt, der hinfort der waltende und beſtimmende Geiſt des Lebens und der Geſchichte ſeyn ſoll, in die Welt tritt und mit ſeinem mächtigen Athem alles ſo durchhaucht und durchſtrömt, daß das ganze Geſchlecht dann anders anſchauet empfindet

und begehrt, kurz, daß es durch einen höheren und unbegreiflichen Einfluß, durch eine Begeiſterung Gottes, jenen Geiſt empfindet und glaubt, der es künftig leiten und regieren ſoll. So iſt das Chriſtenthum in die Welt getreten, als die Erfüllung der Zeiten da war, hat die erſten Jahrzehende wie ein ſtilles verborgenes Bächlein durch die Völker hingerieſelt und iſt dann ein gewaltiger Strom geworden, der den Schutt der alten Welt und ihre Staaten und ihr Leben und ihre Empfindungen und Gedanken ſo hinweggeſpült hat, daß den Enkeln das, wornach ihre Väter gelebt und geglaubt hatten, kaum noch zuweilen in dunklen Bildern aufdämmerte. Weil politiſche Betrachtungen uns auf dieſe Anſicht geführt haben, ſo halten wir das Heidenthum und Chriſtenthum einmal gegen einander in ihren größten politiſchen Gegenſätzen.

Das Reich des Heidenthums als ein politiſches Reich war auf Stärke und Glück gegründet. Das Reich des Chriſtenthums als ein politiſches Reich ſollte auf Milde und Geſinnung gegründet ſeyn. Wie der Heide das Leben in ganzer Friſche und Fülle nahm und genoß und zu ſeiner größten irdiſchen Vollendung beide des Genuſſes und der Bildung gebrauchte, wie er ſelbſt ſein Mittelpunkt war, wie um ihn ſich alles ſchloß und mit ihm ſich alles abſchloß, ſo brauchte er ohne Mitleid und Erbarmen alles Andere, was nächſt um ihn oder unter ihm lag, gleichviel ob Menſchen oder Sachen, nur als Geräth, nur als Mittel zu dieſer Vollendung. Der Chriſt hingegen nach ſeiner Anſicht und nach ſeinem Glauben durfte ſo nicht in die Natur hineingreifen, am wenigſten in die lebendige Natur: er ſah und ahnete allenthalben die Geiſter, er mußte dieſe Geiſter ehren, jeder Menſch war ihm ein Ebenbild Gottes ein Mitbürger und Theilhaber des himmlichen Reiches wie er; er mußte

vor der Strafe zittern, wann er ihn misbrauchte und als ein bloßes Geräth und Mittel zu ſeinen Zwecken behandelte. Man wird mir hier die große politiſche Tugend der Heiden einwerfen, die Hingebung der Römer und Griechen an das Ganze, den herrlichen Gehorſam gegen das Vaterland und gegen den Staat; aber dies iſt nur ein ſcheinbarer Einwurf. Auch ich bewundere, weil ich bewundern muß, die Großheit der alten Karaktere, auch mir werden die Ariſtiden und Timoleone und Quinctier und Manlier ewiger Lobe würdig dünken und ſolche, die wir unſern Jünglingen noch als Bürger zu Muſtern aufſtellen können; aber dieſe Großheit, dieſe politiſche Tugend, die auf der einen Seite ſo edel und herrlich war, ſtand auf der andern Seite doch auf Ungerechtigkeit und Schande, weil ſie nur einen kleinen Theil der Menſchen umfaßte und die übrigen wie verächtliches Gewürm in den Staub trat. Dieſe großartigen Staaten, wie Sparta Rom und Athen, waren ihrem Weſen nach doch nur wie ein einzelner eigenſüchtiger und ſich als den Mittelpunkt der Welt betrachtender Menſch anzuſehen; ſie konnten ſich in der größten Fülle des Daſeyns der Kraft und der großen politiſchen Tugend ausbilden, weil die Mehrheit der übrigen Menſchen um ſie zu Thieren erniedrigt waren, welche das Gemeine für ſie thun und die gemeinen Stoffe und Bedürfniſſe des Lebens für ſie wirken und herbeiſchaffen mußten. Das iſt es, was ich oben ſagte: D a s R e i c h d e s H e i d e n t h u m s w a r a u f S t ä r k e u n d G l ü c k g e g r ü n d e t. Die große Freiheit der Heiden ſtand auf der ſcheußlichſten und grauſamſten Sklaverei. Es hat in unſern Zeiten nicht an ſolchen gefehlt, welche Roms und Griechenlands Untergang mit den rührendſten Klagen gefeiert haben, — ſo ſehr konnte die irdiſche Vollendung und Schönheit des Lebens ſie beſtechen und beſticht ſo zuweilen auch uns, —

welchen das Chriſtenthum und die chriſtlichen Staaten nur als eine Albernheit und als alberne und kindiſche Proben erſcheinen, die nun bald fünfzehnhundert Jahre gepfuſcht haben etwas der Ordnung eines Staates und einer Verfaſſung Aehnliches zu machen, denen es aber nimmer gelingen will. Gibbon in ſeiner römiſchen Geſchichte und Pauw in ſeinen wunderlichen hiſtoriſchen Betrachtungen über die alten und neuen Völker ſuchen das Heidenthum allenthalben groß edel frei und weiſe und das Chriſtenthum klein kriechend ſklaviſch und in allen ſeinen Theilen unzuſammenhangend und verworren zu zeigen. Sie behalten durchaus Recht bei denen, welche nur den Schein ſehen und nicht in das Weſen eindringen wollen. Einmal das Heidenthum hatte ſeinen Kreislauf durchgelaufen; es war fertig, als Perikles Epaminondas Sophokles Platon Alexander und Phidias in Griechenland und als die Scipionen und Fabier in Italien blüheten? das Chriſtenthum iſt gottlob noch immer in der ſtillen und langſamen Fortbildung begriffen. Zweitens das Heidenthum, feſt und irdiſch in ſich abgeſchloſſen und durch keine Triebe, die nach jenſeits gingen, aus einander gezogen, zeigte äußerlich mehr Einſtimmung und Zuſammenhang, als das Chriſtenthum, das reichere und geiſtigere, je zeigen wird. Drittens es hatte mehr Glanz, weil es alles auf Einen Punkt zuſammenzog; es hatte mehr Stolz und Kühnheit, weil es nur ſich und der Erde diente und das Ferne und Jenſeitige mehr ahnete als fürchtete; und das Große und Mächtige ſowohl in der äußeren Darſtellung als in der inneren Feſtigkeit und Majeſtät des Willens konnten die Fürſten des Volkes (die Helden Weiſen und Künſtler) mehr behaupten und beweiſen, weil die zarteren und milderen Triebe, die das Chriſtenthum auch den trotzigſten und ſtolzeſten Seelen eingehaucht hat, den

harten Stahl ihrer Brüſte ſelten zerſchmelzten. So etwa beſtand die Freiheit und Herrlichkeit der alten Welt und der alten Völker, wie wir es hie und da, freilich doch viel anders, auch unter den neuen Völkern geſehen haben; ſolche Völker waren die freien Bürger von Sparta und Kroton, wie wir etwa die herrſchenden Geſchlechter der Hochmögenden in Venedig und Bern geſehen haben: fünf ja zuweilen zehen Sklaven auf jedes einzelne freie Haupt. Darum wollen wir nicht trauern, daß dieſer Trotz vergangen und dieſer Glanz verblichen iſt, welche die Menſchheit entwürdigten und Dreiviertel des Menſchengeſchlechts zu Thieren machten, damit das übrige Viertel im ſtolzen Uebermuth und in irdiſcher Vollendung ſich den Göttern gleich träumen konnte, die doch auch nur irdiſche und den vergänglichen Trieben und Bedürfniſſen hingegebene Götter waren.

Das Chriſtenthum zerbrach die Herrſchaft, die ſich allein auf Stärke und Glück gründete, und brachte das Geſetz der Liebe und Menſchlichkeit auf die Erde; es war die Religion aller Menſchen ohne Unterſchied und erhob die Unterdrückten Hülfloſen und Unmündigen mit zu Bürgerrecht auf Erden. Der Olympus und Pindus, den die heidniſchen Götter ihnen auf Erden gebaut hatten, ſtanden hinfort öde, der Glanz und Trotz der herriſchen und faſt göttergleichen Männer und Bürger mußte verſchwinden, und weil auch die Armen und Elendigen unter den Völkern zu Menſchen geadelt waren, mußte die äußere Herrlichkeit der Staaten und der äußere ſchöne Schein des Lebens ſich verkleinern, da die Würde mehr nach dem Innern geſchätzt werden ſollte. Dies lag ganz in dem nothwendigen Geiſte des Chriſtenthums, und wenn gleich das Chriſtenthum auch in ſeiner Art einmal hoch vollendete und trefflich geſtaltete Staaten zeigen konnte, ſo konnte man doch vorherſagen, daß ſie ſelbſt nie den äußeren Glanz der Dar=

ſtellung und daß ihre Menſchen nie die ſtolze Abgeſchloſſenheit des Karakters haben würden, wodurch die Heiden ſich auszeichneten. Ihre Stärke und Größe mußte durchaus anderer Art ſeyn. Das Chriſtenthum hat ſeinen ſiegenden Einfluß früh offenbart. Es hat das Weib in ſeine Rechte eingeſetzt, als die ſchönere und blühende Hälfte des Menſchen: vorher ſchien es dem Manne nur als nothwendiges Geräth, nicht als Halbtheil des Daſeyns zugegeben zu ſeyn. Bei den meiſten Völkern ward es in ſtrenger Abhängigkeit gehalten, bei vielen in Sklaverei, und wo es frei war, wie bei den Römern, wollte der heidniſche Mann doch nichts weiter von ihm, als daß es ſeine Beiſchläferin, die Mutter des künftigen römiſchen Bürgers, höchſtens ſein tapferer uud mit ihm für jedes Gefährliche und Stolze gerüſteter Freund ſeyn ſollte. Das Muſikaliſche und Blumige der weiblichen Natur das Zartſpielende und Ahnungsreiche hat das Heidenthum meiſtens vergraben als einen Schatz, den es nicht gebrauchen konnte; erſt das Chriſtenthum hat dem Weibe ſeine Beſtimmung geöffnet und ſeine Würde gegeben, und wie es den Kreis des Daſeyns weit über dieſe Erde hinaus erweiterte, ſo hat es auch den Kreis dieſes irdiſchen Lebens unendlich erweitert, weil es mit den entfalteten Blüthen der weiblichen Natur das Reich der Empfindung und Liebe in die Unendlichkeit ausgedehnt hat. Auf eben dieſe Weiſe ſtellte das Chriſtenthum alles, welchem himmliſche Seelen inwohnend gedacht wurden, unter ſeinen unmittelbaren Schutz; ihm war in der geiſtigen Anſicht und Würdigung des Menſchengeſchlechts der Krüppel ſo viel werth als der Held und der Bettler nicht geringer als der Kaiſer. Das Heidenthum war durchaus nur eine irdiſche Ariſtokratie der Stärke und Gewalt geweſen, das Chriſtenthum ſollte eine Art himmliſcher Demokratie auf Erden ſeyn, die Gleichheit der Seelen

ſollte auch eine größere politiſche und leibliche Gleichheit zur Folge haben. Dies iſt freilich langſam geſchehen, weil der irdiſche Trotz und die politiſche Ungerechtigkeit dieſes erhabene Geſetz des Chriſtenthums nie ganz ausführen laſſen wird; aber wenn wir ohne Vorurtheile um uns ſehen in der Geſchichte, wenn uns der einzelne Glanz bei ungeheurem Elende und himmelſchreiender Ungerechtigkeit nicht herrlicher däucht, als die darauf folgende unſcheinbare chriſtliche Mittelmäßigkeit, ſo müſſen wir geſtehen, daß das Chriſtenthum ſchon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten für die Elenden und Sklaven ein Segen geworden iſt. Wir können es aus ſo vielen Geſetzen der erſten chriſtlichen Kaiſer, wir können es aus den Schriften der Kirchenväter und den Kanonen der Koncilien, wir können es aus den älteſten Urkunden und Kroniken der neuen Völker beweiſen, wie die neue Lehre der Liebe und Barmherzigkeit frühe ſchon der Schirm und Schutz der Hülfloſen und Verlaſſenen geworden iſt.

Nach dieſer Abſchweifung, die aber nicht fern von unſerm Pfade ging, komme ich auf das zurück, wovon ſie ausging, nämlich auf das wunderſame Geheimniß und die wunderſame Gewalt, die in dem ſogenannten Geiſt der Zeit liegt, in dem, was die großen Abſchnitte und Uebergänge, ja ich möchte ſagen Durchſchnitte der Geſchichte beherrſcht und bezeichnet. Ich meine dasjenige, was ſich bei dem Eintritt ſolcher bedeutender Epochen unſichtbar und von wenigen vernommen und begriffen plötzlich einſtellt und die Herzen und Köpfe der Menſchen regiert, ohne daß ſie wiſſen, woher es gekommen und was ihnen geſchehen iſt. So iſt es auch geweſen, als das Chriſtenthum in die Welt kam und in wenigen Jahrhunderten den Thron der Herrſchaft beſtieg. Ehe es noch allherrſchend und vorherrſchend war unter den Völkern, wehete ſchon ſein Geiſt über die Erde hin, ein ganz

anderer Geiſt als der heidniſche. Der heidniſche Geiſt war ein bindender zuſammenſchließender und zuſammenziehender Geiſt; der chriſtliche Geiſt war ein löſender aufſchließender und aus einander ziehender Geiſt. So ſtürzte denn die kühne und ſichere Haltung des alten heidniſchen Lebens mit den Tempeln und Bildern der alten Welt unaufhaltſam zuſammen, ſo riß das letzte Band, das die alten Staaten gehalten hatte, inzwei, und das Leben und die Welt ging ſo aus den Fugen, daß man glaubte, ſie könnten nimmer wieder zu Ordnung und Geſtalt zuſammengefügt werden. So blieben ſie auch lange liegen und die Barbarenvölker, die nun das Chriſtenthum annahmen, die man ſich aber durchaus nicht als ganz rohe und halbwilde Völker zu denken hat, bildeten jetzt freilich neue Staaten auf den Trümmern des untergegangenen römiſchen Reiches; aber wie fern von jener feſten und runden Geſtalt, wozu die Staaten des heidniſchen Alterthums faſt in allen ihren Theilen abgeſchloſſen geweſen waren! Auch iſt dieſe Ründung und Vollendung, die wir in den alten Staaten zum Theil mit Recht bewundern, bis jetzt wohl in keinem chriſtlichen Staate erreicht worden, ſondern die meiſten chriſtlichen Völker ſcheinen, wenn man ſie mit den beſten und fertigſten Staaten des Alterthums vergleichen will, nur noch Verſuche und Proben geſellſchaftlicher Vereine und Verfaſſungen gemacht zu haben. Man fragt ſich bei dieſer Erſcheinung billig wohl, was das bedeutet, znmal wann es einem einfällt, daß es chriſtliche Staaten giebt, die nun ſchon 1200 und 1300 Jahre beſtanden haben.

Ich will ſagen, wie mir dies erklärlich däucht; denn für etwas Anderes als Dünken mögte ich meine Anſicht nicht ausgeben.

Erſtlich. Wir wiſſen nicht, durch wie viele Abſtu-

fungen Verwandlungen und Verkleidungen das Heidenthum gegangen iſt, ehe es auf die Stufe gelangte, die wir die Blüthe Griechenlands und Roms zu nennen pflegen; denn wer zeigt uns die dunklen Spuren, wo der göttliche Geiſt in der Urzeit durch die Geſchichte hingewandelt iſt?

Zweitens. Wir glauben, daß das Heidenthum alle ſeine verſchiedenen Bahnen geſchwinder durchlaufen müſſen, als das Chriſtenthum. Sein ganzer Kreis war enger, es ſtand faſt bloß in dem Endlichen und Irdiſchen befangen und umſchloſſen. Das irdiſche Daſeyn mit dem, was es von Geiſt in ſich hat, ſollte einmal in ganzer Tiefe durchgemeſſen werden; die irdiſche Schönheit Freude und Wolluſt ſollte ganz durchgenoſſen und dargeſtellt werden, damit den kommenden Geſchlechtern ein ſo klares Bild davon bliebe, daß ſie wüßten, wie weit auf dieſem Wege zu gelangen ſey. Dann mußte die weiſe Vorſehung das untergehen laſſen, was nicht länger bleiben durfte, weil es bei aller ſeiner Vollendung und Schönheit doch nicht genug auf das Bleibende hinwies.

Drittens. Die Bahn des Chriſtenthums iſt unendlich weit, ſo weit und ſo allgemein und allumfaſſend, däucht mir, daß es hier unten wohl keine weitere geben kann. Seine Gewalt, welche die Erde an den Himmel lehnte und die irdiſchen Kräfte und Triebe durch die himmliſchen zügeln lehrte, reichte in die Unermeßlichkeit hinaus und der menſchliche Wille und das menſchliche Streben verſchwanden in ihr, wie das Sandkorn in dem Ocean verſchwindet. Und weil ſie ſo verſchwanden mit ihrer Nichtigkeit und Ohnmacht, ſo mußten ſie ſich ihm ganz hingeben und jenen Stolz und jene Herrlichkeit des Lebens und Staates, die vormals waren, die aber nun keinen Halt mehr hatten, als etwas Veraltetes ja wohl als etwas Uebermüthiges und Verwerfliches

hinſinken laſſen. So ſtürzte alles Alte zuſammen und der warme und liebende Geiſt des neuen Zeitalters wehete mit ſeinem himmliſchen Hauche darüber hin und zündete neue Flammen, welche von der Erde bis zu den Sternen emporſchlagen. Man kann ſagen, die Welt ward nicht bloß mit neuem Geiſte getränkt, ſondern ſie ward mit Geiſt getränkt.

Viertens. Dieſer mächtige Geiſt des Chriſtenthums, der nun der Weltgeiſt geworden war und nicht allein die wirklichen Chriſten ſondern auch die noch Heiden waren anhauchte, goß ſich in unendlicher Fülle aus, der milde fromme und freundliche Tröſter, den Chriſtus bei ſeinem Scheiden von der Erde ſeinen trauernden Freunden und Jüngern verſprochen hatte: und er ward von allen gefühlt und von den Reineren und Weiſeren vernommen und von den Frommſten angenommen. Kaum waren ein paar Jahrhunderte vergangen, ſo war eine ganz andere Welt da, und es lebte ein viel geiſtigeres Geſchlecht auf Erden, als in der blühendſten und glänzendſten Zeit des Heidenthums gelebt hatte. Dies wird mir jeder zugeſtehen, der die Dinge nicht nach dem Schein ſondern nach dem Weſen, nicht nach dem Einzelnen ſondern nach dem Ganzen beurtheilt. Freilich im Anfange des Chriſtenthums und noch mehr, als die Barbarenvölker durch die Annahme deſſelben begnadigt wurden, war alles äußerlich ſehr unvollkommen und geſtaltlos und viele, die an den Glanz Roms und Athens in ihrer ſchöneren Zeit und an die Perikles und Platone denken, werden über meine Behauptung lächeln; aber ich bleibe dabei, daß ſie wahr iſt. Ich leugne einzelner Griechen und Römer hohe Bildung und Wiſſenſchaft und geiſtige Tiefe keinesweges, weil ich ſie nur mit Unvernunft leugnen könnte; aber das ſage ich geradezu: den Gott der Chriſten haben auch die

Tiefſten und Edelſten von ihnen nicht geahnet. Dieſer war nun nicht bloß der Gott einzelner Weiſen und Seher und Geweihten geworden, nein es war der Gott des Volkes, der allgemeine der alliebende der das ganze Menſchengeſchlecht in Liebe und Sinn und Glauben gleichwägende Gott. Nicht verſtanden ward er — denn wie mag man Gott verſtehen? — aber geglaubt ward er mit Freuden und vernommen ward er von der Menge; denn die ſtarre und blanke Abgeſchloſſenheit des Heidenthums war geſprengt und das neue Leben, das ich ein ſich ausdehnendes und erweiterndes, ein mit tauſend ſehnſüchtigen Zweigen und Blüthen zwiſchen Himmel und Erde wachſendes und blühendes Leben nennen mögte, fing nun an zu keimen. Dieſes Leben, wie haltungslos und geſtaltlos es äußerlich auch ſeyn und ſcheinen mogte, trug doch Jahrhunderte lang die chriſtliche Welt, ſo mächtig war der waltende Geiſt, der drinnen reichlich das Gewicht gab, das draußen fehlte.

Und hier komme ich auf den Punkt zurück, von welchem alle dieſe einzelnen geſchichtlichen Anſichten und leichten Gedankenſpiele als eben ſo viele Strahlen ausgeſchoſſen ſind: auf die geiſtliche Hierarchie und auf ihre Herrſchaft. Und hier kann ich nun noch einmal recht ſcharf den Gegenſatz des Heidenthums und des Chriſtenthums zeigen in Hinſicht des Politiſchen oder in Hinſicht alles deſſen, was man unter den Worten Geſetzgebung und Verfaſſung begreift.

Ich ſagte oben, daß mir dünke und daß vielen Anderen gedäucht habe, das Chriſtenthum habe noch gar keine vollendete Staaten gehabt, wie das Heidenthum uns deren mehrere gewieſen hat, es habe bisher in den meiſten Ländern gleichſam nur Verſuche und Proben zu Verfaſſungen gemacht. Dies kann man wohl mit vollem Rechte, mit einigen kleinen Ausnahmen, von den Ländern ſagen, die

manche Jahrhunderte vor allen übrigen an Glück Reichthum Macht Kunſt und Wiſſenſchaft geblühet haben, z. B. von Italien und Deutſchland. Man kann auch ſagen, es ſey durchaus unmöglich geweſen, daß bei ſo wenig beſtimmten und in ihren einzelnen Theilen ausgearbeiteten und in einander eingreifenden Verfaſſungen, als womit ſich dieſe und andere europäiſche Länder viele Jahrhunderte recht leidlich ja glücklich durchgeholfen haben, im Alterthum ein Staat fünf Jahre beſtanden wäre. Wir fragen: warum wäre dies unmöglich geweſen?

Das Alterthum ſtand faſt noch ganz innerhalb der leiblichen und irdiſchen Gefühle und Triebe und hatte ſeinen Blick faſt wenig von der Erde zu ferneren Regionen erhoben, ja es vergötterte den Leib und die Erde und die irdiſchen und leiblichen Triebe. Daher lag auch ſein Recht, wie ich oben geſagt habe, in der Kraft und im Glücke, und nur ungeheure Frevel und brennende Miſſethat ließ es durch größeren Zorn der Götter ahnden. Da nun die Menge durch wenige höhere und innerliche Geiſter und unbekannte Schrekken gehalten und gezügelt ward, da bei der Vergötterung der Leidenſchaften und Sündenloſigkeit der Triebe und ihrer Befriedigung die unſichtbare Gewalt mehr fehlte, ſo mußte für ſie die ſichtbare Gewalt eintreten und den Mangel der geiſtigen Herrſchaft durch eine faſt ganz leibliche Herrſchaft erſetzen. Wo das Auge wenig glaubte und ahnete, als was es ſah, da mußte das, was bei uns geiſtige Gewalt des Glaubens und des anerkennenden Gemüthes iſt, jenen Menſchen durchaus mehr äußerlich gezeigt werden und äußerlich auch feſter verbunden und in einander verſchlungen ſeyn. Und in der That ſo war es. Das heidniſche Prieſterthum ſtand auf der einen Seite fern von dem Volke und hoch über dem Volke als eine geſchloſſene und innerliche Geſellſchaft, die tiefe Geheimniſſe

und wunderbare Weihen vor demſelben voraus zu haben vorgab und vielleicht auch hatte. Auf der andern Seite trat es mit wunderſamen Schrecken unter die Menge und hielt ſie durch Furcht im Zügel, die ganz eine irdiſche Furcht genannt werden konnte. Die meiſten heidniſchen Prieſter waren im eigentlichen Sinn des Wortes Hexenmeiſter; ſie ſchreckten und bezauberten das Volk durch die verborgenen und geheimen Naturkräfte, ſie ſpielten ihnen mit den elementariſchen Geiſtern allerlei bunte Gaukeleien vor und ängſteten ſie durch Deutungen außerordentlicher Erſcheinungen und Zeichen. Es trat das Geheime und Geiſtige jenes Menſchenalters durchaus leiblich unter die Menge, ſo daß es halb geſehen ward. Auf dieſe Weiſe haben ariſtokratiſche Prieſterorden in Theben und Memphis und Perſepolis und Hetrurien und Latium viele Jahrhunderte gewaltig geherrſcht. Auch die übrigen Staatsordnungen ſtanden alle viel feſter und leiblicher in einander gefügt, als in ſpäteren chriſtlichen Zeiten: weil ſie unbändigere Kräfte mit irdiſcheren Mitteln zügeln ſollten, ſo durften keine ſolche Lücken in den Verfaſſungen ſeyn, wie wir ſie bei den Chriſten ſo häufig finden.

Das Chriſtenthum aber, ſo wie ſein beſeelender Hauch die Welt und die Empfindung und den Glauben der Welt verwandelt hatte, fand allenthalben ein geiſtigeres durch höhere Ahnungen Hoffnungen und jene überirdiſche Schrecken gehaltenes Geſchlecht. Denn das mögte man auch als einen großen Gegenſatz des Heidenthums gegen das Chriſtenthum hinſtellen, daß die Schrecken deſſelben unterirdiſche Schrecken waren, die gewiſſermaßen in den Tiefen der Erde hauſeten und wühlten, da der Chriſt hingegen den höchſten Geiſt und alle Geiſter auf die Sterne geſetzt hatte. Dieſes neue Geſchlecht war nicht durch die Einſicht — denn die

kam ſehr langſam — ſondern durch die unſichtbare und unbekannte Kraft, die ſich als Leben durch alles ergoſſen hatte, als die Luft des friſchen und erquickten Lebens, bereitet, daß ſie an viel loſeren und weicheren Banden geführt werden konnten, als die Früheren. Die Wiſſenden und die Leitenden des Zeitalters waren freilich die Prieſter; aber ungeſchichtlich und dumm iſt die Anſicht, als ob Liſt und Klugheit und für ihre Vortheile rechnende Habſucht und Herrſchſucht das erfunden hätten, wodurch Jahrhunderte lang die europäiſche Welt regiert und gehalten worden iſt. Auch die chriſtlichen Prieſter waren ja Menſchen, von dem allgemeinen Geiſte, der über die Welt ausgefloſſen war, ergriffene und durchdrungene Menſchen; die Hierarchie, wie ſie ſich im Laufe der Zeiten äußerlich und leiblich entwickelt und geſtaltet hat, war nur ein Abdruck des allgemeinen Lebens und Empfindens, und in ſo fern ſtanden die Prieſter auch nur da, einer höheren und unſichtbaren Macht, die ſie nicht begriffen, dienend. Dieſes Abbild hat ſich wie alles Wirklichlebendige aus innerer Nothwendigkeit gemacht. Freilich haben irdiſche Leidenſchaften und menſchliche Gebrechlichkeiten häufig das Ihrige hinzugethan: aber dies iſt als das Zufällige und Willkürliche doch immer mehr an dem Aeußerlichen hangen geblieben. Das Innere war geiſtig und nicht leiblich, und wenig war übrig geblieben von jener leiblichen Hexenmeiſterei, wodurch die heidniſchen Prieſter die Völker beherrſcht hatten. Denn das wollen wir nicht leugnen, daß, wie geiſtig der Sinn und das Leben des Ganzen auch war, doch nicht wenige Aeußerlichkeiten aus der alten Zeit in die neue Zeit übergegangen waren. Die Hierarchie hatte allerdings ihr Aeußerliches und Leibliches, wie es alles haben muß, was für irdiſche und beſchränkte Weſen gemacht iſt, ſie hatte ihren ſichtbaren Dienſt ihre Ceremonien und Weiſen, ſie

hatte ihre äußeren Satzungen und Verfaſſungen, ſie hatte die Stufen und Ordnungen ihres Staates wohl abgemeſſen; aber ſie hat dies nie für das Weſen erklärt, noch haben die Völker dies als das Weſen geglaubt und angebetet. Das war in dieſer Lehre, was zu den Tiefen des Herzens wollte, weil es aus den Tiefen des Herzens hervorgequollen war, das Innerliche das Geiſtige das Ueberſchwängliche; und wenn auch alle Prieſter gemeine und auf die gemeinen Lüſte der Erde hinſchauende und hinlebende Menſchen geweſen wären, dies hätten ſie nicht auslöſchen können, weil es das war, wodurch alle lebten glaubten und empfanden. Auch haben die Prieſter ſelbſt da, wo ſie für gemeine Zwecke ihrer Herrſchaft und nicht der Herrſchaft Gottes gearbeitet haben, niemals wagen dürfen mit anderen Künſten zu ſpielen als mit ſolchen, die dem innerlichen Geiſte des Chriſtenthums und dem unſichtbaren Leben droben verwandt waren. Man kann aus der Geſchichte beweiſen, daß es eine platte Unmöglichkeit geweſen wäre, daß durch das, was die Hierarchie von Aeußerlichkeiten und von äußerlichen Geſetzen hatte, von Rom bis Liſſabon Edinburg Stockholm und Krakau geherrſcht werden konnte. Nein, durch den allgemeinen Geiſt, wovon die Völker getränkt waren, und durch die Anerkennung dieſes Geiſtes und überhaupt durch die Anerkennung einer geiſtigen Herrſchaft auf Erden iſt geherrſcht worden. Wo leicht gehorcht ward, da war das Herrſchen auch leicht. Später, als ſich aus dieſer allgemeinen Geiſtigkeit, die das Chriſtenthum in die Welt gebracht hatte, das Einzelne und Politiſche mehr entwickelt und ausgeſchieden hatte, als das mündigere oder ſich mündig wähnende Geſchlecht ſelbſt des Geiſtes reich und mächtig zu ſeyn und der geiſtigen und geiſtlichen Handleiter in den äußeren Dingen ſich nicht mehr ſo bedürftig glaubte, haben weder irdiſchen och überirdiſche Kün-

ſte den Fall der geiſtlichen Vormundſchaft und Oberherr=ſchaft über Europa aufhalten können.

Durch geiſtigen Glauben und Anerkennung der Völker und durch linde und geiſtige Mittel trug die Hierarchie die Völker etwa tauſend Jahre auf ſanften Händen fort, und der Geiſt, wodurch ſie geſtaltet und geworden war, wirkte auch in den übrigen Menſchen als das Waltende und Erhaltende und bändigte mit ihren äußeren Anſtalten der Zucht und Buße die trotzigen und ungeſtümen Triebe uud Gelüſte beſ=ſer, als bei den Heiden und Juden die zweckmäßigſten und zuſammenhangendſten Geſetze gekonnt hatten. Daher konnten im Mittelalter die bürgerlichen und politiſchen Geſetze und die Verfaſſungen überhaupt viel loſer und unzuſammenhan=gender ſeyn, als in der Heidenzeit, und die Völker konnten doch beſtehen und die Staaten ſich erhalten. Und wirklich war das ſo. Was den Verfaſſungen und Bürgerordnungen an Zuſammenhang und Bündigkeit fehlte, das ergänzte je=ner Geiſt der Liebe und Freundlichkeit, jener Geiſt der Hoff=nung und Geduld, der aus dem Chriſtenthum wehete und athmete. Es war in ihm eine Bändigung und Zügelung des Rohen und Wilden, was in der menſchlichen Natur liegt, deren der Schamanismus und die Hexenmeiſterei der heidniſchen Prieſter ermangelt hatten, und daher bedurfte das politiſche Band nicht ſo ſtraff angezogen zu ſeyn. Es war, wann die phyſiſchen und irdiſchen Kräfte überſchwellen und alle Zucht und alles Maaß durchbrechen wollten, die Kirche da, welche mit dräuendem Ernſt hinzutreten und den wü=thenden und zerſtörenden Sturm beſchwören konnte. Aber außer ihrer unmittelbaren Wirkung und ihrem unmittelbaren Hinzutritt hatte das Evangelium und ſein menſchlicher und freundlicher Geiſt ſchon ein Geſetz der Milde und des Er=barmens in die Welt gebracht, das den Uebermuth bändigte

und den Frevel züchtigte und das ganze Menſchengeſchlecht als Kinder Eines Vaters, die zum Himmel und zu himmliſchen Genüſſen alle gleiche Vorrechte hätten, anſehen und lieben lehrte. Die ſtille Wirkung dieſes evangeliſchen Geſetzes iſt die mächtigſte geweſen und hat die Elenden und Sklaven, die früher rechtlos geachtet waren, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zum Mitrechte nicht bloß an dem himmliſchen ſondern auch an dem irdiſchen Reiche erhoben.

Die chriſtlichen Staaten entwickelten ſich denn unter den zarten und ſtillen Einflüſſen der beſeligenden Lehre des Evangeliums und wurden an den meiſtens ſanften und oft kaum fühlbaren Zügeln der Kirche geleitet, welche das ergänzte, was ihren Verfaſſungen und Geſetzgebungen an Zuſammenhang und Uebereinſtimmung gebrach. Die Hader und Entzweiungen und Erſchütterungen, welche bei politiſchen Entwickelungen nie ganz fehlen können, mußten freilich auch die chriſtlichen Staaten erfahren und oft recht hart büßen, aber die milde Macht ſtand immer in der Nähe, welche die ſtreitenden und im Zorne ſich überwägenden und übermeſſenden Kräfte wieder ins Gleichgewicht zu bringen ſtrebte. In unſerm Vaterlande, in Deutſchland, wo die reinſte unſchuldigſte und jugendlichſte Barbarenkraft die hehren Geiſter des Chriſtenthums mit der unſchuldigſten und empfänglichſten Liebe aufnehmen konnte, hatten ſich Leben und Kunſt mit der reichſten und blühendſten Mannigfaltigkeit entfaltet. In eben ſo reicher Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Arten und Geſtalten bildeten und entwickelten ſich die politiſchen Körper. Hier in der Mitte Europa's, hier in dieſen Gegenden, welche viele Völker unſeres Welttheiles als die Wiege ihres Stammes anſahen, offenbarte ſich aber mitten in der vielgeſtaltigen Mannigfaltigkeit eine Mäßigkeit und Lindheit der Triebe und eine Milde und

Heiterkeit der Geiſter, welche die politiſche Entwickelung der Geſellſchaft viel ſanfter und ruhiger führte, als Völker mit getrübten oder wilden Leidenſchaften geführt werden können. Die Deutſchen zeigten auch hier die Anlage, die in der älteſten Geſchichte an ihren Vätern geprieſen iſt, die Anlage zur Treue und Redlichkeit in allen ihren Thaten und Verhandlungen. Treue und Redlichkeit aber ſind die einzigen Halter und Bürgen freier und gerechter Verfaſſungen. Unſer politiſches Leben im Mittelalter war ein ſehr friſches muthiges lebendiges und freies Leben; auch an Unruhen Stürmen und Aufruhren hat es nicht gefehlt. Dieſe waren beſonders in den Städten, wo ſich die Herrlichkeit und Weidlichkeit des deutſchen Volkes in jener Zeit am luſtigſten und fröhlichſten bewegte. Aber angeborner Sinn für Zucht und Gerechtigkeit und jener unbeſchreibliche chriſtliche Geiſt, welcher der Milderer und Erlöſer der neuen Völker ſeyn ſollte, mäßigten und ſchlichteten die zu große Kühnheit und Wildheit immer wieder zum Frieden. Deutſchland hatte damals in ſeinen Städten einige blutige Aufruhre und Umwälzungen, aber gottlob mordiſche und banditiſche hat es nie gehabt, wie mehrere ſüdliche Länder.

Die politiſchen Verfaſſungen und Geſetzgebungen jener Zeit alſo waren nirgends fertig und abgeſchloſſen, wie es im Heidenthume für ihren Beſtand durchaus nothwendig geweſen war. Den Unzuſammenhang und die Brüchigkeit und Löchrigkeit in ihnen ergänzte und füllte das unſichtbare und in allem Lebendigen wirkende und lebende und über alles Lebendige hinſchwebende und waltende Geſetz, das ich nun ſo oft in ſo vielen Beziehungen genannt habe. Aber es waren noch andere Ergänzer und Ausfüller, welche ihrer Mangelhaftigkeit abhalfen, nämlich die Sitten und Gebräuche. Schon Tacitus ſagt von unſern Altvordern, bei ihnen ha-

ben gute Sitten mehr vermogt, als anderswo gute Geſetze. Dieſen Ausſpruch des großen Römers konnte man im volleſten Sinne noch auf die Deutſchen anwenden, von welchen hier geſprochen wird. Die Sitten und Gebräuche und das Herkommen hatten größere Gewalt bei ihnen, als geſchriebene und von Herolden ausgerufene und in eherne Tafeln eingegrabene Geſetze. Hier war die deutſche Mannigfaltigkeit wieder die größte, wie ich oben ſchon erwähnt habe. Durch die Menge von beſonderen Innungen Zünften und Geſellſchaften war jede Stadt wieder gleichſam eine Sammlung kleiner Staaten. Vielfach von einander abgehend und vielfach wieder mit einander verbunden und in einander verflochten beſtanden dieſe vielen Genoſſenſchaften neben einander und fügten durch ihre eigenthümlichen Verhältniſſe Gebräuche und Ordnungen gleichſam das kleine Gerüſt des größeren Staates zuſammen. Doch die größte Herrſchaft hiebei übte die Sitte und das Herkommen, das ſeit undenklichen Zeiten Gebräuchliche und Beliebte, ohne daß man eben immer ſeinen Urſprung anzugeben wußte. Glücklich iſt das Volk, bei welchem es ſo zuſteht; denn die Sitte und der Gebrauch iſt der rechte Boden des Geſetzes, worauf es am ſicherſten ruht. Das ſind aber die beſten Geſetze, welche unmittelbar aus der Sitte und dem Gebrauch eines Volkes erwachſen ſcheinen; die ſchlechteſten ſind diejenigen, welche Zufall und Gewalt aufdringen, ohne daß ſie in dem Gemüthe des Volkes, dem ſie aufgedrungen werden, eine Berührung oder Aehnlichkeit finden.

Auf dieſe Weiſe lebten die europäiſchen Völker und auch unſere Väter fort bis in das ſechszehnte Jahrhundert hinein. Die Deutſchen vorzüglich waren in ſo vielen Beziehungen nur noch frohen und gutmüthigen Kindern gleich, die ſich von der Zeit und ihren Entwickelungen und Beſtim-

mungen forttragen laſſen, ohne daß ſie wiſſen, was ihnen geſchieht oder was die Zeit mit ihnen will. Sie hatten in fünf- ſechshundert Jahren ſo Großes gethan und gelitten, ſie hatten in der Kunſt ſo Großes und ſo Herrliches gewirkt und geſchaffen, ſie hatten die höchſte Herrſchaft des Chriſtenthums, die Majeſtät des abendländiſchen Kaiſerthums, gegründet, ſie hatten die Pracht und Schönheit der freieſten reichſten und gewerbſamſten Städte erbaut und geſchmückt, und doch war dies alles, wie es ſchien, faſt ohne ihr Zuthun, wenigſtens ohne ihr Wiſſen geworden: es war wie jede kräftige Schöpfung der Natur und wie jedes höhere Gebilde der Kunſt ſo ganz natürlich geworden und gewachſen aus den Keimen, die urſprünglich in dem Volke lagen und aus dem Triebe, womit das Chriſtenthum als der große Weltbaumeiſter in dieſen Keimen unſichtbar wirkte. Aber es kam eine andere Zeit, eine herbe und unſelige Zeit, wo dieſe kindliche Unſchuld des Volkes zum Bewußtſeyn erwachen ſollte. Der Anfang dieſer Zeit war der Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, oder der Anfang der Reformation, welche durch neue Erſcheinungen Strebungen uud Umwälzungen aller Völker, die ihr gleichzeitig und auf manche Weiſe verwandt waren, ſich von ſelbſt als der Eintritt einer Uebergangsepoche der Geſchichte bezeichnete und deren tiefere welthiſtoriſche Bedeutung erſt in unſern Tagen von Einigen begriffen iſt. Nun als dem Menſchengeſchlechte die Augen geöffnet waren, hatten ſie das Schickſal Adams und Eva's weiland nach dem Sündenfalle, ſie dünkten ſich klug, gewahrten aber auch mit Einem Male alle Mängel und Gebrechen ihres Zuſtandes; was ſie ſonſt gehalten und getragen hatte, dem vertrauten ſie nicht mehr, und zu unglücklich und ungeſchickt waren ſie doch auch, ſich ſelbſt neue Träger und Stützen zu finden. So hat unſer deutſches Vaterland nun

geſchwankt in die dreihundert Jahre und iſt immer ſchwächer getheilter und geſtaltloſer geworden bis auf dieſen Tag, den wir unſer Heute nennen. Es war ein ſehr glückliches Land und ein ſehr mächtiges Reich vom Jahr 970 bis zum Jahr 1600, alſo eine Zeit von 630 Jahren; es war im Wechſel von Glück und Unglück doch mehr ein unglückliches Land und ohnmächtiges Reich vom Jahr 1600 bis zum Jahre 1800, alſo eine Zeit von ungefähr 200 Jahren; es iſt eines der unglücklichſten Länder geweſen vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1813. Was jetzt aus ihm werden kann, nachdem Gott es wieder mit Sieg und Ehre erfriſcht hat, wird von den Zeitgenoſſen ſehr verſchieden beurtheilt.

Ich habe das germaniſche Volk im Anfange dieſer unſerer Betrachtungen geprieſen, daß es ſo vielen ächten tüchtigen Grundſtoff in die Epoche mit eingebracht hat, welche das Chriſtenthum in der Geſchichte und Bildung der Völker machte. Aus dieſem fruchtbaren Urſtoff, ich mögte ſagen, aus dieſer fruchtbaren Urerde ſind alle die Herrlichkeiten und Mannigfaltigkeiten erwachſen und erblühet, deren wir uns bei dieſer unſerer Unterhaltung gefreuet haben. Die letzten Jahrhunderte, die in der Entwickelungsperiode der Zeit nothwendig, aber für das Menſchengeſchlecht, das darin lebte, nicht die luſtigſten waren, haben meiſtens nur von dem Vermögen gezehrt, was die Väter geſammelt hatten, und das Eingebrachte iſt wirklich größtentheils aufgezehrt worden. Ich will damit nicht ſagen, daß nicht auch in ihnen ein Streben geweſen wäre etwas Neues und Beſſeres zu machen — denn dieſe Behauptung wäre unſinnig — nein, ſie ſind ſehr thätig geweſen Altes wegzuräumen und Neues an deſſen Stelle zu machen; aber es hat ihnen an Grund und Boden gefehlt, worauf ſie hätten bauen können, und ſo iſt das Meiſte, was ſie verſucht und gemacht haben, entweder

als ein Zeichen menſchlicher Nichtigkeit einzeln und geſtaltlos in der bodenloſen Luft hangen geblieben, oder wann es auch einen Boden zu haben ſchien, iſt es bald wieder zuſammengeſtürzt. Man kann ſagen, wir haben die letzten Jahrhunderte ſo hingeſtützt, wie man mit Gebäuden thut, welche den Einſturz drohen, welche man aber aus beweglichen Urſachen, weil man an ihrer Stelle noch keine neue hat, nicht wegbrechen darf. Kurz, Stückwerk und Flickwerk im eigentlichen Sinne haben die Menſchen in ihnen treiben müſſen und müſſen ſie zum Theil noch treiben. Wir ſehen nun wohl endlich, wie wir daran ſind und was uns noth thut; aber die Einſicht der Noth und des Mangels giebt noch nicht immer die Kraft und die Fähigkeit ihnen abzuhelfen. Wir Deutſche ſtehen gottlob noch da vor vielen andern kräftig und reiſig, wir ſtehen da gleich edlen Bäumen, die tief in Felſen gewurzelt ſind, aber deren Erde größtentheils abgeſpült iſt. Wer ſoll nun die hüllende und wärmende Erde um die Wurzeln ſchütten, daß die Bäume wieder in alter Gedeihlichkeit wachſen können? Daß Menſchen das nicht können, wiſſen wir aus der Geſchichte und haben unſre Nachbarn, die Franzoſen, dieſe fünfundzwanzig Jahre nun wohl genug gezeigt. Wir müſſen uns in Demuth beſcheiden und erkennen, daß wir nicht alles können. Mir däucht, daß die für unſere Geſchichte und für ſo viele andere Völker Europa's unerfreuliche Epoche, die mit der Reformation begann, ihrem Ende nahet. Wann dieſes Ende da iſt, dann iſt auch der Anfang der neuen Zeit da, und dann wird auch der lebendigere Geiſt derſelben da ſeyn, der Freude und Gedeihen und Verſtand und Geſetz für alles bringen wird, wie die erſte Epoche des Chriſtenthums ſie den Menſchen unbewußt gebracht hat. Darin fehlen wir allein, welche jetzt leben, wenn wir in Verfaſſungen etwas wollen, das vollkommner iſt,

als wir ſelbſt ſind, oder wenn wir meinen, daß ſogenannte vollkommenſte Verfaſſungen uns auch gleichſam wider unſern Willen und wider unſer Verdienſt vollkommen und glücklich machen ſollen. Der welthiſtoriſche Spruch wird doch wohl ziemlich wahr bleiben: Jedes Volk verdient den Grad von Freiheit oder Knechtſchaft, den es eben hat, und keines kann mehr Glück haben, als es Tugend hat. Die Franzoſen haben es anders gemeint; aber wie ſind ſie hingefahren mit ihren ſogenannten freieſten und vollkommenſten Verfaſſungen! und wie werden ſie mit allen ferneren Verſuchen hinfahren! Denn wie mögte ein Volk, das der Mäßigkeit Gerechtigkeit und Treue entbehren zu können meint, Freiheit ſchaffen und bewahren?

Durch dieſe eben genannten Ausſprüche der Geſchichte und Erfahrung will ich keinesweges einem Fatalismus das Wort halten, der Deſpoten und Deſpotenknechten eine willkommene Lehre dünken könnte. Nein, wenn wir auch begreifen, daß es nicht gut um uns beſtellt iſt, und wenn wir auch einſehen, warum es ſo um uns beſtellt iſt, ſo dürfen wir die Forderung edler Gemüther nie aufgeben, daß alles immer beſſer und vollkommener werden ſoll, und daß jeder dahin arbeiten muß, daß es beſſer und vollkommener werde. Dieſer Ausſpruch ſoll uns nicht zu jener Faulheit ermahnen, welche die Hände in den Schooß legt und ſpricht: Gott wird uns zu ſeiner Zeit ſchon herausziehen aus dem Schlamm, worin wir ſtecken; ſie ſoll uns nur erinnern, daß wir nicht auf einmal zu viel begehren und zu viel wollen, und dadurch nichts erlangen noch vollenden, ſondern daß wir bei dem kühnſten Streben nach dem Beſten und Vollkommenſten immer das nächſte Mögliche zu ſchaffen und zu erreichen ſuchen. Wir ſollen unendlich ſtreben wie Geiſter, aber wir ſollen in ruhigem Gleichmaaße der Zeit und ihrer Ver-

hältniſſe arbeiten und wirken wie beſchränkte und auf dieſer Erde eingebürgerte Menſchen.

Durch die obigen Betrachtungen und durch die Winke, welche die Geſchichte uns ſo bedeutend giebt, werden wir gleichſam genöthigt uns die Frage noch einmal recht nah zu legen: Wo wir denn eigentlich jetzt ſtehen? und welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird? Beide Fragen fallen ganz in einander und müſſen alſo zugleich beantwortet werden.

Wo ſtehen wir? Ich meine: Wo ſtehen wir Deutſche jetzt? Sind wir ein erſchöpftes veraltetes durchlichtetes und durchgelebtes Volk, in welchem alles ſchon fein hell und klug geworden iſt? oder iſt noch feſter und kräftiger Urſtoff in uns, an welchem vielleicht noch ein paar Jahrtauſende arbeiten können? Ich habe meine Anſicht oben geſagt und daß mir die Deutſchen noch ein junges Volk dünken. Ich habe dort auch zu weiſen geſucht, daß die Jugend oder das Alter der Völker nicht von den Jahrhunderten oder Jahrtauſenden abhangt, und daß einige Völker durch Unglück und Zufall früh zum Greiſesalter gelangen, andere Jahrtauſende lang jung, ja noch Jahrtauſende nach ſolchen, mit welchen ſie zugleich in die Bahn traten, Kinder bleiben können. Die Germanen waren nach Art Kraft und Sinn ein jugendliches und friſches Heidenvolk, als das Chriſtenthum Herrſcher der Welt ward. Dieſes Chriſtenthum in ſeiner ſtillen demüthigen und unſcheinbaren Geſtalt, wie es anfangs auftrat, und mit ſeinem frommen und gläubigen Sinn voll Hoffnung und Liebe führte alles Junge und Unverdorbene, was es fand und was im Heidenthum vielleicht ſchon in den Jünglingsjahren blühete, wieder zur Kindheit zurück. Unſere Vorfahren, die Deutſchen, die im Heidenthum wohl ſchon im kräftigen Jünglingsalter ſtanden, wurden durch das Chriſten-

thum wieder Kinder, und gleich unſchuldigen großen Kindern haben ſie jene ſchönen Jahrhunderte durchſpielt, die wir das Mittelalter nennen. Seit aber nun ſchon dreihundert Jahre ihre Kinderſpiele zerſtört und alle ihre bunten und lieblichen Kinderwahne zerſtoben ſind, haben ſie ſich, wie es zu geſchehen pflegt, leider auch in kindiſchen Streichen erzeigt. Dieſe pflegen jenen etwas wilden und liebloſen Jahren vorherzugehen, ja auch wohl mit in ſie hinein zu fallen, welche man mit einem etwas herben aber ganz paſſenden Ausdruck in der Erziehung die Schlingeljahre zu nennen pflegt. An der Gränze dieſer Schlingeljahre — verzeihe mir, edles Volk — wo allerlei Rohes Wildes und auch Dummes mit unterzulaufen pflegt, däucht mir, ſtehen wir Deutſche jetzt: es iſt in unſerm jetzigen Weſen und Wirken ſo etwas von einer gewiſſen Knabenart und Knabenzeit. Wenn dies iſt, ſo haben wir unſere Hoffnungen noch weithin zu ſtellen und es liegt noch eine unermeßliche Ferne der ſchönſten Zukunft unſerer Geſchichte vor uns ausgebreitet. Wir dürfen alſo nicht ſo ängſtlich ſorgen und fragen: Was wird morgen ſeyn? und was wird übermorgen werden? als wir wohl zuweilen thun, von dem Leide und der Noth des Augenblicks ergriffen, ſondern wir können das Verhängniß mit unſerm Volke immer noch ein wenig muthwillig das Würfelſpiel ſpielen laſſen; es wird doch die meiſten an Herrlichkeit und Tugend überleben, die es jetzt ſo halb ſchnöd und halb von oben anzuſehen wagen.

So ſcheint es mir nach einer geſchichtlichen Dämmerung, die ich keineswegs für Licht ausgebe, in Hinſicht des Punktes, worauf wir als Volk jetzt grade ſtehen. Nicht auf dieſelbe Weiſe aber, wie wir unſre Anſchauungen und Gefühle über die Zeit ausſprechen, können wir ſagen, welche Epoche des Chriſtenthums jetzt gelebt wird. Ich

habe oben angedeutet, wie mich dünke, daß das Chriſtenthum unendlich langſamer als das Heidenthum die verſchiedenen Stadien durchlaufen werde, durch welche es das menſchliche Geſchlecht führen ſoll. Ja es iſt dieſes Urtheil, das aber bloß als Urtheil der menſchlichen Schwäche genommen werden ſoll, die ſich ja durch Vergleichungen helfen muß, vielleicht etwas frech ausgeſprochen. Uns, die wir als Chriſten im Chriſtenthume leben, wenn gleich nicht in der glücklichſten und blühendſten chriſtlichen Zeit, ziemt der Gedanke nicht, als wenn des Chriſtenthums je ein Ende ſeyn, als wenn es ſeine verſchiedenen Durchbildungen durch das Menſchengeſchlecht einmal vollenden und dann auch abtreten und etwas Anderem Platz machen könnte, wie ihm das Heidenthum gethan hat; uns muß ſeine Zeit keine andere dünken als der Name von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber als beſchränkte Menſchen, wenn wir das Unſrige und das Irdiſche an das Höchſte und Geheime halten, was alle Dinge trägt und regiert, müſſen wir wohl menſchlich ſprechen. Das Chriſtenthum, welches lauter Hauche und Gefühle von den Sternen athmet, hat einen milden und heiteren Geiſt, welcher nicht gleich jenem irdiſch heroiſchen Geiſte des alten Heidenthums die irdiſche Fülle und Genüſſe geſchwind ausſchlürft und dann von dannen fliegt, ſondern welcher in ſtillen und linden Flammen in göttlicher Wonne des Erheiterns und Bildens vielleicht Jahrtauſende an dem zehrt, was jener leidenſchaftliche Geiſt des Heidenthums vielleicht in zehen Jahren aufgefreſſen hatte. Dies ſoll auch nur ein Gleichniß der irdiſchen Beſchränktheit ſeyn. Ich will bloß eine Vorſtellung geben, wie das heidniſche und chriſtliche Zeitmaaß nach dem ganz verſchiedenen Wirken beider dunkel in meiner Seele erſcheint. Von Perioden Epochen Anfang und Ende des Chriſtenthums kann an ſich ja gar nicht die Rede ſeyn.

So himmliſch iſt dieſe Lehre, ſo geiſtig ihre Kraft, ſo unendlich ihr Wirken, ſo tauſendfaltig ſind die Geſtalten, die ſie annehmen kann, ſo unergründlich iſt ihre Liebe und ſo unermeßlich ihre Geduld, daß ſie allein allen Völkern und Zeiten gerecht genannt werden kann. Von Epochen des Chriſtenthums an ſich, wenn es auch ſolche gäbe, könnte im göttlichen und engliſchen Verſtande nur geredet werden, nicht in dem verdunkelten menſchlichen. Wenn wir hier von Epochen des Chriſtenthums reden, ſo meinen wir das gleichſam körperliche Chriſtenthum, die Chriſtenheit nämlich, wie ſie etwa in dieſer Zeit den chriſtlichen Geiſt äußerlich abſpiegelt und uns in dieſem äußerlich gezeigten Spiegel erlauſchen läßt, was dahinter tief im Innern iſt. Was erſcheint denn nun darin?

Zuerſt erſcheint in den Menſchen, die ſich Chriſten nennen, daß dieſe Zeit keine lebendigſte und blühendſte Zeit des Chriſtenthums iſt, daß ſie der hohen Begeiſterung mangelt, wodurch der Geiſt allein ſein innerlichſtes und mächtigſtes Walten offenbaren kann. Wenn ich hier ſo ſpreche, meine ich wie immer die Menge; denn was einzelne fromme und himmelſehnende Seelen in feurigen und von Gott entzündeten Buſen bewahren, das kann man dem Ganzen ja nicht zurechnen. Das Ganze zeigt offenbar etwas Mattes Laues und Aufgelöſtes, das nicht erfreulich iſt. Wie dies geworden iſt im Ablauf mehrerer Jahrhunderte, wie es vor einem halben Jahrhundert etwa am ſchlimmſten geworden iſt, das wiſſen wir und brauchen es hier nicht zu wiederholen. Am ſchlimmſten war es vor etwa dreißig und zwanzig Jahren, zu der Zeit, als die franzöſiſche große Umwälzung in ihrer Blüthe ſtand. In den letzten zehen Jahren, mitten in dem ärgſten Zwieſpalt und Gedränge der Dinge, hat es offenbar

angefangen beſſer zu werden; was uns einzelne zarte Licht=ſtreifen und Schimmer einer ſchöneren Zukunft verkündigen. Das Chriſtenthum muß ja äußerlich auch ein Bild unſeres politiſchen Zuſtandes abſpiegeln. Je weidlicher und kühner ein Volk iſt, deſto höher und muthiger ehrt es Gott; der ſklaviſche Sinn klimmt auch auf einer ſehr morſchen Leiter zum Himmel empor. Man ſagt zwar: im Druck habe das Chriſtenthum ſeine größte Herrlichkeit bewährt. Das mag wahr ſeyn, aber da haben die Gedrückten ſich wenigſtens nicht gedrückt gefühlt, ſie haben dem Drucke Muth und Stolz entgegengeſetzt; denn etwas ganz Anderes iſt auch eine ecclesia pressa und ein populus pressus: eine gedrückte Kirche und ein gedrücktes Volk. Ich komme hier aber ſo=gleich in einen Zirkel. Was in dieſen jüngſten Tagen für die Freiheit und Ehre unſeres Volkes Schönes und Glor=reiches geſchehen iſt, dem hat ein Glaube untergelegen, der nur aus dem Chriſtenthum quellen konnte, und die helleren Blitze einer ſchöneren chriſtlichen Zukunft, die ſchon zuwei=len aus der dunkeln Nacht leuchten, ſtrahlen auch aus po=litiſchen und irdiſchen Hoffnungen für ein freieres und ſtol=zeres Bürgerleben, das künftig ſeyn wird. Das innigſte Leben und Fortbilden des Chriſtenthums können wir nicht meſſen, wir können kaum hie und da Einzelnes im Glau=ben ſchauen und ahnen, und wie dies künftig hineinſpielen und hineinſtreben wird in die Unendlichkeit geiſtiger Ent=wickelungen, welcher Sterbliche mögte das verſtehen? Das aber können wir aus der Idee eines ganzen Lebens vorher=ſagen, daß nicht eher wieder vollkommene chriſtliche Staa=ten der Entwickelungsepoche, die uns die zweite däucht, ſeyn werden, als das Chriſtenthum auch wieder äußerlich in einem freudigen und begeiſterten Leben aufblühen wird. Wann dies ſeyn wird, wie dies geſchehen wird, durch welche Be=

gebenheiten und Menſchen dieſer glückliche Zuſtand herbeigeführt und vollendet werden wird, das kann keiner ſagen.

Wir deuteten oben an, die letzten Jahrhunderte hätten von dem Kapitale der früheren gelebt und es beinahe aufgefreſſen, wir ſagten, dieſe Jahrhunderte hätten ſich nicht eben freudig und ſtark fortgetragen, ſondern nur ſo hingeſtützt, wie etwa ein Lahmer oder Verwundeter auf Krücken thut. Und in der That ſo kommen ſie uns vor, wenn wir ſie mit den nächſtvorhergehenden vergleichen. Doch hatte ſich im ſtillen Ablauf der Zeiten durch die Geiſtigkeit, die ja das Weſen des Chriſtenthums und alſo auch das Weſen der neuen Geſchichte iſt, eine Macht gebildet, die das Heidenthum und auch die erſten Jahrhunderte der Chriſtenheit wenig, ja faſt gar nicht gekannt hatten. Ich meine hier die Macht, welche man die Meinung nennt. Jener Geiſt, welcher über alle Welt ausgeſtrömt war und auch den Niedrigſten und Aermſten ein Ahnen und Vernehmen der himmliſchen Dinge, wie es die erſten Weiſen des Alterthums nie empfunden und vernommen hatten, in die Bruſt gehaucht hatte, jener lebendige und feurige Geiſt, der die wunderbare fünfhundert- und ſechshundertjährige Herrſchaft ohne Schwerdter und Heere möglich gemacht hatte, welche die Herrſchaft der Kirche oder die Hierarchie genannt wird, hatte eben mit dieſer eine zweite gewaltige politiſche Herrſchaft gegründet, welche die Herrſchaft der Meinung heißen kann. Dieſe Herrſchaft erſchien weniger, ſo lange die Hierarchie noch mehr in Anſehen und Stärke blühete; ſie hat zugenommen in dem Maaße, wie jene abgenommen hat. Seit anderthalb Jahrhunderten hat ſie eine ſo weitgreifende und waltende Wirkſamkeit gehabt, daß man von einer europäiſchen Meinung hat ſprechen können. Dieſe europäiſche Meinung mögte ich den weltlichen den bloß politi-

ſchen Pabſt nennen; denn ſie hat zu dem ganzen Europa ſeit Ludwig dem Vierzehnten ungefähr in dem Verhältniſſe geſtanden, in welchem weiland der Pabſt und die Hierarchie zu Rom ſtanden. Was dieſe Meinung eigentlich iſt und wie ſie wirkt und herrſcht, das ließe ſich freilich in tauſend einzelnen Beiſpielen breit genug zeigen; aber dadurch würde ihr Weſen immer noch nicht klarer. Ihre ganze geiſtige Allmacht begreift nur derjenige, der den vollen Strom der letzten Jahrhunderte mit ihren Begebenheiten und Entwickelungen im hohen Ueberblick vor ſeinen Augen hinrollen ſieht. Dieſe Macht war immer groß, aber in dem letzten halben Jahrhunderte iſt ſie gewaltig geweſen, da ſie beinahe die einzige Macht war, welche das immer mehr aufgelöſte und aus einander fallende chriſtliche Europa noch zuſammenhielt. Um ſich ihren Umfang und Umgriff deutlich zu machen, bedenke man nur, daß durch ſie Liſſabon und Moskau und Newyork und Konſtantinopel näher verbunden ſind und die gegenſeitigen Bewegungen und Begebenheiten inniger mitempfinden, als vor vier fünfhundert Jahren Ländern und Völkern nicht geſchah, die etwa dreißig vierzig Meilen von einander lagen. Dieſer Meinung, dieſem weltlichen und politiſchen Pabſte Europa's, könnte man eben ſo viel Gutes und Schlimmes nachſagen, als man dem geiſtlichen Pabſte zu ſeiner Zeit gethan hat. Und wirklich ſind ſolche, die da meinen, es gebe nichts Verderblicheres und Gräulicheres, als dieſe europäiſche Meinung, und die Welt ſey weit glücklicher geweſen, als man die Umwälzungen Schwedens etwa zehen Jahre, nachdem ſie geſchehen waren, in Köln und Lyon, und was in Moskau und Konſtantinopel vorgefallen war, je alle fünfzig Jahre als ein altes Mährchen im Weſten erzählen hörte. Ob dieſe Recht oder Unrecht haben, ſteht uns nicht zu zu entſcheiden — genug dieſe Meinung iſt

eine aus dem Chriſtenthume allmählig entwickelte geiſtige Gewalt und keine irdiſche Macht mag die Fluthen und Stürme bändigen, womit ſie über die Welt hinbrauſet. Was Verderbliches und Verpeſtendes in ihr iſt, dem kann man durch keine laſtende Bezollungen oder gänzliche Einfuhrverbote ihrer gefährlichen Waare begegnen, ſondern der Geiſt kann allein durch den Geiſt gebändigt werden. Da muß es heißen Gift gegen Gift und Spitze gegen Spitze. Man kann den Sturm nicht mit einem Zephyr niederſäuſeln, man muß einen Sturm gegen ihn loslaſſen, der ihm gleichwiege oder ihn niederbrauſe. Gegen das, was ſeiner Natur nach das Freieſte iſt, vermag das Halbfreie nichts und das Sklaviſche wird an ihm zum Gelächter. Wir haben das an genug Verſuchen geſehen, welche Regierungen und Staatsminiſter und Erzprieſter gegen dieſen geiſtigſten und unfaßlichſten aller Dämonen gemacht haben; wir haben den Ausgang des glänzendſten neuen Verſuches vor Augen, das Schickſal Bonapartens. Wer hatte mehr Mittel in der Hand und wer hat ſie thätiger und grauſamer gebraucht als er, das geſchäftige und gerührige Ding, die europäiſche Meinung, welche, wie ſeine Helfer ihm ſagten, ſeinen Entwürfen allgemeiner Herrſchaft und allgemeiner Verfinſterung Europa's am meiſten im Wege war, zu unterdrücken ja wo möglich von dem Erdboden zu vertilgen? Wirklich brachte er, wie es ſchien, eine Art von Gegenbewegung zu Stande, wirklich ſchien die Stimme der Lüge, die in tauſend Wiederlauten und Wiederhallen von den verſchiedenſten Seiten ſo unſchuldig erklang, für Viele endlich faſt eine Stimme der Wahrheit zu werden. Aber die Wenigen, welche dieſe Gegenbewegung als nichtigen Wind und blauen Dunſt vorbeirauſchen ließen, ſchloſſen ſich in ſich deſto enger zuſammen; die gepreßte öffentliche Meinung ſammelte die Vulkane vie=

ler edler Gemüther, die einmal fürchterlich hervorbrechen ſollten. Die Lüge hatte nicht die Menſchheit geblendet, ſie hatte den Tyrannen und ſeine knechtiſchen Helfer und Schergen verblendet; ſie kannten die Gewalt endlich nicht mehr, welche über ſie und über das Zeitalter herrſchte, ſie hatten ſich das einzige Licht ausgelöſcht, das ſie bei ihrem kühnen Unternehmen hätte leiten können, und die Verdunkelung und Lüge, womit ſie die Welt zu fangen und zu beherrſchen meinten, hatte endlich niemand verdunkelt und belogen, als ſie ſelbſt. Hätte Bonaparte das große Herz gehabt die Meinung ſeiner Zeit zu verſtehen, hätte er wagen dürfen durch ihre Herrſchaft zu herrſchen, er hätte der größte geſchichtliche Name werden können. Nun iſt er wie ein Wetterleuchten hingefahren und hat wie ein Feiger geendigt.

Dieſe Meinung und diejenigen, welche als ihre Führer genannt werden, die Schriftner, ſind vielfach beſchuldigt worden, daß ſie die Völker ungebührlich aufrühren und daß ſie die unglücklich bethörten häufig in die Lage bringen, worin ſich der Pudel ſetzte, der ſeinen fetten Biſſen, den er im Munde trug, fallen ließ, um nach dem Schatten deſſelben zu ſchnappen, den ihm der trügeriſche Spiegel des Baches größer und ſchimmernder zeigte, als der wirkliche war. Ich will dieſe Beſchuldigung nicht ganz ablehnen, obgleich das, was die Meinung gewaltig macht und ihr ſogar bei der Menge Anerkennung gewinnt, doch gewiß etwas iſt, das aus den Federn von ein paar Dutzend politiſcher Schriftner nicht fließen kann, ſondern aus einem andern verborgenen Strome fließen muß, von welchem die Polizeiminiſter und Polizeiwächter grade gar nichts wiſſen und welchen ſie alſo auch weder zuſtopfen noch verſchütten können. Das allgemeine Geſchrei nach Freiheit und Gleichheit, das Geſchrei nach Verfaſſungen überhaupt, das ſich doch nicht allent-

halben als Geſchrei eines wüſten Aufruhrs offenbart, ſondern an vielen Orten und bei den gehorſamen und guten Völkern als ein ſtilles Anrufen und ein beſcheidenes Bitten an die Herrſcher und an diejenigen, welche an der Herrſcher Stelle ſind, hat ſeinen Grund in einer wirklichen Noth gehabt und hat ihn noch bis dieſen Tag. Die Geſtalt der alten Staatsgebäude, die für ganz andere Zeiten und in ganz anderen Zuſtänden der Völker und unter ganz anderen Verhältniſſen der Welt aufgeführt waren, paßten für dieſe Zeit und für dieſes einem ganz verſchiedenen Weltalter entgegenſtrebende Geſchlecht gar nicht mehr; ſie waren auch meiſtens ſo abgenutzt und durchlöchert, daß ihnen außer dem Umſtande, daß ſie von den Völkern wenig mehr anerkannt wurden, in ihnen ſelbſt aller Halt fehlte. Ihre Unzulänglichkeit fühlten auch nicht allein die Beherrſchten ſondern auch die Herrſcher, und ſo iſt ſchon ſeit ein paar Jahrhunderten immer an ihnen gebeſſert und geſtückelt worden. In unſern Tagen aber geſchieht den meiſten von ihnen das, was einem alten Rocke nothwendig einmal geſchehen muß, den man lange mit Flicken und Stücken ganz zu halten geſucht hat: ihre unvermeidliche Zeit iſt gekommen, ſie reißen und fallen von allen Seiten aus einander und kein Meiſter wird die morſchen und faulen Theile wieder zu einem lebendigen und kräftigen Ganzen zuſammenfügen können.

In ſolchen Zeiten, welche für diejenigen, deren Leben grade in ſie fällt, eben keine luſtige Zeiten ſind, mag man billig wohl klagen; aber verklagen ſollten die verſchiedenen Partheien, durch deren gegenſeitige Wirkung und Drängung auf einander ein Staat hervorgebracht wird, einander nicht ſo bitter, als wohl häufig geſchieht. Unrecht haben manche Geſchichtſchreiber und Politiker offenbar gehabt, wenn ſie die allmählige Veraltung und Aufhebung der ſtändiſchen Rechte,

den allmähligen Untergang der Freiheit, die immer größer ſchwellende und immer ſchwerer werdende Sündfluth der ſtehenden Heere, unter welchen Europa ſich faſt zu Tode geſtöhnt hat, und alle andere Willkür in Geſetzgebung und Beſteurung der Völker durchaus aus deſpotiſcher Hinterliſt der Fürſten, aus einem langſam bereiteten und mit langſamer und beſonnener Argliſt fortgeſponnenen Gewebe von falſchen und tückiſchen Liſten hervorgegangen glaubt und ſo dargeſtellt haben, als wäre dies alles ein planmäßig bereitetes und vollendetes Werk der Herrſcher und Miniſter geweſen. Wenn dieſe Meinung und Darſtellung die richtige geweſen wäre, ſo hätte man auch nachweiſen müſſen, daß die Reihe kühner und durchgreifender Herrſcher und feſter und verſchlagener Miniſter, die ein ſolches Werk von Geſchlecht zu Geſchlecht einander in die Hände arbeiteten, viel größer geweſen ſey, als man hiſtoriſch wird darthun können. Nein, das weiſet die Geſchichte allerdings nach, wie ein einzelner gewaltiger und von Gott mit ungeheuren Eigenſchaften begabter und gerüſteter Mann ein herrliches Staatsgebäude der Freiheit und Geſetzlichkeit zuweilen hat erſchüttern ja niederreißen können, und an ſolchen Erſcheinungen fehlet es auch der neueren Geſchichte nicht; aber was in den meiſten Ländern Europas ſo ganz Einen ebenen, ich mögte faſt ſagen ſchläfrigen Schritt wie von ſelbſt fortgegangen iſt, was kaum getrieben und geſtoßen worden iſt, ſondern ſich gleichſam ſelbſt immer tiefer heruntergeſchoben hat, von dem kann man nicht ſagen, daß es ermordet iſt, nein es iſt des natürlichſten aller Tode verblichen, des Todes des Alters. Es lag allem der gemeinſchaftliche Keim des Unterganges zum Grunde, eine faſt allgemeine europäiſche Krankheit. Weil der Geiſt der letzten Zeiten ein abgelebter und matter Geiſt war, worin mehr die grübelnden als die handelnden, mehr die denkenden

als die empfindenden Kräfte vorwalteten, ſo konnte das äußere Leben ſich in ſtolzer Freiheit nicht behaupten, es war ein hohes und politiſches Daſeyn unmöglich. Wie die Luft nothwendig die leere Blaſe zuſammendrückt, ſo haben die Regierungen ein durch keinen allgemeinen Sinn und durch keine lebendige Begeiſterung getragenes und geſtärktes Menſchengeſchlecht zuſammendrücken müſſen, ſie haben, da ſie keinen Widerſtand fanden, immer willkürlicher werden müſſen. Dies iſt das, was ich oben ſagte: ein jedes Volk ſey der Lage würdig, worin es ſich eben befindet. Ungerecht war es aber, wenn man die Schuld, welche die Zeit oder das ganze Geſchlecht tragen mußte, allein auf die Schultern der Fürſten und ihrer Freunde wälzte. — Eben ſo ungerecht ſind nun aber auf der andern Seite diejenigen, welche in einer kleinen und engen Anſicht und Geſinnung, die ſich noch wohl damit brüſtet, als ob ſie aus Fürſtenrecht und für Fürſtenmacht ſpreche, alles, was in einem Staate nun einmal iſt und beſteht, eben deswegen auch als etwas Bleibendes und Wohlbegründetes anſehen und anſprechen, und wenn man die Unzweckmäßigkeit und Gemeinſchädlichkeit davon ihnen auch ſonnenklar zeigen könnte. Dieſe mögten nun eben wie jene Beſchuldiger der Fürſten und Miniſter alles Geſchrei und alle Klage ja alles demüthige Bitten und Flehen der Zeitgenoſſen um geſetzmäßige Verfaſſungen auch nur darſtellen wie eine Tollheit und einen Wahnſinn, der ſeine Zeit zum Ausraſen haben müſſe und dann ſchon vorübergehenwerde, ſie mögten es darſtellen als ein Ding der Willkür, von einigen heißen Köpfen geboren oder gar von einigen verruchten und mit giftigen Planen im Finſtern ſchleichenden Böſewichtern angeſtiftet, die, damit an ſie und an den Pöbel die Herrſchaft kommen könnte, alle Ordnung nnd alles Geſetz vertilgen und das arme Europa drüber und drunter wer-

fen und ſchütten mögten. Dieſe, zum Theil recht brave und und rechtliche Männer, welche aber blind in ihrer Zeit leben, weil ſie die Vergangenheit nicht kennen und alſo auch die höhere Nothwendigkeit nicht erkennen, welche in dieſem allgemeinen europäiſchen Streben iſt, ſehen allenthalben nichts als Aufruhr und Gefahr, ſie wittern auch da, wo von den natürlichſten und rechtmäßigſten Forderungen und Bitten der Völker die Rede iſt, nichts als verderbliche Anſchläge gegen die Könige und wollen das ſchöne Roß der Zeit, das, wie ihnen däucht, mit dem Reiter durchgegangen iſt, mit einer Menge vergeblicher Hms und Prrs und Hohos wieder in den alten Stall zurücktreiben, und wollen nicht merken, daß der Stall ja an allen Enden Löcher hat, wodurch die Diebe eindringen und das Pferd ſtehlen, wenn es nicht ſo klug iſt ſich ſelbſt einen Stall zu ſuchen.

Wenn wir die Zeit, welche unſere Zeit iſt, und ihre wunderſamen Zuſtände und Verhältniſſe und dann die Geſchwindigkeit ihrer Bewegung bedenken, ſo dürfen wir uns über die Verwirrung und den Zwieſpalt der Meinungen nicht wundern und daß Vielen in dem Getümmel die Köpfe rund gehen. Manche ſagen ja, daß wir ſelbſt nicht bloß ein Kopfverdreher, ſondern auch oft einer mit von den Drehköpfen ſind: und warum ſollten wir uns auch beſſer glauben, als die Meiſten? Es ſind offenbar zwei Zeiten jetzt, nämlich die Reſte der alten Zeit und die Anfänge der neuen Zeit. Für die meiſten Menſchen, wenn ſie ſiebenzig und achtzig Jahre durchlebt hatten, hat es wohl von jeher zwei Zeiten gegeben, aber gewöhnlich doch mehr ſanft und ſtill in einander übergleitende, nicht ſo feindſelig einander gegenüberſtehende und auf Tod und Leben mit einander ringende Zeiten, als die jetzige Zeit iſt. Die Anfänge der neuen Zeit, die Vorhalle des künftigen Zeitalters, ſind offenbar dasje-

nige, was jetzt lebendig iſt und mit magnetiſcher Gewalt alle Geiſter in ſich verſchlungen hat. Die Reſte der alten Zeit ſind jetzt keine Zeit mehr; man könnte mit einem etwas ſeltſamen Ausdruck ſagen, jene Zeit liege ſchon außerhalb der Zeit. Wie nun jene Zeit außerhalb unſerer Zeit liegt, ſo ſtehen auch diejenigen, die noch immer in dem Todten und Vergangenen wandeln, als lebte es noch und wäre noch da, durchaus außerhalb derſelben. Dieſe Verblendeten mögten ſie ſelbſt nun gern vernichten als die Verführerin und Verderberin der Völker, ſie mögten mit Knüppeln und Schwerdtern alle, die in ſie hinein wollen, davon abhalten, und alle, die darin ſind, herausjagen und mit Gewalt wieder in die alte glückſelige zurücktreiben.

So ſteht und kämpft das Alte und Neue gegen einander und ſo muß es ja ſtehen und kämpfen, wenn überhaupt das Beſſere und Gedeihlichere, was alle Guten hoffen, hervorkommen ſoll. Aus Streit der hadernden Kräfte und Elemente iſt ja die Welt geworden, Streit und Hader, der göttliche Streit und Gegenſtreit (Ἔρις καὶ Ἄντερις) in Liebe und Haß der Naturen, iſt ja das Geheimniß aller Schöpfung und Zeugung; wie ſollte denn die höchſte und vollendetſte Geſtalt des äußeren Lebens, wie ſollte die poliſche Geſellſchaft, der Staat, ohne allen Hader und Kampf ſich einigen und bilden können? Nein dies kann er nicht. Wir hoffen aber, daß dieſer Streit in unſerm Vaterlande nimmer ein blutiger Streit werden wird, ſondern daß die Deutſchen durch Mäßigkeit und Feſtigkeit geſetzliche Verfaſſungen verdienen werden, die durch blutige Umwälzungen zuweilen erworben, nimmer durch ſie behauptet werden können. Aber weil hier auf Erden ohne Kampf und Mühe nichts gewonnen wird und auch nichts gewonnen werden ſoll, ſo ſollen wir auch nicht verlangen, daß das Größte und Herr-

lichſte, was einem Volke zu Theil werden kann, eine feſte Verfaſſung und eine auf Geſetzen begründete Freiheit, in zwei drei Jahren fertig ſeyn ſoll. Das, wovon die Geſchichte lehrt, daß, wenn es dauernd ſeyn ſoll, es ſich durch vielfache Streite und Kämpfe hindurch oft nur in Jahrhunderten geſtalten und entwickeln kann, müſſen wir ernſte und verſtändige Deutſche nicht mit franzöſiſcher Leichtigkeit und Leichtfertigkeit machen und vollenden wollen. Leicht gewonnen leicht zerronnen iſt ein Spruch, der hier und für alles Uebrige in der Welt gilt. Zu Papier iſt die Weisheit leicht zu bringen; aber wehe ihr, wenn ſie nichts weiter hat als die papierne Feſtigkeit und was man von der leichten Laſt der Eidſchwüre und Siegel noch weiter daran hängen kann! Denn das zeugt die Geſchichte, deren Zeugniß hier das gültigſte iſt, daß nur das eine rechte Verfaſſung iſt und Leben und Beſtätigung in ihr ſelbſt hat, welche nicht gemacht, ſondern welche gewachſen iſt, d. h. welche gleichſam wie ein natürliches Gewächs aus dem Willen und den Neigungen und Bedürfniſſen eines Volks hervorgegangen iſt. Solche Entwickelungen gehen freilich nicht gleich den Entwickelungen eines aufgerollten Pergaments, welches, wenn man es ein paar Mal nach der entgegengeſetzten Seite umgerollt hat, ſogleich die gehorſame Neigung zeigt ſich dahin zu krümmen. Verfaſſungen, die ein Ausſchuß eines Jakobinerklubs oder ein Miniſterbefehl in drei bis ſechs Wochen fertigt, halten gleich den Pergamentrollen die Geſtalt; eine andere Hand kommt darüber, drehet ſie ein paar Mal anders um, und ſie ſind geweſen.

Wir wollen alſo, wenn es mit unſern Verfaſſungen, die man jetzt in Deutſchland zu gründen verſuchen mögte, nicht ſo geſchwind geht, als die meiſten Hoffnungen es wünſchen, weder trauren noch ſchelten; noch wollen wir uns ein-

bilden, daß alles ſogleich vollkommen werden und daß alle Erwartungen ſogleich befriedigt werden können. Dies iſt durchaus unmöglich: nicht die beſſeren Verfaſſungen ſelbſt können in zehen ja noch in dreißig und vierzig Jahren nicht fertig ſondern nur der Grund zu ihnen kann fürs Erſte gelegt werden, worauf der übrige Bau ſich vielleicht in einigen Menſchenaltern vollenden und ausführen mag. Dies iſt der Gang der Natur, den uns auch die Erfahrung vorzeichnet, der Gang, den alles Menſchliche und Irdiſche gehen muß, wenn es nicht gleich in der Geburt ſterben ſoll. Wir wollen auch nicht ſchelten auf diejenigen, welche Hinderniſſe bringen und Widerſtand entgegen ſetzen; ſie ſind wohl die Nothwendigſten, damit etwas Tüchtiges werde. Denn was ſich nicht durch Hinderniſſe durcharbeiten und den Widerſtand nicht überwinden kann, das mag eben ſo gut gar nicht ins Leben kommen. Es wird doch nur dem ſchwächlichen und zwei Minuten lebenden Küchlein gleich ſeyn, dem man die Schaale zerbrechen muß, damit es aus dem Eie kriechen und dann ſein bischen Leben auspiepen könne. Denn was das Volk nicht mitten in allen Gefahren und Schwierigkeiten durch eigene Kraft und Tugend erſchaffen kann, das bleibt doch immer ein Nichts. Darum ſage ich zum dritten Male: jedes Volk verdient die Lage, worin es iſt. —

Darauf ſey man alſo gefaßt, daß bei den neuen Verfaſſungen nicht allein die Fürſten und Miniſter gegendrücken werden, was ſie als eine nothwendige Gegenkraft ihrer Natur nach müſſen, ſondern auch alle die, welche mit einer ſeltſamen Täuſchung immer noch in der alten Zeit zu ſtehen meinen und am allermeiſten die Beamten, welche, in den alten Verhältniſſen und Formen erzogen und durch den Dienſt in ihnen eingeſchult, dies Neue größtentheils verab-

ſcheuen, welches ihren Vorurtheilen und Anſichten oft viel mehr als ihren Vortheilen entgegen iſt. Daß dieſem wirklich alſo ſey, davon hat man ja der Proben genug, und ihre Gegenwirkung wird von dem Volke leider immer mit Unrecht dem Herrſcher und der Regierung mit zur Laſt geſchrieben.

Dies ſind Schwierigkeiten, die ſich bei allem Neuen, was der Menſch zu machen unternimmt, finden werden und finden müſſen, vor allem aber bei einer ſo großen Sache, als der Entwurf und die Begründung neuer Verfaſſungen iſt. Aber es iſt noch Eines, was die Deutſchen wohl bedenken ſollen, wenn ſie ſich in ihren Hoffnungen nicht übermeſſen wollen, nämlich der Zuſtand und die ganze Lage des deutſchen Reiches und der vielen einzelnen in demſelben begriffenen Staaten.

Deutſchland war vormals als Reich ein organiſches und in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, welches die meiſten Bedingungen eines friſchen und ſelbſtſtändigen Lebens in Freude und Freiheit erfüllen konnte. Es hat aufgehört dies zu ſeyn, ſeitdem die Vielherrſchaft der Fürſten in ihm ſich ausbildete und ſeitdem dadurch Staaten im Staate entſtanden ſind. Jetzt liegt es zerſpaltet und zerriſſen da, ſein altes Unglück und ſeine alte Blöße ganz aufgedeckt, und alle Kräfte und Strebungen der Regierungen mit einander ſtreitend und gegen einander ſtrebend, ſo daß kaum ein Engel vom Himmel, der mit aller Weisheit und Liebe es zu binden und zu heilen herabkäme, das Zerriſſene zu einem kräftigen Ganzen machen könnte. Bei der Zerriſſenheit des Reiches, wodurch die Entwickelung ſeines natürlichen Wachſens und Fortwachſens gehemmt und die volle lebendige Organiſation deſſelben durchaus unmöglich iſt, kann Deutſchland eine ſo vollkommene Verfaſſung und Verwaltung nicht

haben, als Länder, die zu einem natürlichen Ganzen ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß mit allen ihren Theilen verbunden ſind, wie England Schweden Spanien Frankreich. Wir werden uns einſtweilen, bis es beſſer wird und bis die zerriſſenen Theile des Vaterlandes wieder mehr zur Einheit zuſammenverbunden werden, mit dem begnügen müſſen, was nach den Umſtänden möglich iſt: wir dürfen und können nichts Vollkommenes erwarten.

In der That ſind die einzelnen deutſchen Staaten, auch die gern etwas Beſſeres und Tüchtigeres machen wollten, bei ihrem Verhältniſſe mit den deutſchen Nachbarſtaaten grade in der Lage, worin der Bauer einer großen Dorfſchaft ſich befindet, deſſen Aecker vielleicht an zehen und zwanzig verſchiedenen Stellen mit den Aeckern der Nachbarn in einzelnen Schichten unter einander liegen. Wenn dieſer Bauer ſich auch durch Fleiß, Kenntniſſe und Nachdenken vor allen ſeinen Nachbarn auszeichnet, wenn er auch gern eine beſſere Ackerwirthſchaft, als worin ihr alter Schlendrian rundgeht, triebe und nach ſeinen Einſichten treiben könnte, ſo kann er doch eben nicht viel beſſer wirthſchaften als ſie, weil ſeine Ackerſtücke ſo unter den ihrigen verſtreut liegen, daß ihre Zeit und Art eben auch ſeine Zeit und Art ſeyn muß, ja daß er ſogar ihre Fehler mitmachen muß, damit er nur etwas Nutzen aus ſeinen Grundſtücken ziehe. Die Vergleichung iſt die allerpaſſendſte auf unſer Vaterland und auf ſeine Zerſtückelung unter die vielen Fürſten und Regierungen. Man wird ſie bei näherer Unterſuchung bis auf die allerkleinſten Punkte beſtätigt finden nicht allein in der großen Geſetzgebung ſondern in der ganzen Verwaltung und Polizei des Vaterlandes, wenn man von Zöllen und Hochſtraßen und Durchgangsgeldern und Ausfuhr- und Einfuhrverboten anfängt und bis zu den höchſten Zweigen der Geſetzgebung

hinaufſteigt. Es iſt keine Uebereinſtimmung Ebenmäßigkeit und Vollkommenheit möglich, wo das aus einander geriſſen und von zwanzig Herren nach ihren Launen und Bedürfniſſen ganz verſchieden regiert und verwaltet iſt, was ſeiner Natur nach als ein organiſches Ganzes von Einem Geiſte durchdrungen und gelenket und von Einem Herrſcherarm gehalten werden ſollte. Da iſt es wie in einer unvollkommenen und ſchlechten Dorfgemeinheit der Aecker und Triften, wo die unnatürlichen und gezwungenen Verhältniſſe einen jeden zu einer mangelhaften Wirthſchaft verdammen. Auch die deutſchen Fürſten, die das Beſte verſprechen und wirklich mit treuem Herzen das Beſte wollen, können nur Halbes und Mittelmäßiges leiſten, weil ſie ja nicht von ihrem Willen allein, ſondern noch von fünf ſechs ja wohl zuweilen von fünfzehn und ſechszehn um ſie her waltenden Willen abhangen.

Das Vollkommene alſo, was glückliche und ganze Völker in Hinſicht der großen politiſchen Geſetzgebung und Einrichtung bei ihnen machen und begründen können, müſſen wir auf jene Zeit verſchieben, wo Gott und die Noth und die Liebe und Frommheit unſerer Nachkommen das ganze Deutſchland wieder einigen und die unſelige und kleinliche Zwietracht und Eiferſucht beſchränken, die von Tage zu Tage ſich immer mehr als unſer brennendſtes Unglück offenbart, das uns im Glücke um den Preis unſerer Siege betrügt und bei Unfällen und Niederlagen zur Dreſchtenne und zum Nothſtall aller Völker der Welt erniedrigt. Die hohen und engliſchen Gedanken, ich meine Gedanken von Verfaſſungen gleich der engliſchen, ja ſelbſt gleich der ſchwediſchen und gleich der franzöſiſchen, wenn die Franzoſen ſie behaupten können, müſſen wir fahren laſſen, die ſchicken ſich nicht für uns. Auch ſoll man ja nicht denken auf künſtliche Gerüſte

und Getriebe, die einander trügen und bewegten in der Verfaſſung, auf ein ſtolzes Gleichgewicht auf einander drückender und die Freiheit und Gerechtigkeit als den Ausſprung ihrer Bewegungen hervorwippender Kräfte, noch auf andere ähnliche Herrlichkeiten. Das iſt ja thöricht, weil der Stoff bei uns dazu fehlt, weil der deutſche Zuſchnitt dazu verdorben iſt. Wir ſollen jetzt nur das machen und verlangen, was wir machen können und verlangen dürfen und das mögte ſich etwa auf folgende einfache Grundlagen einſchränken, auf welchen der weitere Bau dann ihnen gemäß ausgeführt werden kann. Wir müſſen es alles nur als Vorbereitungen und Vorarbeiten betrachten für eine unſerer Entwickelung vielleicht günſtigere Zukunft.

Es werden über ganz Deutſchland die vormaligen Landſtände wieder eingeführt und zwar wie ſie in den beſteingerichteten Landen deutſchen Volkes vormals geweſen ſind, nicht, wie hie und da vielleicht einzelne Fürſten und einzelne Klaſſen des Volks es wohl mögten, die Landſtände des ſogenannten letzten Gebrauchs, wo manche Lande für drei vier Klaſſen, die nach natürlicher Eintheilung das Volk darſtellen und vertreten ſollten, aus einer einzigen oder aus anderthalb Klaſſen deſſelben ihre ſogenannten Stände wählen mögten.

Die Hauptklaſſen, aus welchen dieſe Volksvertreter hervorgehen, ſind 1) der Adel 2) die Bürger 3) die Bauern 4) die Prieſter, wo ſie bedeutenden Landbeſitz haben, nach einigen Anſichten vielleicht auch der Ehre und Würde des erhabenen Standes wegen.

Die Landſtände rathſchlagen mit dem Fürſten und nehmen Theil an der Geſetzgebung, ſo daß kein neues Geſetz gegeben werden mag, daß es ihnen nicht mitgetheilt und von ihnen anerkannt werde.

Sie bewilligen die nothwendigen Steuern und Abgaben

und ihnen wird über deren Verwendung von der Regierung Rechenſchaft abgelegt.

Sie haben das Recht Bitten und Vorſchläge neuer Geſetze, die ihnen nöthig dünken, an den Herrſcher zu bringen, auch Bitten bei ihm einzulegen wegen einſchleichender Misbräuche der Polizei und Verwaltung.

Damit die Verfaſſung geheiligt und die gebührliche Freiheit eines jeden Bürgers geſchirmt ſey, iſt

1) Die Perſon des Herrſchers heilig und unverletzlich, er wird vorausgeſetzt als ſo mit dem Geſetze Eins, daß er gar nicht ſündigen könne.

2) Sind die Miniſter verantwortlich, wie in England Schweden und in allen wohl eingerichteten Staaten.

3) Wird das richterliche Amt für die Lebenszeit verliehen und mag, wie z. B. Kriegs- und Polizeiſtellen, nach Willkür keinem genommen werden: ein Richter mag nur nach Urtheil und Recht wegen Vergehen und Verbrechen aus ſeiner Stelle geſetzt werden.

4) Herrſcht allgemeine Preßfreiheit.

Die Stände ſtimmen nach ihren drei oder vier Klaſſen. Bei Geſetzen und Verordnungen, die zu den Grundgeſetzen, zu denen, die man wohl auch organiſche Geſetze nennt, gehören, iſt durchaus ihre Einſtimmigkeit nebſt dem Willen des Herrſchers erforderlich, damit ſie Geſetzeskraft erhalten; bei Geſetzen und Verordnungen aber, welche die Polizei und Verwaltung betreffen, müſſen wenigſtens zwei Drittel der Stände nebſt dem Herrſcher einſtimmig ſeyn, damit ſie angenommen werden können.

Bei dem geringen Umfange der meiſten deutſchen Landesgebiete, däucht mir, iſt nichts im Wege, daß nicht alle Jahre Landtage gehalten werden, die ſich auf einige Wochen verſammeln. Für das, was längere Berathung und Ueber-

legung und vielfache Rückſprache mit der Regierung erfordert, laſſen die Stände Ausſchüſſe zurück, welche es mit den Miniſtern bearbeiten und abmachen. Wo die Staaten indeſſen größer ſind und wo die einzelnen Lande derſelben weiter von einander und von der Hauptſtadt entfernt liegen, da mag es wohl nothwendig ſeyn, daß von den von Zeit zu Zeit zuſammenzuberufenden Landſtänden ernannte Ausſchüſſe in der Hauptſtadt ſitzen und die allgemeinen Angelegenheiten und die Angelegenheiten der einzelnen Landſchaften mit den Miniſtern berathen helfen.

Dämmernd und ungewiß liegt die Zukunft vor unſern Blicken, trübe weilt das Auge des redlichen Freundes des deutſchen Namens auf dem zerriſſenen und aufgelöſten Zuſtande des Vaterlandes, da auch der Blindeſte wohl ſieht, daß das, was man bindend und haltend nennt, nicht genug bindet und hält. Bei aller Großheit der jüngſten Begebenheiten und bei allem Glanze der jüngſten Geſchichte Germaniens liegt der Mangel an Einheit des Reiches und an Unzulänglichkeit der Mittel, die es erhalten ſollen, offen am Tage. Daß es bei den politiſchen Weltverhältniſſen und bei dem großen und drängenden Streben der immer mächtiger und gegen Deutſchland immer kühner werdenden Nachbarvölker ſo nicht bleiben kann noch bleiben wird, begreift ein jeder. Viele würden auch Deutſchland bei der Art, wie es ſich zuletzt misgeſtaltet hat, verloren geben, wenn ſie in dem deutſchen Volke nicht die Jugendfriſche und die jeder Begeiſterung empfängliche Tugend gewahrten, welche durch die Fäuſte ſchlechterer Völker nicht darf aus der Geſchichte weggeräumt werden; ſie hoffen darum, es werde ſeine immer noch unſeligen Verhängniſſe überwinden und alle Stürme der Zukunft ritterlich beſtehen.

Manche nennen das Aufruhr predigen und das Volk

verführen, wenn man ſagt, wo die wunden Stellen des Reichs ſind und wo die Schäden ſtecken, die geheilt werden müſſen, wenn uns das Unheil nicht bleiben und wenn größeres Unheil nicht kommen ſoll. Als wenn es uns und dem Volke hülfe, wenn wir unſere Zerriſſenheit Einheit, unſer Unglück Glück, unſere Hülfloſigkeit Macht nenneten und wie jene Krähe des Kaiſers Domitianus immer lauten Halſes ſchrieen: Alles wird vortrefflich werden!*) Es iſt ein wahrer Spruch, der nicht heute zuerſt geſprochen iſt: Was dein Feind an dir lobt, davor hüte dich, denn es iſt vielleicht dein größter Fehler. Wir wiſſen was unſre älteſten Erzfeinde, was Ludwig der Elfte und Heinrich der Vierte von Frankreich als Deutſchlands Heil und Ehre gelobt haben; wir kennen die Liberté germanique, welche Ludwig der Vierzehnte und ſeine mit Geldſäcken im Reiche herumreiſenden Boten und Geſandte ſo hell im Munde führten; uns iſt im friſcheſten Gedächtniß, was uns Bonaparte und Talleyrand vorgepredigt haben von der Unabhängigkeit der Staaten Deutſchlands und von der Befreiung derſelben von dem tyranniſchen Joche Oeſtreichs und von dem herrſchſüchtigen Drucke Preußens. Dieſe Unabhängigkeit der Staaten Deutſchlands**) hat der unſerer Freiheit und Ehre mitten in den Arbeiten und Sorgen, die ſein eigenes Land ihm macht, nie vergeſſende Talleyrand glücklich in die Artikel des berühmten, in Deutſchland aber ſchon berüchtigten Pariſer Friedens hineingebracht. Wenn wir aber nur wüßten, was wir damit machen ſollten und wenn die Fürſten nur ein wenig ahneten, welchen Lei=

---

*) Jene Krähe ſprach Latein und ſchrie auf lateiniſch: Omnia bene erunt.

**) Les états de l'Allemagne seront indépendents.

chengeſang einſt eine deutſchredende Domitianskrähe darüber krächzen wird! Dies loben uns nun alle Fremde, die unſerer Herrſchaft und Ehre neidiſch ſind und wohl wiſſen, wozu das getheilte und zerſtückelte Deutſchland brauchbar und bequem iſt*). Aber ziemt es uns, wie die dummen Schaafe mit einzuſtimmen in das Geſchrei der Wölfe und Füchſe? Wir ſind ein kurzlebendes Geſchlecht, wir wirken klein und gering, das wiſſen wir wohl. Es iſt eine höchſte Macht der Dinge, die alles auf das geheimſte und weiſeſte lenkt, das wiſſen wir auch. Aber weil in uns ein Athem ihres Weſens iſt, weil wir ein unſterbliches Geiſtergeſchlecht ſind, darum ſoll unſer Streben immer höher gehen, als unſer Können. Wenn dieſes Streben nicht da wäre, ſo würde alles in Faulheit Weichlichkeit und Knechtſchaft verſinken und vermodern. Durch nichtswürdige Geduld aber und durch faule Hoffnung ſoll ſich keiner tröſten, wenn er es dumm und ſchlecht um ſich her ſieht; er muß den Willen walten laſſen, dem es, wie wenig er auch kann, doch vorkommt, daß er auch die Welt mit beſſern könne. Wir haben oben Zeichen genug angeführt, weswegen wir glauben und hoffen können, daß das deutſche Volk vielleicht noch Jahrtauſende in der Geſchichte zu leben hat. Da kann unſre Spannezeit von einem Vierteljahrhundert und höchſtens von einem halben Jahrhundert ja nichts bedeuten: ſie erſcheint, was ſie iſt, ein Tropfen in dem unermeßlichen Ocean; aber wenn in dem Ocean Leben iſt, ſo mögte auch der Tropfen ſich lebendig in ihm fühlen und ſo getroſt ſich von der Unermeßlichkeit verſchlingen laſſen.

*) Sehr wahr nennt der ehemalige Erzbiſchof von Mecheln De Pradt in ſ. Geſchichte der Geſandtſchaft in Polen unſer Vaterland la vaste curée des thrones de l'Europe: Den großen Jagdfraß der Throne Europa's.

Auf zweierlei Weiſe werden Staaten umgeſchaffen, auf eine langſame und ſtille Weiſe von innen und auf eine geſchwinde und ſtürmiſche Weiſe von außen. Die langſame und ſtille Weiſe muß jeder Menſch vorziehen, der kein Wohlgefallen hat an Getümmel und Blut. Aber auch dieſe langſame und ſtille Weiſe kann ihr Werk allein im Frieden nicht vollenden; Krieg und Stöße von außen, die den Puls des inneren Staatslebens zuweilen beſchleunigen und durch Nöthen und Gefahren geſchwinde Entſchlüſſe und Beſchlüſſe hervorzwingen, ſind zu dieſer Arbeit durchaus nothwendig: Krieg iſt ein eben ſo nothwendiger Beſtandtheil zur Erhaltung des irdiſchen Lebens und ſeines Gleichgewichts, als Friede. Die Geſchichte lehrt, daß die beſten politiſchen Vereine und die trefflichſten Verfaſſungen meiſtens im ſchlimmen Gedränge innerer und äußerer Gefahren und Getümmel entſtanden ſind. Die zweite Weiſe, die ſtürmiſche und blutige, iſt diejenige, wo die Umſchaffung und Verwandelung der Staaten durch gänzliche Umkehrung vermittelſt äußerer Gewalt geſchieht. Dies muß früher oder ſpäter immer ſolchen Staaten widerfahren, welche die Bande, die ſie innerlich zuſammenhalten ſollten, immer mehr aufgelöſt haben. Einmal muß das unvermeidliche Verhängniß einer ſolchen Umkehrung von außenher ihnen kommen. Gott hat ſolches in unſerer Zeit noch nicht gewollt; darum hatte er Napoleon Bonaparte das Bildende und Schaffende verſagt. Hätte dieſer Mann, der bloß ein Werkzeug der Aufräumung und Zerſtörung ſeyn ſollte, einen heitern Ueberblick der Welt und Zeit gehabt, er hatte es in ſeiner Macht alle Staaten Europas umzugeſtalten und als einer der größten Namen zur Nachwelt zu gehen. Weil er dies nicht gehabt hat und weil dies nicht geſchehen iſt, ſo müſſen wir jetzt glauben, daß Gott es anders durchführen will mit dem Menſchenge=

ſchlechte: Denn ſolange die That möglich iſt, fühlt der kräftig wollende und handelnde Menſch ſich auch als ein mächtiges Schickſal; wann ihre Zeit vergangen iſt, übergiebt er ſie und den Willen, der für ſie ſorgte und arbeitete, dem allgemeinen Schickſale, Gott.

Wir kennen aus dem Livius die Fabel von dem Magen und den übrigen Gliedern, die ſich gegen einander empörten, durch welche Empörung und durch welchen inneren Krieg endlich Magen und Kragen und Hand und Fuß mit einander verwelkten und vergingen. Dieſe Fabel erzählte weiland zur Zeit eines Aufruhrs zwiſchen den alten Geſchlechtern und der Bürgerſchaft Roms ein weiſer Mann aus dem Rathe der Alten den Römern uud ſtillte den Aufruhr und verband die zwieträchtigen Glieder des Staates wieder zu Eintracht und Frieden. Wir ſollten dieſe politiſche Kinderfabel zur Zeit dieſer Trennung der ſonſt doch noch etwas verbundenen deutſchen Reichsglieder täglich und ſtündlich erzählen, damit alle die Gefahr ſehen, die allen begegnen wird, wenn ihnen Gehorſam nicht beſſer dünkt als Herrſchaft, die doch immer nur ein Schatten von Herrſchaft iſt. Auch ein König der Ratten kann ſich zuweilen einbilden, er herrſche in dem Gebiete, wo er lebt; aber wann der Löwe aufbrüllt, ſo ſagt er durch die That, wer der König der Thiere iſt: er kriecht in ſein Rattenloch. Wer ſich vor andern fürchten muß, darf auch nicht Herr ſeyn wollen. Das hat nach der Legende Sankt Chriſtophel weiland ſchon gewußt. Da die Völker das natürliche und angeborne Gefühl haben, daß ſie dienen müſſen, ſo dienen ſie begreiflicher Weiſe am liebſten ſolchen, die ihnen tüchtig befehlen, aber ſie auch tüchtig beſchützen können. Wir haben geſehen, wohin Griechenland gefahren iſt mit ſeinen vielen gegen ein=

ander ſtrebenden verbündeten Staaten; wir wiſſen, wodurch das alte Hiſpanien und Gallien von den Römern verſchlungen wurden; wir kennen Italiens den Fremden dienendes Loos ſeit dreihundert Jahren — ſo unglücklich waren wir doch noch nicht — wir haben neben ſo vielen früheren ſchlechten Epochen, wo deutſche Kraft ſich einander für die Fremden abwürgte, ja die letzte Rheinbundsepoche. Wer kann es uns denn verargen, wenn wir ſorgen und die Sicherheit künftiger deutſcher Ruhe und Stärke da nicht ſehen, wo man ſie uns zeigt. Wir wollen ja für die Zukunft gern an mehr Tugend und Gehorſam gegen das Reich glauben, als ſich ſeit vielen Jahrhunderten bewährt hat; aber das wiſſen wir, daß dieſer deutſche Bund, wie er bis jetzt auf dem Papiere befeſtigt und beſiegelt iſt, weder binden noch halten kann.

Die Erſcheinung iſt merkwürdig genug und deutet wahrlich auf keine gute Zeichen hin, daß ſich gegen das von einigen eine ſogenannte Deutſchheit genannte Streben ſo viele Stimmen erheben. Wo iſt ein Ding und eine Herrlichkeit in der Welt, und ſey ſie die herrlichſte aller Herrlichkeiten, womit Narren und Affen nicht geſpielt haben? Aber womit Knaben tändeln, das kann darum Männer nicht lächerlich machen. Es giebt einen göttlichen Strom des Lebens und der Liebe, der als der innigſte und heiligſte durch ein ganzes Volk fließet und alles, was das Volk empfindet denket bildet und ſchaffet, begeiſternd und beſeelend durchdringt und von innen her als Feuerſeele des Ganzen zuweilen herausſchlägt. Wenn es gelingt dieſen Strom abzuleiten oder auszutrocknen, ſo iſt es auch gelungen die Kraft des Volkes zu zerbrechen oder zu entmannen. Dieſes in allen Deutſchen Lebende und alles Deutſche von innen her Beſeelende und Verbindende kann man wohl die Deutſchheit

nennen. Ich geſtehe hier, daß ich mich des Bekenntniſſes dieſer Deutſchheit nicht ſchäme, die von ſo vielen eine deutſche Wuth genannt wird. Mögen ſie ſie immer ſo ſchelten, ich wollte, dieſe Wuth wäre ſtark genug die letzten Spuren der franzöſiſchen Wuth und engliſchen Wuth und aller mancherlei Wuthen, die uns beſeſſen haben, aus den deutſchen Marken zu vertreiben. Eine Hundswuth oder hündiſche Wuth iſt ſie wahrlich bei mir und bei andern ehrlichen deutſchen Männern nicht; denn eben gegen die wedelnde und kuſchende Knechtſchaft und gegen die hündiſche Abhängigkeit von den Fremden empört ſie ſich am meiſten. Alſo von dem deutſchen Weſen, von politiſcher deutſcher Ehre und Selbſtſtändigkeit, von der unwürdigen und verderblichen Buhlerei und Aefferei, die wir mit fremden Sitten Moden und Sprachen treiben und wodurch wir die eigene Herrlichkeit verſäumen, zu ſprechen wäre eine Lächerlichkeit und Dummheit oder gar ein Verbrechen gegen den Staat? Bei einigen Regierungen, welchen dadurch auch ſtillſchweigend etwas vorgeworfen zu werden ſcheint, mögte dies beinahe ſo ſeyn; aber ſo unglücklich ſind wir gottlob noch nicht, daß es von den meiſten gelten könnte. Ich frage die Verſpötter und Verhöhner der Deutſchheit, was ſie denn wollen mit ihrer einzelnen Armſeligkeit? was hat uns denn verbunden und begeiſtert in der letzten Todesnoth der deutſchen Freiheit, als das gemeinſame innere Leben des Volkes, das wie eine edle Flamme durch ganz Deutſchland aufblitzte und wie ein verzehrendes Feuer auf die Fremden fuhr? was hat dieſe Flamme denn genährt? Wahrlich nicht die Gaukeleien einzelner Narren, nicht geheime Geſellſchaften und Orden, wovon die franzöſiſche Fouche'ſche und Davouſtſche Polizei weiland ſo viel geträumt hat, mit deren leeren Geſpenſtern ſich noch manche Polizeiminiſter donquixotiſch herumbalgen, und deren volle Nichtigkeit wohl

von allen Geſcheidten begriffen iſt, ſondern das offene Wort und die vor allen Ländern Europa's in Deutſchland immer noch freieſte und menſchlichſte Pflege des Geiſtes auf den Schulen und Univerſitäten. Daß dieſe freieſte Pflege des Geiſtes, dieſe nicht geheime ſondern offene Verbindung und Verſchwörung deutſcher Männer gegen alles fremde und undeutſche Weſen und gegen die eigene Lauheit, die ſich gern als Mäßigkeit und Weisheit vor den Leuten ausſpreizet, deſto nothwendiger wird, jemehr unſer politiſcher Leib ſich in beſondere ſouveräne Staatentheile auflöſen will; daß das geiſtige Band in demſelben Maaße geſtrafft werden muß, in welchem das politiſche ſich löſt, das iſt wohl natürlich. — Und eben das iſt das Erfreuliche, daß ohne gefährliche Umtriebe und ohne geheime Geſellſchaften, wovon ſo viel in die Welt hinein gefaſelt wird, Millionen deutſcher Menſchen durch ein Gefühl, das aus dem Innern kommt und die Gefahren des Vaterlandes offenbart, in einem offenen Bunde für die löbliche Deutſchheit, für dieſes gemeinſame Leben und Streben eines großen und edlen Volkes in offener Verſchwörung verbunden ſind; denn ſie können ſich nicht genug gegen das Einzelne und Trennende verſchwören, das ja uns alle binnen wenigen Jahrzehenden in die unentfliehbare Knechtſchaft fremder Völker überliefern würde. Mögen die Preußen ſich als Preußen, die Hanoveraner als Hanoveraner, die Baiern ſich als Baiern loben und ehren; das iſt löblich und recht. Aber wehe ihnen, wenn ſie außerhalb dem Gemeinſamen, außerhalb dem Deutſchen, zu ſtehen und zu beſtehen meinen, wenn ſie von eigner Luft und eignem Licht meinen leben zu können! Dann werden ſie einzeln jeder für ſich langſam vertrocknen und verwelken, und von Oſten und Weſten her werden die Sturmwinde brauſen, die mit dem Todten und Leichten dahin ſpielen.

Arm und kahl iſt alles Wirkliche, herb und bitter und im Einzelnen beſchränkend und verſtockend und verſteinend iſt der politiſche Sinn, wann uns nur das Gegenwärtige befängt und das Einzelne erſcheint; auch der Held trauert bei den friſcheſten Kränzen des Sieges über die Nichtigkeit alles Irdiſchen, und Alexanders große Seele, als Herrlichkeiten und Thronen dienend zu ſeinen Füßen lagen, hat nach Eroberungen auf Sonne und Mond geſchmachtet; Völker dünken uns da wie Mücken, die in den Strahlen der Morgenſonne luſtig ihre Geburt beſummen und in der Abendſonne ihren Sterbegeſang wimmern, und die Getümmel von Umwälzungen und Schlachten wie Balgereien von Knaben, die ſich um Nüſſe und Aepfel reißen, oder von Bettlern, denen ein Reiſender am Schlagbaum einige Pfennige hinwirft — nicht die Erſcheinungen ſind der wahre Schein, ſondern was das Gemüth der Menſchen in ſie legt und auf ſie hinleuchtet. Nicht durch Verfaſſungen und Geſetze, auf Pergament und Papier geſchrieben, nicht durch Miniſterbefehle, nicht durch Siege und Niederlagen wird die Geſchichte der Völker entſchieden, nein durch die ungeſchriebenen und unſchreiblichen Geſetze im Innerſten der Herzen, durch die Befehle, welche ſtolze Seelen ihnen ſelbſt geben, durch die Siege, die der geiſtige Muth täglich erfechten kann und, wenn das Volk leben ſoll, täglich erfechten muß, und durch die Niederlagen, die mitten unter Triumphen durch Weichlichkeit und Selbſtſucht erlitten werden. Es iſt die Liebe und der Glaube, welche die Sonnenbahnen durchmeſſen und Götter und Engel und den Himmel der Seligen und Gerechten darauf geſetzt haben — es iſt die Liebe und der Glaube, welche die Völker machen. Dieſe ſind die Poeſie des Lebens und der Geſchichte, und nur wann dieſe Poeſie lebendig und fort und fort in den deutſchen Herzen blühet und glühet, wird das Volk auch

fort und fort in Ruhm und Freude blühen. So lebt das Leben durch das Leben und die Tugend durch die Tugend fort in den Geſchlechtern und Jahrtauſenden; ſo gehört, was alle Zeiten und Völker Größeſtes und Herrlichſtes hatten, jedem einzelnen Volke ja jedem einzelnen Menſchen, die das Herz haben es ſich zuzueignen. Als die Athener ihre Stadt brennen ſahen und in einer hölzernen Stadt auf dem Meere ſchwammen und ſagten: Athen iſt, wo wir ſind, als die Männer von Phocäa ſich mit Weib und Kind einſchifften und die ſtolzen Worte ſprachen: das Vaterland iſt nur, wo die Freiheit iſt; als Furius Kamillus und Kornelius Scipio mit kleinen Heerſchaaren ganz Rom und alle ſeine Götter in der unbezwinglichen Bruſt trugen; als Kortez und Alexander ihre Schiffe hinter ſich verbrannten; als Hermann zu den Seinigen rief: Edlen Männern bleibt zwiſchen Knechtſchaft und letzter Kühnheit keine Wahl; als Friedrich Wilhelm jüngſt ſprach: Treues Volk, ich habe deinen Willen vernommen, ich will als ein König herrſchen oder mit dir untergehen — da zündete die heilige Flamme, und ſie wird immer zünden, wenn ſie aus ſtolzer Idee blitzt; da ſtand Athen mit ſeinen Tempeln ſchöner wieder auf aus den Aſchen; da wurden von den Hellenen Maſſilia und Saguntus, herrliche Sitze der Freiheit, an Galliens und an Iberiens Küſten gegründet, und das unwirthliche Korſika erhielt die erſte Menſchlichkeit durch kleinaſiſche Geſchlechter, da ſtand auf ſolchem Muthe in dem galliſchen Getümmel und gegen den einzigen Hannibal das alte Kapitol unbezwungen; da trauerten Mexiko und Suſa und Perſepolis, daß nicht mehr eigene Völker ſie beherrſchen ſollten; da wurden die germaniſchen Haufen, welche die Römer Barbaren ſchalten, die Schrecken eines Klaudius Germanikus; da wurden die preußiſchen Heere und Friedrich

Wilhelm und ſein grauer Feldmarſchall die glänzendſten deutſchen Namen unſerer Tage.

Dies, der Geiſt die Liebe der Glaube, jene ſtolze Zuverſicht, daß es nicht ſchlechter werden darf und daß es beſſer werden muß, die Lehre endlich, daß alles in der Welt erträglich iſt, nur nicht die Knechtſchaft und die Abhängigkeit von Fremden, dies macht die Einzelnen ſtolz und das Vaterland groß. An dieſem Faden kann auch jeder Einzelne ja der Kleinſte ſeinen Theil von Erde zu dem Himmel emporheben helfen, durch dieſen Sinn allein kann das Gefühl jedes Einzelnen zu einem gemeinſamen Gefühle aller anſchwellen, das auf ſeinem ſtolzen Strome die Jahrhunderte fortträgt. Wenn wir auf dieſe Weiſe allein auf uns hoffen dürfen, wenn wir uns ſo nur einbilden können zum Ganzen zu wirken und zu helfen, ſo müſſen wir doch immer mit dem Glauben auf den ſchauen, der in der innerſten Mitte und auf der höchſten Höhe ſitzet und die einzelnen Fäden zu einem allmächtigen Seile zuſammenrollen kann, woran er die Welten und auch die Geſchichten unſers kleinen Erdballes ziehet, wie ihm gefällt: auf den ewigen und unſichtbaren Alten. Wir müſſen die Arbeit des Tages thun und die Noth des Augenblicks kehren, in welchen wir leben, mit der Ueberzeugung, daß wir in dem Aeußerlichen auf mannigfaltige Weiſe irren können, daß aber ein Herz, das es redlich meint, innerlich nie irret. Es däucht uns, wir ſehen die Scheine einer edleren und ſchöneren Begeiſterung in unſerm Volke, die einzeln hie und da aufleuchtenden Schimmer einer beſſeren Zukunft, und deſſen getroſt können wir auf unſerer Bahn fortwandeln. Wann die Zeiten reif ſind, wird der mächtigere Geiſt kommen, der das zerriſſene und verarmte Leben der Menſchen und Völker wieder zu einem ganzen und reichen Leben macht. Dieſer Geiſt kann nichts

Anderes ſeyn als ein chriſtlicher Geiſt, als ein kühner und begeiſterter Flug, den das Chriſtenthum nimmt und auf dem es das ermattete und vergeiſtigte Menſchengeſchlecht mit den Flammen eines neuen und kräftigen Daſeyns füllt. Nur ein ſolcher Geiſt, der gewaltig aufräumen und das Meiſte verzehren wird, worauf wir jetzt als auf unſer Wiſſen und unſere Klugheit ſtolz ſind, kann auch die Staaten wieder ganz und freudig machen. Bis jetzt iſt unſer Leben und alſo auch das Leben der Staaten immer aus dem Gleichgewichte, weil wir noch nicht genug durch die ganze Kraft getragen werden, die ich den Geiſt der Zeit oder die Vorſehung nennen mögte; weil die große dunkle und geiſtige Kraft der Dinge noch nicht die allgemeinherrſchende iſt, ſo iſt auch der beſte und kräftigſte Menſch der Zeit immer zu ſehr auf ſich ſelbſt und auf die einzelne Klugheit und den einzelnen Willen hingewieſen. Aus ſolchem Streben aber kann nichts Ganzes werden, ſondern nur Stückwerk und Vorarbeiten auf eine tüchtigere Zeit können wir Jetztlebende machen. Wir warten aber in ſtiller und frommer Hoffnung für unſer Vaterland jener größeren und volleren Zeit, wo der Geiſt, der durch das Ganze hinwehen und als Eine Kraft des Lebens Wollens und Wirkens aus dem Ganzen hervorwehen wird, das neue Zeitalter machen wird, an deſſen immer noch halb verſchloſſener Vorhalle wir ſtehen.

Vite e Ritratti d'Illustri Italiani. Vol. I. Padova 1812, Vol. II. Milano 1820.

(Herbſt 1825.)

Dieſes Buch enthält kurze Lebensbeſchreibungen und vortreffliche Abbildungen berühmter italiäniſcher Sehrmänner. Ich fand es in Naſſau in der Bibliothek des Seligen Miniſters von Stein, wo ich mich manchen ſchönen Tag der Durchbilderung deſſelben erfreut habe. Ich weiß das Jahr nicht genau, in welchem die folgenden kurzen Anzeichnungen und Bemerkungen von mir aufs Papier geworfen ſind. Ich gebe ſie hier, doch mit der Warnung des weiſen Plato, welche meinen Misgriffen und Misdeutungen aber nicht zum Schilde dienen ſoll. Plato ſagt nämlich: *der Vorſichtige müſſe ſich am meiſten bei den Aehnlichkeiten in Acht nehmen, denn es ſey eine gar gefährliche Art.*

Ich habe über die Einfälle und Gedanken nichts weiter zu ſagen, als daß ſie in heitern Stunden entſtanden ſind; aber leider lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß nicht alle in heitern Stunden gezeugte Kinder Sonnenkinder ſind. Vielleicht, daß bei dieſer Gelegenheit, wo die Leſung und Beſchauung mannigfaltige Erinnerungen aus Todten und Lebendigen geweckt hat, aus vielen Aehnlichkeiten und Hinſchimmerungen zu Aehnlichkeiten einige wirkliche Aehnlichkeiten des Richtigen und Wahren geboren ſind.

So ſchauet und horchet denn mit mir:

Alciati.

Ein Geſicht wie eines Kardinals oder türkiſchen Baſchas, gewaltig in kalter Klugheit und Selbſtgenüge. Eine Stirn, die da ſpricht: geh unter Welt! ich bleibe und das geſchriebene Recht. War Lombarde.

Aldovrandi.

Ein ſchwediſches Geſicht, gekürzter und gröber als Guſtav Adolfs Kopf, mehr ein Löwenkopf, da Guſtav Adolf mehr zum Falken übergeht. Unverwüſtlicher Muth und Treue; man mögte den Kopf küſſen. Ich mußte dabei an meinen lieben Brandis denken.

Vittorio Alfieri.

Schöner Kopf eines deutſchen Grafen von 1780. Erinnert an die jüngeren Schiller- und Leopold Stolberg-Köpfe. Stolz Trotz und fließende Empfindſamkeit, ein Geſicht, deſſen inneres Leben Italien nicht anzugehören ſcheint. Er hat eine unbeſtimmte ſchwimmende und fließende Welt im Leibe, der Empfindſamkeit und Schwärmerei für eine allgemeine Freiheit und Menſchlichkeit, wie ſie in den Jahren 1770 und 1780 empfunden und geſungen ward, natans in gurgite vasto. Geboren zu Aſti 1749, Burgunde oder Lombarde. Sonderbar, wie franzöſiſch theatraliſch ſeine Bildung und Richtung größtentheils war, es ſpielt ſein Antlitz gar wenig zu den Franzoſen hin.

Arioſto.

Ein Adler, auch ein reicher Feldherrnkopf. Ja, ein gewaltiger Adler mit reicher fantaſievoller Stirn. Was bin ich würdig über einen ſolchen Falken zu reden.

Cäſar Beccaria.

Geboren in Mailand 1735. Ein eigner Kopf, wie manche Köpfe in der Lombardei und Oberitalien, ein durchaus gerades klares offenes Geſicht. (Viele Italiäner tragen theils einen ſchlauen theils einen fantaſiegewobenen eigenthümlichen Schleier, womit ihre Geſichter verhüllt ſind.) So wie dieſes Geſicht — ich mögte ſagen mit dieſenſelben Augen — haben mich viele Geſichter gebildeter älterer Schweden angeblickt, deren Bildung in die Jahre 1760 und 1770 hineingefallen war. Auch hat Beccaria etwas von dem Weltgeſicht jener Jahre. Jedes Zeitalter hat bei einer gewiſſen Gemeinſamkeit der Bildung neben dem Geſicht aus einem beſonderen Volke gleichſam ein europäiſches Weltgeſicht. Beccaria ſchaut, wenn gleich aus durchaus gutmüthigen Augen, doch wie aus franzöſiſchen Augen, welche les lumières zugleich ſuchen und verkündigen. Ueber dies inhaltreiche Kapitel und über die Zeitgeſichter ließe ſich heutiges Tages wohl Vieles ſagen, wenn man Alles ſagen dürfte. Manches muß ja von wegen der heiligen Beſcheidenheit und Schaamhaftigkeit als Geheimniß und Räthſel zugedeckt bleiben. Heute tragen alle gute Geſichter Erwartung und Hoffnung, auch wohl ſtillen Gram — man weiß wohl warum — die trotzigen ſchauen ſo drein, als werde alle Hoffnung ſchon durch ſie die Erfüllung haben. In jenen Tagen ſprachen die Blicke: wir haben es; la satisfaction des lumières, mit offener gutmüthiger Anguckung und Herausguckung aus ſich ſelbſt. O! o! Mit Beccarias Geſicht — eben fällt mir's ein — ſah mich der würdige und berühmte Nordmark, Profeſſor der Phyſik in Upſala, ein rechter Stalmann aus dem ſchwediſchen Nordlande, im Jahr 1804 an; viele wackere Schweden und einige deutſche Geſichter damals in ähnlicher Weiſe.

Peter Bembo.

Dichter Philolog Geſchichtſchreiber Prieſter Höfling, zuletzt Kardinal, in Venedig geboren, Mann des ſechszehnten Jahrhunderts. Ein ſchöner feiner kluger Kopf, mit einer ſo feinen geiſtigen Durchſchimmerung, daß er wie ein reitzendes zugleich mit Geiſt und Sinnlichkeit gefülltes Weib immer wieder anzieht, wenn man mit einer gewiſſen Scheu wie vor irgend einer unbekannten Gefahr ſich von ihm abgewandt und losgemacht hat. O welch ein Kopf! Auch in unſern Tagen ſieht man ihrer bei Kleinen und Großen. Dieſe Geſichter wie mit einem Nebel übergoſſen, durch welchen einzelne Sonnenſtralen hie und da durchleuchten, ſolche, die wie in eine unbegränzte Weite über alles weg und neben allem hinzuſchauen ſcheinen, ohne daß ſie den Blick zeigen, als wenn ſie auf etwas Einzelnes hinſchauten oder überhaupt etwas erblickten. Im höhern Stil kann man ſolche Kardinal- oder Miniſter-Köpfe nennen; ſonſt mögte der Name auch anderswohin fallen, Pfaffen-Köpfe und desgleichen. Es ſind, welche da ſegnen, ohne an einen größten Segen zu glauben, welche Völker-Verhängniſſe und -Vertilgungen im Namen der Heiligen Dreieinigkeit mit unterſchreiben, ohne etwas Beſſeres als l'homme machine zu wiſſen. Solche gehen mit dem Herzen und mit der Haut immer fein und unverletzt durch alle ſcharfe Klippen- und Dornen-Wege dieſes Lebens, wenn ſich auch die halbe Welt im Morden zerſchlägt und in Flammen zuſammenbrennt. Auch Pabſt Leo der Zehnte blickt mit einem ſo vornehmen ſatten Blick über die Welt hin, doch mit dunkleren und ſchwermüthigeren Augen.

Boccaccio.

Auf den erſten Blick viel Aehnlichkeit mit dem größ-

ten ſchwediſchen Dichter Bellmann. Ein herrlicher Kopf voll geiſtiger und ſinnlicher Fülle, voll Jugendfreude wie der des Schweden. Spielt in einer gewiſſen Weichheit zum Bacchus, in einer gewiſſen muthigen Klarheit zum Helden hin. Iſt ja auch der Bacchus Dionyſus mit Flöten und Pfeifen als Sieger über die Länder hingezogen.

Michel Angelo Buonarotti.

Welch ein Kopf! Dieſe Nuß knacke mir einmal auf, der du meinſt über Menſchengeſichter Gloßen machen zu können. Es iſt der Kopf eines Sechszigers oder Siebenzigers, mächtiger breiter Züge und Falten und durchbohrender Strenge und Ernſtes, ein Geſicht wie eines Mannes, als der da nimmer hätte lachen gekonnt. Es iſt kein beſonderer volksthümlicher, kein italiäniſcher Ausdruck, ſondern nur wie eines Menſchen, wie eines tapferen alten Bauren und Soldaten, der ſich in ſeiner weiten Bruſt bewußt iſt: o wie war ich einſt gewaltig in meinen Dreißigen! Hier trete nur heran, wenn du kein dich ſelbſt und andere täuſchender Nachdeuter ſeyn willſt, wenn du nicht täuſcherig durchaus finden willſt, was du aus den Werken und Thaten des Bildes ſchon weißt, und erröthe ein wenig mit deiner feinen Kunſt. Einſt in ſeinen Zwanzigen und Dreißigen muß dieſes Geſicht, dieſes geiſtreichſte bilderreichſte Genie, von einem jugendlich ſtralenden Schimmer der allmächtigen Fantaſie übergoſſen und durchleuchtet geweſen ſeyn, aber ſiehe! was iſt ihm geſchehen? Jener gewaltige Geiſt der Wahrheit, welcher der Ernſt und die Erhabenheit ſelbſt iſt, hat im langen Kampfe des Denkens Wirkens und Schaffens die leuchtenden und blitzenden Bilder der zarteren Geiſter, die doch immer die leiſen Mitſpieler blieben, unter den ſtrengen und dunkeln Wetterwolken dieſer Jupitersſtirn verhüllt.

Es iſt gleichſam nur das Bild des Helden geblieben und der gewaltige Künſtler ſcheint in dem gewaltigen Manne gleichſam untergegangen.

Andreas Ceſalpino.

Dieſer große Toſkaner (er war 1519 in Arezzo geboren) ſtößt mich wieder mit Gewalt auf die Bemerkung, die ich ſchon bei Beccaria gemacht habe, und ich muß faſt überlaut ausrufen: ſieh da wieder ein Schwede! und ich werde beinahe getrieben der Sage zu glauben, daß bei dem Untergange des Gothenreichs um die Mitte des ſechſten Jahrhunderts in den Bergen Hetruriens viele Gothen ſtecken geblieben ſind. Aber ich vergeſſe mich: die Longobarden waren ja des verwandteſten Stammes. Grade ſolche Köpfe, grade dieſes Gebildes dieſer klaren heitern Beſchaulichkeit ihrer ſelbſt und des Lebens habe ich unendlich viele in Skandinavien, ein paar Hinſpiele zu ſolchen auch in Norddeutſchland geſehen. Dieſer Kopf trägt auch noch die volle Daſeynsgenüge jenes ſechszehnten italiäniſchen Jahrhunderts, wo das politiſche Leben des ſchönen Landes ſich zum Untergange neigte, aber die ſchaffende und bildende Kraft ſeines Geiſtes in ſchönſter Blüthe ſtand.

Correggio.

Auch wieder ein nordiſches Geſicht, in welchem einen viele deutſche Aehnlichkeiten in der Erinnerung wieder anblicken, auf eine weiche blonde Natur hindeutend. Weithin blickende und ſehnende Empfindſamkeit, auch fließende, aber nicht ſo flüſſige als die des Oelenſchlägerſchen Correggio. In den Zügen tief ſchwermüthiger Ernſt wie bei Dante.

Chriſtophoro Colombo.

Ein merkwürdiges Bild: Ein runder kugliger kraus-lockiger Stutzkopf, welcher jedem Volke eben ſo gut als dem italiäniſchen angehören könnte. Wollt ihr das Temperament des Meers darin ſehen? Gut. Ich widerſpreche nicht, weil ich dieſes Temperament nach keiner Seite hin und von keiner Seite her nicht zu erklären verſtehe. Kann ſeyn, daß dieſer große Mann ſchon als Bub von vierzehn fünfzehn Jahren von der Seeluſt gelockt worden und das Meer befahren hat. Dann könnte ich mir das Meertemperament wohl einigermaaßen auslegen, das heißt aus der Erfahrung ſchließen, wie dieſer ſtille klare Rundkopf, von deſſen treuen und einfältigen Gebärden man die Augen nicht wegwenden kann, ungefähr geworden iſt. Was meine ich aber mit dem Temperament des Meers? Meine ich, daß die Rundköpfe oder Stutzköpfe, die einen gewiſſen entſchloſſenen Muth und Trotz ausſagen, vorzugsweiſe in die kühnen Meergefahren gelockt werden und daß es alſo gleichſam durch eine Vorherbeſtimmung der Natur unter den Schiffern viele trotzige Kugelköpfe geben muß? Nein, das meine ich nicht allein, ſondern mir fallen hier wirklich Wind und Wellen ein, wie ſie eine klimatiſche und natürliche Arbeit machen, wie ſie in langſamer Wirkung den Menſchen in einer gewiſſen Aehnlichkeit gleich den Bäumen und Sträuchern runden und ſtutzen, das heißt in das Krauſe und Runde zuſammenarbeiten. Man ſagt gewöhnlich ſo leichthin, die Nasutuli ſeyen von der Natur gleichſam vorhergezeigt und vorherbeſtimmt zum ſpürenden Nachgraben und ſcharfen Erforſchen, es ſeyen die gebornen geiſtigen Spürhunde und Critici. Dem ſey meinetwegen ſo als einem Naturgeſetz! aber ich ſage, daß dabei auch das noch geſchieht, daß, nachdem ſie dieſes zerlegende

zerklopfende und zertheilende kritiſche Spüren und Forſchen zehn oder zwanzig Jahre lang ämſig getrieben haben, ihnen das Geſicht nebſt Naſe und Augen immer mehr in die ſpürende und forſchende Verlängerung hineinwächſt, daß ſie von Jahr zu Jahr nasutiores werden, die Sache ganz in ihrer Leiblichkeit genommen. Dagegen der Schiffer frühe von Wind und Welle geſtoßen und ihre Gewalt immer zurückſtoßend, gleichſam ein immerwährender Zurückpuffer, der ſich überhaupt auf dem kurz und hart ſchlagenden Elemente kurz und kernig zuſammennehmen muß, dagegen dieſer Schiffer, zumal wenn er das Handwerk früh begonnen hat, in ſich und in ſeinem Gebilde zuſammengedrängt und zuſammengekugelt wird; wie auch wohl in der Einförmigkeit oder vielmehr in der Geſtaltloſigkeit des Elements, wo oft Monate lang nichts als Himmel und Meer in ewig gleicher Auf- und Ab-Rollung geſchaut wird, eine Zuſammenkugelung der Fantaſie und eine Rückwirkung davon auf ihren Abſpiegeler, den Kopf, da iſt. Ich meine, wer vom Knaben an das Meer befuhr, deſſen Antlitz wird nicht eben in das Scharfe und Spitze ausgebildet werden. Damit will ich thöricht nicht behaupten, daß es nicht auch berühmte langnaſige und langgeſichtige Schiffer gebe — der unſterbliche Nelſon war ein lang- und dünn-ſchnabliger — ſondern ich will nur andeuten, daß bei den Seeleuten das Runde und das Rund- und Kurz-Abſtoßende in den Geſichtern vorherrſcht und noch mehr in dem Eindruck, den die Geſichter machen. Wer die Schiffer und Matroſen in den großen Seeſtädten beobachtet hat, ja wer nur die Abbildungen der berühmteſten holländiſchen und engliſchen Admirale etwas ſorgfältiger durchgemuſtert hat, verſteht ungefähr, wohin ich hier winke, und warum der liebe Rundkopf Colombo mich auf dieſe Betrachtung geführt hat.

Wir betrachten nun die Köpfe anderer italiäniſcher Seehelden, die in dieſer Sammlung abgebildet ſind.

Andreas Doria.

Auch ein Genueſer. Auch von dieſem kann man nicht ſagen, daß ſein Geſicht einen italiäniſchen Grundſtempel an ſich trage; auch iſt er kein Rundkopf ſondern ſtellt in ſeinen längeren und ſehr ſtrengen und ernſten Zügen ſowohl den Karakter des vornehmen Edelmanns als des Herrſchers dar: er ſieht aus wie ein Mann aus altem Geſchlecht.

Amerigo Veſpucci.

Doria iſt eben kein Bild des Seemanns, aber doch, wenn man will, des Helden. In dieſem Florentiner auch keine ſeemänniſche Spur. Dieſer Veſpucci war ein gelehrter Kaufmann und Unternehmer. Als ſolcher und der, wie es ſcheint, mit gutem Gelde und guten Kenntniſſen ausgerüſtet war, kam er zur Zeit der Entdeckung Amerika's nach Spanien und ſchloß ſich, man weiß kaum mit welchem Range und in welcher Eigenſchaft, ſpaniſchen Seeunternehmungen an, beſonders unter dem berühmten Ojeda, deſſen kühnen Seglergeiſt er mit ſeinen Kenntniſſen ſcheint unterſtützt zu haben. So iſt dieſem Klugen und Glücklichen gelungen, ohne große Waffenthaten einem ganzen Welttheil den Namen zu geben; und wie ſpät iſt ein kleines Theilchen desſelben mit dem Namen des eigentlichen rechten Suchers und Finders Colombo nachgekommen! — Doch dies letzte Glück hinſichtlich der Welttheilsbenamſung wird noch beſtritten.

Vittore Piſani.

Aber nun kommt uns endlich der vierte und beſte

Seemann — und welch ein bekanntes Geſicht! — der edle Venetianer Vittore Piſani.

Welch ein bekanntes Geſicht! rufe ich. Es ſteht der Oberſt der deutſchen Turnmeiſter, Friedrich Ludwig Jahn, vor mir, wie er leibt und lebt. Und wie Natur und Kunſt zu gleicher Zeit in unbewußter Anziehung von Aehnlichkeiten ſpielen, nun ſteht dieſer Jahn=Piſani auch vor mir auf einem Bilde unſers Cornelius. Es erinnert mich — ich glaube, es ſind fünfzehn ſechszehn Jahre her, als Cornelius noch in Düſſeldorf lebte — ſah ich ihn eine Zeichnung entwerfen: Neptun mit ſeinen Meerroſſen durch die Wogen fortbrauſend und der Jahn als Triton eines der ſchnaubenden Roſſe zurückzügelnd. So hat Cornelius den Jahnskopf richtig zu brauchen verſtanden; er hatte von innen heraus geſehen, wie alle großen Menſchen und Künſtler: die Elemente des Meers und ihre Bändiger. Piſani iſt durch und durch Jahn, doch ein wenig mehr verkürztes Geſicht, (bald hätt' ich Rundkopf geſagt) nur ganz mit klarem ſtarken Ernſt übergoſſen, dahingegen unſer deutſcher Piſani eine gewiſſe gutmüthige Schalkheit in der Gebärde nicht verleugnen kann. Wenn man ſich in dieſes Piſani=Geſicht, beſonders in die prächtige Stirn und Augen hineinvertieft, ſpricht es einem aus dem Herzen zu: Nein, es iſt unmöglich, daß ein Menſch zugleich entſchloſſener und gutmüthiger ausſehe als dieſer. Es iſt ein Kopf wie eines treuen unſchuldigen Knaben, der von dem Böſen in der Welt noch nichts weiß.

Und wer war dieſer Vittore Piſani? und hat er von der böſen ſchuldigen Welt nimmer nichts erfahren? O hört!

Piſani's Leben und ſeine erſte Uebung auf dem Meere fällt in die letzte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, als Genua und Venedig im Mittelmeer und im Griechenmeer um die Herrſchaft der Küſten und Inſeln beinahe ein hal=

des Jahrhundert auf Leben und Tod rangen. Er und die Namen Zeno und Contarini ſtanden den liguriſchen Seelöwen Fiesko Doria und Spinola gegenüber. Im Jahr 1377, als die Genueſer in der Adria ſelbſt die Stadt Venedig nebſt der Herrlichkeit ihrer Thürme und Mauern ins Meer zu verſenken bedrohten, übergab der Doge Andreas Contarini dem Piſani die Flagge des Oberadmirals. Piſani nahm und verwahrte ſeine Stellung mit ſolcher Klugheit, daß der Genueſer Peter Doria die Uebermacht ſeiner Flotte gegen ihn nicht gebrauchen konnte. Aber nun begab ſich das Unglück daß viele der Senatoren und auch der Seebefehler in wilder Begeiſterung über den Rath des Admirals Feigheit ſchrieen und ihn wider Willen in eine offene Schlacht hineinriſſen. Dieſe blutig und hartnäckig durchgefochtene Schlacht ward verloren, die Genueſer nahmen Chiozza und bedrohten die Stadt mit Aushungerung und dem letzten Verderben. Piſani ward von ſeinen undankbaren und im Unglück zwieträchtigen Mitbürgern in Ketten und Bande gelegt und zu einem fünfjährigen Gefängniß verurtheilt. Aber die Noth bricht Eiſen. Als Venedig mit all ſeiner Herrlichkeit in dieſer äußerſten Noth wirklich uuterzugehen ſchien, da wendeten ſich die Gemüther wieder um, und nun riefen wieder alle: Piſani und kein Anderer kann uns retten, wenn wir zu retten ſind. Und Piſani und ſein Freund Contarini hielten mit wechſelndem Glücke einen zweijährigen Kampf aus, in welchem auf beiden Seiten viele der Beſten fielen und auch der große genueſiſche Admiral Peter Doria. Zuletzt doch ſank Genua's Glück vor Venedig's und die Stadt ward gerettet durch die Standhaftigkeit Tapferkeit und Kunſt der beiden Helden, der größte Theil der gewaltigen Rüſtung Genua's ward zerſtört, und nimmer ſeit dem Jahre 1380, wo Arbeit und Krankheit auch den Piſani mitten in

ſeinen Siegen hinrafften, konnte die liguriſche Republik ſich wieder zur Gleichheit mit Venedig erheben.

Corelli.

Geboren 1653 zu Fuſignano in der Romagna, geſtorben 1713. O du wunderbares Spiel der Natur oder vielmehr Spiel des Spiels! Dieſes großen Geigenkünſtlers Kopf ſieht wirklich wie eine blanke Geige aus. Wie viele Geſichter berühmter Tonkünſtler und Saitenſpieler haben gleichſam einen Schattenſchein von ſchönen Inſtrumenten, in welchen die Töne ſchlummern. Ich weiß weiter über ſolche Geſichter nichts zu ſagen. Geſehen habe ich ihrer genug auch unter Lebendigen.

Dante.

Man legt allerlei in das Geſicht eines Mannes hinein oder vielmehr man guckt ſich da allerlei heraus, wenn man die Werke Schickſale und Thaten deſſelben weiß. Bei dieſem Manne iſt in der unteren Hälfte des Geſichts nicht die Breite und Kürze in der oberen nicht die gedrängte Geſchloſſenheit, welche den Mann der geſchwinden und mächtigen That zu verkündigen pflegt; es iſt ein Antlitz gewaltigen Ernſtes und weltüberſchauender Schwermuth, mit einer dunkeln Ruhe übergoſſen, die im Bewußtſeyn der Vergänglichkeit aller Dinge durch die Thränen dieſes Jammerthals in die morgenröthende Dämmerung des Jenſeits gewiß und ſicher hinüberſchaut. Es könnte ein Jeremias und Heſekiel ſeyn, der hinter den Trümmern und Leichen ſeines verlornen Iſraels prophetiſch in die leuchtende Zukunft des Retters und Wiederbelebers hinblickt — auch der fromme tapfere waltende Stifter eines heiligen Ordens, welcher für das flatternde leichtfertige Menſchengeſchlecht, das von ſeiner Art nicht laſ-

ſen kann, arbeiten beten und büßen ſoll. Voller Begriff: eine große feſte Seele, in welcher Liebe und Zorn durch heiligen Ernſt gebändigt wird.

Niccolo Machiavelli und Benvenuto Cellini.

Zwei Köpfe von zwei großen Florentinern, die ſich ſehen laſſen können und die man ihrem Gebild nach zuſammenlegen kann — und doch welche Verſchiedenheit! Ihrem Gebild nach eine große Aehnlichkeit, wie ſie auch in der Zeit wenige Jahrzehnde von einander abſtehen. Beide tragen in der Gebärde ein gewiſſes Dunkles und Schwermüthiges, was wohl vielen vorzüglichen Menſchen eigen iſt; aber in dem Geſichte des Staatsſekretärs Klarheit Beſonnenheit Ruhigkeit, in dem des Bildners Leidenſchaft Ungeſtüm Jähzorn. Das wilde und zerriſſene Leben, welches durch das Mitſpiel der Fremden in Italiens Verhängniſſen in ihren Tagen doppelt wild war, hat die beiden merkwürdigen Männer viel umhergetrieben und wenig in ruhigen Lagen verharren laſſen, aber der Eine iſt immer oben geblieben oder, wenn er von den Wogen der Zeit einmal hinabgeriſſen war, doch bald wieder nach oben gekommen, während der Andere, wie viel Muth und Macht des Geiſtes Gott ihm auch mitgegeben haben mogte, in den Wellen der Zeit immer mit fortbrauſte und in ihren zerſtörenden Flammen mit ſprühte. Den Machiavelli kann man mit Recht als einen großen italiäniſchen Karakter ja als einen Muſtermenſchen Italiens anſehen. Was die Bewohner dieſer ſchönen Halbinſel von jeher ausgezeichnet hat, trägt er im ſchönſten Ebenmaaße an ſich: klaren Blick ſichere Hand beſonnenen Muth, heiteres und geſchwindeſtes Ergreifen der Weltdinge und wahrſte geradeſte unumwundenſte Darſtellung. Ja in der klaren geraden Auffaſſung und Darſtellung der Dinge

hat dieſer Mann, der auch, wenn er will, ein ſehr kunſtreicher Zauberer ſeyn kann, eine ſo durchſichtige Einfältigkeit und Natürlichkeit, wie die großen florentiniſchen Meiſter ſie in jenen ſchon unglücklichen Tagen ihres Vaterlandes in allen Künſten offenbarten. Machiavelli hatte ſeinen gebornen Plautus und Petronius im Leibe, aber er hatte die längſtbegrabenen Plautus Petronius Horatius Apulejus und ſeinen Dante und Boccaccio nicht umſonſt geleſen; den Blicken aber, die dieſer große klare Mann über die Welt ſeiner Zeit warf, und den Meiſterſtrichen, womit er in wenigen Zügen die Völker und Länder und die Hauptſpieler auf der Schaubühne ſeiner Zeit zeichnen konnte, ſieht man es an, daß er, wenn ſein Kopf einen italiäniſchen Helden gefunden hätte, etwa einen ſolchen, wie er ihn in ſeinem Caſtruccio malte, er die Siege des Schwerdts mit allen tüchtigen Fäden der Klugheit und des Verſtandes würde haben umſpinnen und befeſtigen können. Solch ein Glücklicher und Gewaltiger war aber damals Italien nicht beſchieden und konnte ihm ſpäter bei unſeliger geflochtenen und verflochtenen Verhältniſſen gar nicht mehr beſchieden werden.

Montecuccoli.

Da haben wir ihn — der ſieht meiner Sixe wie ein alter deutſcher Degen ſeines Jahrhunderts aus, wie wir Hunderte ähnliche Konterfeie aus der fürchterlichen deutſchen Zeit haben, in welche ſein Leben gefallen war. Und doch war er von italiäniſchen Aeltern im Herzogthum Modena unweit des Po auf dem Schloſſe Montecuccoli geboren. Aber ſein Vater hatte dem Hauſe Oeſtreich in Ungern gedient und auch ſein Oheim Ernſt Montecuccoli ſtand als General in Kaiſerlichen Dienſten. Dies mogte ſchon auf ſeine Sitten und ſo auch auf die Gebärde ſeines Geſichts

Einfluß gehabt haben, aber das Meiſte hat wohl das Kriegs- und Lagerleben in der fürchterlich grauſen deutſchen Zeit, wo die letzten deutſchen Recken des Mittelalters gleichſam aus der Erde ſprangen ihr Vaterland im wilden Titanenkampfe zu zerreißen, zu der Zeichnung des Kopfes gethan. Er ward im Anfange jenes ſcheußlichen Krieges im Jahr 1624 als sechszehnjähriger Jüngling in die Rollen des Kaiſerlichen Heers eingetragen. Wie hätte er denn in ſolcher Zeit, wo Tilly Wallenſteine Pappenheime de Weerthe Sporcke Stalhandſchen Dörflinger Königsmarke und ihresgleichen dem Jüngling und Mann gezeigt wurden, die italiäniſche Färbung und Zeichnung nicht verlieren ſollen? Man ſieht es dem gewaltigen Kopfe an, was ſolch ein Mann in Gemeinſchaft mit dem großen Kurfürſten an deutſcher Heeresſpitze gegen Frankreich hätte wirken können, wenn Oeſtreichs und Deutſchlands Macht in den Jahren 1670 von einem Kaiſer geleitet wäre, der edle Kräfte und große Menſchen ohne Furcht und Eiferſucht zu brauchen verſtanden hätte.

Rafael und Galilei.

Von dem Engelskopf des Erſten kann immer nur zu viel geſagt werden. Der große Künſtler iſt bald nach dem Jünglingsalter von der Erde genommen und hat ſich uns nur als ein reitzendſter Jüngling von Anmuth und Schönheit funkelnd in Bildern hinterlaſſen. Ueber ein Geſicht, in welchem ſich noch kein Karakter ausdrückt, läßt ſich nur in ſchönen Worten faſeln. Beiläufig geſagt: mehrere Unſterbliche ſind gleich jenen Unſterblichen, die keinen Tod kennen, gleich den ſeligen Göttern eben nur mit dem Stempel der ewigen Jugend gezeichnet und können die Narben und Runzeln und alle die feſten und ernſten Züge, welche der Kampf des ſtrengen Lebens und auch des ſtrengen Gedankens in die

Geſichter gräbt, nicht zeigen; ſie können den Ausdruck von dem, was man Karakter nennt, wenig zeigen. Schaue Boccaccios Shakeſpeares und ſelbſt des wilden Lord Byrons Kopf, und du verſteheſt ungefähr, was und wie ich meine; ſelbſt in dem tief poetiſchen Philoſophen Leibnitz mögt ihr etwas Dahinſpielendes erblicken.

Und der Zweite hier in der Ueberſchrift, der Galileo Galilei. O das iſt eines der Geſichter, dem man ſogleich um den Hals fallen und im Entzücken über den nach Gottes Bilde geſchaffenen Menſchen immer und ewig an ſolchem Herzen liegen mögte. Es iſt der ſchönſte menſchlichſte Kopf in der ganzen Sammlung, ein ſolcher, bei deſſen Anblick man noch in einem ganz andern Sinn, als der Menſchenfänger Napoleon einſt halblaut vor Göthen ausrief un homme! einen Menſchen nennen könnte.

Was ſoll dies ſagen? was meine ich? oder was will ich ſagen? Ja, lieben Leute, wenn ich euch das ſo gradezu klar ſagen und ausſprechen könnte! Wenn man dieſen mächtigen klaren treuen Kopf anſieht, in dieſe tiefen Augen voll Macht und Liebe blickt, ſo erblickt man gleichſam eine Sammlung Menſchen, ein Volk; es däucht einem in wunderſamer Täuſchung, man habe dieſes Geſicht ſchon an hundert Stellen und in tauſend und zehntauſend ähnlichen Geſichtern gar oft und viel geſehen. Und doch iſt dies eine volle baare Täuſchung. Man hat doch nur einzelne Aehnlichkeiten dieſes Großen und Vielen geſehen; ich will ſagen, man hat nur in Einzelnen einzelne Stücke dieſer reichen Menſchenherrlichkeit geſehen: was hier in dem Einen Großen in dem Licht und Glanz des Geiſtes und in der Milde und Liebe des Herzens wie in engliſcher Kinderunſchuld ſo herrlich geſammelt erblickt wird. Ich will, was ich bei dieſem Kopfe meine, durch ein Gleichniß deutlich zu machen ſuchen.

Der Heiland ſprach zu ſeinen Jüngern: So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ich liebe es nun eben nicht, den ſogenannten Kindskopf bei einem Mann zu erblicken, welcher jenen Männern aufgeſetzt zu werden pflegt, die bei leichtem Blute im zwanzigſten Jahre ein Weib nehmen und überpantoffelt werden, aber die Kinder, die aus einem Geſicht mit ſchwarzem oder weißem Bart hervorgucken, die liebe ich ſehr: ich meine die tüchtigen Knaben, die aus dem Geſichte eines Mannes gucken. Der ſchöne und ſtarke Knab von acht bis zehn Jahren, alſo der Knab vor den Schlingeljahren, wo das edle Gebild ſich für ſechs acht Jahre zu ſehr ver- und zer-blättert, dieſer ſchöne und ſtarke Knab, aus welchem in zwanzig dreißig Jahren ein edler und geiſtesfröhlicher Mann werden ſoll, zeigt in der Fülle der Freude und Unſchuld jenes den Schlingeljahren zunächſt vorhergehenden Alters häufig einen ſolchen Ausdruck von Güte Liebe und Hohheit, daß der herrlichſte Mann, wann er ſpäter voll geworden iſt, meiſtens kaum ein zartes und dünnes Schattenbild davon übrig hat. Solch ein hohes ernſtes und einfältiges Knabengeſicht zeigt der Kopf unſers Galilei, und zwar nicht in dünnen Schatten ſondern in ſo vollem Lichte, daß jedes Menſchenherz zu dieſem Antlitz unwiderſtehlich hingezogen werden muß und fröhlich ſtill bei ſich rufen: ich habe den Menſchen gefunden. Uebrigens, ihr liebe Menſchen, die ihr auf der Wanderſchaft ſeid und an fremden Orten unter wildfremde unbekannte Menſchen kommt, nehmt es immer als eine gar liebe ſchöne Begrüßung und als ein fröhliches Zeichen eines Gottesglücks hin, wenn viele Leute in eurem Geſichte einem alten Bekannten zu begegnen in eurer Stimme einen lieben Liebeslaut zu hören meinen.

Taſſo, Petrarca.

Auf dieſen beiden Köpfen muß das Aug mit ganz eignen Verſenkungen der Betrachtung ruhen, ſo auffallend ſpringen ſie von ihren Landsleuten und Zeitgenoſſen ab. Zu einer Zeit, wo Italien das italiäniſcheſte war, im vierzehnten Jahrhundert, begegnet uns Petrarca mit dem Stempel eines deutſchen Geſichts; zwei Jahrhunderte ſpäter, als Italien in Thaten und Werken des eigenthümlichſten Geiſtes auf das glänzendſte unter den Völkern hervorleuchtete, erſcheint der Ritter Torquato Taſſo noch viel deutſcher beide in Form und Ausdruck des Geſichts.

Man macht ſich nun freilich aus einem Früheren, deſſen Erlebniſſe und Begebniſſe man kennt, in mitfolgender oder vielmehr in nachfolgender Betrachtung leicht ein Späteres zurecht, aber wer ſowohl die Werke als die Schickſale dieſes unglücklichen Dichters zuſammenlegt und überlegt, muß finden, daß dieſes Herz Italien kaum anzugehören ſcheint. Dieſe weiche und oft zerfließende Empfindſamkeit iſt eine rein nordiſche Erſcheinung und kam in Italien beinahe zwei Jahrhunderte zu früh — denn im achtzehnten Jahrhundert haben die Franzoſen mit ihrer geſpreitzten Empfindſamkeit es vielen Italiänern genug angethan — und betrachtet man ſich den Taſſokopf, ſo ſah man ihn und ſieht ihn noch alle Tage auf dem Rumpf deutſcher Jünglinge. Man mögte bei ſeinem Anblick ſagen: ſiehe da einen deutſchen Studenten oder Fähnrich, deſſen unſtäte flatternde Gefühle und Triebe über die weite weiteſte Welt hinſchwärmen. Denn ſo ſehnſüchtig blickt das Aug in die Weite, ſo wild fortſtrebend, ich mögte ſagen etwas lavateriſch ſteckt die Naſe, der große Ausläufer, an dieſem Kopf, daß ihr Inhaber nach unendlichem Rundſchweifen und Rundſchwärmen von Wünſchen

Hoffnungen und Entwürfen wahrſcheinlich wohl kaum in ſpäteren Jahren zur Ruhe kommen wird. Bei einem edlen Menſchen idealiſirt man ſich gern alles und macht auch das Selbſtverſchuldete wohl zu einem Geſchick, das ihn von außen her überfallen und überwältigt habe. Vieles freilich in Taſſos Leben iſt dunkel geblieben, aber daß überwallender Stolz und überſchwängliche Leidenſchaftlichkeit und innere Unruhe, welche ihn weder drinnen noch draußen einen ſichern Platz gewinnen ließ, ihn immer aus der Bahn des Glücks getrieben und endlich in den Abgrund geriſſen haben, das ergiebt ſich ſelbſt aus den Winken und Andeutungen ſeiner freundlichſten Berichter und Berichtiger.

Nun unſer Franz Petrarca. Viele toſkaniſche und auch lombardiſche Köpfe ſpielen zu den Deutſchen hinüber. Das Bild dieſes Toſkaners erblickt man in großer Aehnlichkeit noch viel bei uns; ja ich kenne einen lebenden katholiſchen Geiſtlichen, der ein Abbild von ihm zu ſeyn ſcheint; denn auch der vornehme Prieſter, welches Petrarca war, hat ſich in das Geſicht etwas hineingeſtolen. Wir wiſſen, wie dieſer große Mann, der einer der Anfänger und Gründer der italiäniſchen Literatur war, von ſeinen eignen Landsleuten und von den Fremden mit thörichten Lobpreiſungen und oft faſt mit Heiligſprechungen zurechtgemacht auch niedergemacht iſt. Für ſolche Entſtellung und Uebertreibung, welche mehr oder weniger allen ſeltenen und außerordentlichen Männern widerfährt, kann er nicht. Er iſt nach und neben Dante und dem bacchiſchen Boccaccio eine wunderbare Erſcheinung. Woher dieſe zarte weiche Empfindſamkeit dieſe feinen faſt platoniſchen Liebesgeſpinnſte, die er doch mit viel größerer Zartheit und Innigkeit als die Provenzalen in melodiſcheſter und kunſtreichſter Sprache zu fädeln und fortzuſpinnen weiß? Dieſer, der das alte Rom wieder aufwecken zu können

meinte, gehörte den Römern und Lateinern nicht an, er gehörte kaum ſeinen Italiänern an; und kaum begreift man, wie ſo zarte Töne in dem Streit- und Mord-Italien jener Tage aus einer italiäniſchen Bruſt erklingen konnten. Es ſind geweſen und ſind jetzt noch, welche dieſe zarten geiſtreichen Spiele für nichts als Spiele der Kunſt erklärt haben, welche dem Petrarca die unſterbliche ätheriſche Liebe zu ſeiner Laura nebſt allen andern überirdiſchen Klängen abgedungen haben, welche auf einige Ungleichheiten in ſeinem Leben ſich berufend, behauptet haben, dem Manne ſey es im Leben mit nichts Ernſt geweſen als mit ihm ſelbſt und mit dem eigenen Glücke. Aber mit ſolchen ſeltſamen Behauptungen kommt man nicht durch. Was nicht mit vollem Ernſt und dem lebendigſten Gefühl in des Menſchen Bruſt iſt, konnte nimmer durch ſo viele Jahre mit vollem Klange aus dem Dichter hervortönen. Dies wäre auch ein größeres Wunder als die durch ein langes Leben hindurchgeführte Verſtellung. Ja es ſind Ungleichheiten und Gebrechen in den Menſchen; wie wenige, welche ganz aus einem gleichen ſchönen Blocke gehauen ſind! Petrarca iſt nicht ohne ſolche Mängel geweſen. Es werden mehrere natürliche Kinder von ihm gemeldet; er hat als ein vornehmer Edelmann und Prieſter an den Höfen und in der Geſellſchaft von Fürſten und Oberprieſtern als ein weltkluger Mann in böſeſter Zeit ſich glücklicher durchzuwinden und durchzuwickeln verſtanden als Taſſo — aber bei allem dem warum will man der natürlichſten Natürlichkeit nicht glauben, daß dieſer edle philoſophiſche und poetiſche Fantaſt bei allen ſeinen ätheriſchen und überfliegenden Träumereien und Schwärmereien nebenbei durch einen glücklichen Inſtinkt in dem äußeren Leben auch ohne Lug Hinterliſt und Knechtſchaft ſich zu behelfen gewußt habe? Er war aber wirklich ein edler Fan-

taſt und Träumer, ein Schwärmer und Träumer der Art, welche in Heſperien keine natürliche Heimath zu haben ſondern nördlich über den Alpen heimiſch zu ſeyn pflegt. Könnte man dies in Hinſicht ſeiner poetiſchen Werke bezweifeln, ſo wird es dargethan durch ſeine politiſchen Thaten oder — da er es zu eigentlichen Thaten nicht gebracht hat — durch ſeine politiſchen Anſichten und Strebungen. Bekannt ſind ſeine Träume von der wiederherzuſtellenden kaiſerlichen Monarchie und Weltherrſchaft Roms und mit welchem feurigen Eifer und Sehnſucht er da nach allen Erſcheinungen der Zeit ausgeſchaut und gegriffen und, von ſeinem Kaiſer Karl von Böhmen bis zu ſeinem römiſchen Tribunen Renzo hinunter, ſich faſt immer daran vergriffen hat. Wir geben zu, daß ein edler Italiäner damals zu einer italiäniſchen Widerherſtellung zu einer kräftigen ſtarken Einigung der italiäniſchen Kräfte Hoffnung haben konnte, weil das große Hinderniß der Einheit der Mächte und Staaten Italiens, der Pabſt, nach Südfrankreich ausgewandert war; wir würden den begeiſterten Traum einer ſolchen Hoffnung ſehr natürlich finden, wenn ſich unter den Fürſten und Feldherren Italiens irgendwo ein ſolcher gezeigt hätte, der da hätte ein ſtolzes Haupt ſeyn können. Aber es war damals nichts da, woran ein edles italiäniſches Herz ſich mit ſolcher mächtigen Hoffnung hätte anklammern können. Doch, wie geſagt, Petrarca griff nach allem, was nur einigen Schein hatte, faſt mit ſo leerer und verwegener Thorheit, wie die unglücklichen Italiäner unſrer Tage haſchen und zugreifen. Man ſchämt ſich faſt in ſeiner Seele, wenn man ſieht, wie der ſchon reifere ältere Mann, deſſen Weltblick wenigſtens hätte reifer ſeyn ſollen, auf einen Kaiſer wie Karl den Vierten und auf einen Demagogen wie Cola Renzo Hoffnungen einer glücklicheren Zukunft ſeines Vaterlandes legen konnte. Politiſcher

Drang und Klang hatte aus Dantes mächtiger Bruſt hervorbrechen und hervorklingen können; Petrarcas Saitenſpiel war dazu zu fein geſtimmt. Das Große und Gewaltige war nicht in dieſem Manne, aber eine unerklärliche Erſcheinung bleibt es nichts deſto weniger, wie dieſer zarte Spieler und idealiſche Träumer in ſolcher Zeit in Italien entſtehen konnte.

Titian Vercelli.

Weilt man unter den herrlichen Bildern dieſer Sammlung bei Michel Angelo als bei dem höchſten bei Rafael als bei dem ſchönſten bei Galilei als bei dem menſchlichſten und bei Piſani als bei dem edelſten, ſo ruft uns endlich dieſer Kopf zu: Halt vor dem Glücklichen! und man muß ſchon bei ihm Halt machen, ſo zauberiſch zieht dieſer prächtige Kopf an, zu welchem in ähnlicher Beziehung das ſchöne Konterfei des Leonardo aus Vinci eine Annäherung hat; aber nur eine Annäherung. Wenn man das Aug auf dieſem Titian etwas länger ruhen und ſich darin vertiefen läßt, ſo wird es einem faſt zu Muthe, als wenn man an ſchönen Frühlingstagen auf ein ſonnenbeſchienenes Blumenfeld blickt. So blickt nichts als eitel Glanz und Glück aus demſelben heraus. Auch war dieſer von der Natur ſo reich ausgeſtattete Menſch, man darf wohl ſagen, ein Bild des Glückes, wie es auf dieſem Planeten möglich iſt. Schön und ſtark mit unverſieglicher Schöpferkraft begabt, iſt dem Glücklichen verliehen geweſen die längſte Zeit eine große Zahl herrlicher Werke zu ſchaffen, mit irdiſchen Gütern und Gaben mit Gold und Ehren wie ein fürſtengleicher Mann überſchüttet zu werden und ſo beinahe ein volles Jahrhundert zu durchleben. Dieſes Geſicht ſchon aus den Jahren des Greiſes iſt mit einem Glanz übergoſſen, der nichts als

Heiterkeit und Freude ſtralt. Es iſt der volle Sonnenſchein des Muthes und Glückes.

Es finden ſich außer dieſem großen Venetianer noch mehrere herrliche Köpfe ſeiner Heimath in der Sammlung. Da iſt zuerſt der Heinrich Dandolo, der Titians Alter erreichte und faſt blind in dem ſechsundneunzigſten Jahre ſeines Lebens Konſtantinopel eroberte und dort ein fränkiſches Kaiſerthum ſtiftete. Welch ein mächtiger Kopf voll der trotzigſten dunkelſten Kraft!

Da iſt zweitens Marco Polo mit ſo kurzem rundem klarem Geſicht, daß der Kopf gut auf den Thaten eines Helden ſtehen würde.

Da iſt drittens der helle Paul Sarpi mit einem durchbohrenden Augenpaar, der Blick Blitz und Witz des Denkers. Auch eine Aehnlichkeit dieſes tapfern Mannes habe ich im Vaterlande geſehen: Viel Sarpiſches blickt aus unſerm Niethammer in München.

Alle dieſe venetianiſche Köpfe ſprechen offenbar den ſtolzen bewußten Muth der damals auch ſo mächtigen und freudigen Inſelſtadt aus. Wo waren die Köpfe und Herzen geblieben, wo waren die Brogodine und Piſani, als das neue europäiſche in Napoleon verkleidete Schickſal in den Jahren 1790 gegen die Lagunen und Bollwerke der alten Venetia herandonnerte? O alles lag verdumpft und erſtorben, kaum noch ſo viel Ohr da die gemeinen Töne der gemeinſten Noth aus der Zeit zu vernehmen.

Und außer dieſem allgemeinen Ausdruck von feſtem Muth und ſtolzem Trotz, den man vielleicht einen venedigſchen nennen dürfte, der gleichſam auf allen Geſichtern wie zuſammengedrungen erſcheint, zeigt ſich in den venetianiſchen Köpfen eine gewiſſe verkürzte, ich mögte ſagen runde Geſchloſſenheit, die auch vorzüglich in dem herrlichſten Piſani

hervorſpringt. Soll ich das in einem Theil aus dem Seehandwerk herdeuten oder iſt in dieſer Gegend wie in der ganzen verwandten Lombardei mehr die Heimath der Rundköpfe? Denn daß ſich die Volksgemeinde in Venedig im Laufe der Jahrhunderte von dem Feſtlande ergänzt habe, wird wohl niemand in Zweifel ziehen. Wenigſtens kann man viele toſkaniſche Köpfe im Gegenſatz gegen dieſe Langköpfe nennen.

Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts.

Hier fehlt faſt ſchon aller Reitz der Eigenthümlichkeit und Beſonderheit; man erblickt ſchon eine Abſchwächung der Karaktere, den Ausdruck einer gewiſſen dünnen Zerfloſſenheit zu allgemeinen Gefühlen und Ideen hin, welche, weil ſie in einem gewiſſen unbeſtimmten und ſchwebenden Zuſtande ſelbſt fließend waren, keine feſten Bilder eines beſtimmten Lebens und Strebens ausprägen konnten. Es wird einem bei einem ſolchen Anblick und Ueberblick, vollends bei dem Einblick, wenn ein ſolcher einem je zuweilen gelingt, gar wunderlich zu Muthe, weil man faſt wie von ſich ſelbſt ein dünnes und blaſſes Geſpenſt erblickt. Aber eben deswegen, wie wenig Erfreuliches da auch zu erſchauen iſt, kann man es doch nicht laſſen, die Augen immer wieder dahin zu werfen.

Ich ſetze einige Namen her: Maffei Metaſtaſio Parini Goldoni Gozzi Filangieri Verri. Viele von ihnen, ſelbſt ſolche, die um 1750 blüheten, ſehen ſchon aus, wie die neue Zeit, welche eben die Zeit iſt, die da keine Zeit hat, wie man in gemeiner Rede zu ſagen pflegt, das heißt, welche die Gebärde des geſchwinden Fortſtürzens trägt: alſo eine gewiſſe Unruhe, eine ſehnſuchtsvolle Zukunft in den meiſtens weniger vollendeten Geſichtern. Es erſcheint

auf manchen dieſer Geſichter wie ein Streben in eine leere Weite, wo ſie wohl vom mannigfaltigen Geiſt verſchiedenſter Sehnſuchten überflogen und überleuchtet erſcheinen aber dabei doch eines beſtimmten ſichern Daſeyns gleichſam entbehren. Gegen die Köpfe des funfzehnten ſechszehnten Jahrhunderts gehalten könnten einem einige dieſer Geſichter wie Schatten von Köpfen ſcheinen, die künftig erſt werden ſollen.

Maffei. Zart dünn liebenswürdig, ein Kopf und ein Ausdruck des Kopfes halb wie eines Franzoſen halb wie eines Deutſchen; ein Gefühl von Sehnſucht liegt auf jeden Fall darin, welche nimmer die Sehnſucht eines Italiäners iſt.

Metaſtaſio. Aus dieſem Kopf von edler Form und unedlem Ausdruck weiß ich nichts zu machen. Es liegt eine ſcheue etwas weibiſche Weichlichkeit, ein gewiſſes noli me tangere darin, Klugheit und Blödigkeit neben einander. Ich nenne nach meiner Erfahrung ſolche Köpfe Puderpüſterköpfe; ich meine ſolche, die ſich nach Gelegenheit beſonders hoch heben und dann, als hätten ſie keinen Hals, tief zwiſchen den Schultern verſinken können. Ich habe manche dergleichen geſehen, keinen ſo vortrefflichen Vertreter dieſer Puderpüſtergattung aber als einen Herrn von Zwack, im Jahr **1814** Bairiſcher Bevollmächtigter und Mitverwalter in der Freien Stadt Frankfurt und am Mittelrhein. Man begreift leicht wie dergleichen kunſtreich und beweglich gegliederte Köpfe unter alten verblaßten Diplomaten Kammerherren und Hofmarſchällen auch unter Hofmuſikern und Hofpoeten ſich finden müſſen; kommt endlich noch der geiſtliche Karakter des Abbate hinzu wie bei Metaſtaſio, ſo muß ſich dieſe Einziehungs= und Verſteckungs=Kunſt natürlicher Weiſe zu dreifacher Fertigkeit entwickeln.

Joſeph Parini, Lombarde aus der Nähe von Mailand, ein edles helles Geſicht, ein ſolches, wie die deutſchen Köpfe aus den Jahren 1770, gleich der Jugend Göthens und Stolbergs. Die Sehnſucht deſſelben ſchaut ganz in die Zukunft hinein. Die Menſchen gingen damals noch nicht mit einer großen Zeit ſchwanger, aber ſie mußten prophetiſch von ihr träumen.

Karl Goldoni der Venetianer, auch einer der Rundköpfe jener Stadt. Es iſt Laune und Spaß genug in dieſen Zügen, wie philiſtrig ſie auch ſein philiſtriges venetianiſches Zeitalter ausdrücken. Es iſt dieſer Kopf aber ein ächtes italiäniſches Gepräge des achtzehnten Jahrhunderts. Mein italiäniſcher Sprachmeiſter in meinen ſtralſunder Schülerjahren war ein ſolcher, und wie viele italiäniſche Geſichter aus den Mittelklaſſen jenes Jahrhunderts dieſem im gemeinen luſtigen Ausdruck ganz ähnlich habe ich in Italien ſelbſt und in den großen Städten Deutſchlands und Schwedens geſehen! Wo war damals in Europa irgendwo hohes Leben? wo vollends in Italien, wo man die Masken einer großen Vergangenheit des Volkes nur noch im parodirenden Spaße herumtrug? Goldoni war auch in der gewöhnlichen Spaßlaune ſeines Landes, und wie das italiäniſche Leben jener Zeit allen Ernſt in Spaß des Gemeinen oder Ueberladung des Ungemeinen aufgelöſt hatte, ſtecken geblieben.

Kaſpar Gozzi. Goldonis Zeitgenoß und auch aus Venedig. Ein Mann edler Geburt, deren Gepräge er nicht trägt. Es fällt mir bei dieſem klaren rechtſchaffenen Geſicht nur ein, daß es an die Köpfe vieler deutſchen Gelehrten der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erinnert. Die Gebärde ſpricht übrigens beſonnene Klarheit und feſte Ruhe

und iſt nicht die Gebärde eines Fliegers und Ueberfliegers oder gar Herausfliegers aus der Zeit.

Graf Peter Verri aus Mailand, welcher den Napoleon in Italien noch erlebt hat. Vornehme edle Züge eines ſchönen Kopfes, voll Sehnſucht und Trauer, obgleich ſeinem Streben nach Franzoſe im Sinn der Jahre von 1760 bis 1790, einem deutſchen Grafenſohn ſo ähnlich als möglich.

Filangieri. Ein Kopf fein und zart, worüber man ſchreiben könnte halt ein Menſchengeſicht. Italiäniſchen Stempel hat dieſes Geſicht nicht, auch keinen deutſchen, wohl etwas Tyroliſches oder Schwediſches, wie man es bei jugendlichen Köpfen unter Tyrolern und Schweden häufig findet. In Filangieris Kopfe liegt die Fülle der unbeſtimmten aber höchſt edlen Sehnſuchten ſeiner beſſeren Zeitgenoſſen, welche die vorempfindende Weiſſagung einer gewaltigen kommenden Zeit, die leider alle Sehnſuchten nicht erfüllen ſollte, in ihren Gebärden abſpiegeln mußten. Wie wenig Bleibendes Filangieri auch geſchaffen hat, aus allen ſeinen Arbeiten oder nur Entwürfen zu Arbeiten ſprechen uns ſolche Sehnſuchten an. Gott hat dieſem edlen Menſchen verliehen, die Blut- und Mord-Arbeiten ſowohl der Knechtſchaft als Freiheit, die in ſeinem unglücklichen Vaterlande geübt ſind, auf Erden nicht zu ſehen. Er ſtarb im friſchen Alter von ſechs und dreißig Jahren im Jahr 1778, als die große europäiſche Erſchütterung und Umwälzung eben beginnen wollte.

Napoleon. Vor dem erſten Bande dieſer Sammlung findet ſich der von Longhi ſchön gezeichnete Kopf des Kaiſers und mitfolgend die Abbildungen der Sieges- und

Denk=Münzen der erſten zehn Jahre ſeiner glänzenden Bahn; ſo daß man ſein Bild und die Verwandlungen deſſelben vom Magern zum Fetten oder vom Jüngling zum Mann ſo ziemlich verfolgen kann. Ich habe oft ein U! und Hu! über ihn ausgerufen, und muß es bei dieſem Bilde wieder thun. Bewundert mir den großen Feldherrn die zuſammengedrängt geſchloſſene Kraft des Mannes, ſo viel ihr wollt, aber ſtellt mir ihn nicht hin als einen Schaffenden und Bildenden oder als einen, der nur je einen Gedanken gehabt habe etwas Edles Göttliches und Menſchliches zu bereiten oder zu ſchaffen. Vorgefabelt und vorgelogen hat er ſeinen Zeitgenoſſen genug, und Nachfabler und Nachlügner giebt es leider noch zu viele, welche mit ihm die Köpfe verwirren mögten, aber gefühlt und gemeint hat dieſer Mann in ſeinem Leben nichts als ſich ſelbſt. Ich weiß wohl, was man gewöhnlich für ihn anführt und für die Meinung, daß Menſchlichkeit und Liebe in ſeinem Herzen gewohnt habe. Man beruft ſich dafür auf den Zauber, den er auf die Menſchen geübt, auf die ſogenannte unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit, womit er ſie an ſich geriſſen habe. Aber ... aber ... Er hatte vielen und geſchwinden Geiſt, und wir wiſſen, der Geiſt iſt ein allmächtiger Zauberer; ſonſt könnte ja der Teufel, der böſeſte aller Geiſter, dieſer gewaltige Oberzauberer, ſo viele unſchuldige und einfältige Seelen nicht überliſten. Zweitens er war glänzend durch Thaten, er war ein großer Feldherr, endlich ein mächtigſter Kaiſer. Solches, ſelbſt auf mehr gewöhnlicher Stufe, zieht, wenn es nicht ganz unter mittelmäßig ſteht, die Menge der Menſchen, wie ſie einmal ſind, unwiderſtehlich an; wie viel mehr, wenn Geiſt Geſchwindigkeit und Beweglichkeit dabei iſt? Und dieſe hatte Gott ihm im vorzüglichen Maaße verliehen.

Nun was ſpricht aus dieſem Geſichte, aus dieſem Ge=

ſichte vom Jahr 1812, wo der Fürchterliche noch im vollen Glanze ſeiner Majeſtät da ſtand und den Kurzſichtigen auch auf dem Gipfel ſeiner Macht zu ſtehen ſchien, auf welchem Gipfel er im Herbſt 1807 ſtand, ehe er ſeine Hand nach Spanien ausſtreckte und dort die Todesſchlange Wellington fand, die ſich in ihr feſtbiß und die er hinfort nicht mehr von ihr abſchütteln konnte? Dieſes Geſicht vom Jahr 1812 ſpricht Gewalt Verachtung und Hohn, es ſpricht: Ich bin, der es kann und der alles wollen darf, weil die Menſchen keines menſchlichen Wollens werth ſind; es ſpricht: der große Goethe hat eine falſche Saite des Schmeichlers gegriffen, als er ſang, der alles wollen kann, kann auch den Frieden wollen. Wenn man unter Frieden Glück und Freude der Menſchen verſteht, dieſe konnte dieſer nicht wollen. Edles, etwas Sehnſüchtiges, ſelbſt dem ſiegreichſten Helden Unerfüllbares und Unerreichbares, wie es auf den breiten erhabenen Stirnen eines Alexanders Cäſars Friedrichs des Zweiten thronend gedacht werden darf, hat nimmer auf ſeiner Stirn gethront. Es war — was man ſelbſt auf den Bildern, die den Jüngling darſtellen, am klarſten ſieht — die enge kurze Stirn des Falken, wodurch viele glückliche und geſchwinde Schlachtengewinner gezeichnet geweſen ſind. Dieſe Stirn und Naſe, überhaupt der Obertheil des Geſichts, ſchön und ebenmäßig, obgleich die kleinen ſcharfen Augen immer wie Lämpchen aus einem düſtern Kerker herausgeleuchtet haben; das Untergeſicht zugleich dürftig und gemein: ein lippenloſer herzloſer und kußloſer Mund, biſſig und ſcharf zuſammengezogen, Backenknochen und Kinn für breite thieriſche Gelüſte zu dick und weit ausſpringend, voll Unbarmherzigkeit und Unerſättlichkeit. Kurz, als Menſchenzermalmer und Menſchenverächter gezeichnet. Mag die Geſchichte ihm als einem zum Theil räthſelhaften instru-

mentum Dei ſeine Stelle anweiſen, unter die Schöpfer oder Wiederherſteller des Geſchlechts oder als einen, in deſſen finſtrer Seele nur je ein Gedanke für die Veredelung und Beglückung deſſelben aufgedämmert wäre, ſollt ihr mir dieſen nicht einſchieben.

Zeigt mir Thaten des Edelmuths und der Menſchlichkeit von ihm, welchem Gott ſo weite Felder der hohen und königlichen Wirkſamkeit geöffnet hatte — und ihr ſollt gewonnen haben. Aber Freude an gelungenen Lügen und Hinterliſten, Verhöhnung des Unglücks, gleich viel, ob aus Schuld oder Verhängniß entſprungen — wann hätte dieſer im Glücke und Siege ein Wort ausgeſprochen, eine Verkündigung erlaſſen, woraus Tücke und Hohn nicht hervorleuchteten? Statt aller Beiſpiele leſet nur, wie er den ganzen elenden Jammer des ſpaniſchen Königshauſes, alle ſchändlichen Wirren und Zettelungen, welche er viele Jahre mit eingefädelt und geſponnen hatte, grauſam und muthig aufdeckt und neuen Schmutz ſelbſterfundener Bosheit noch darüber wirft, als er meint die Bourbone dort für immer abſtoßen zu können; leſet nur ſeine Beantwortung der Kriegserklärung Preußens vom Jahr 1806, jenes Preußens, das für Frankreich und für ihn ſo große Opfer gebracht und ſeine hinterliſtigen Entwürfe zu wenig beobachtet hatte — und ich denke, es wird genug ſeyn.

Und indem ich mich dieſer außerordentlichen Erſcheinung wieder erinnern muß, dieſes Mannes, welcher den einzigen Fehler hatte, daß er kein guter und großer Mann war, wenn wir im ehrlichen Deutſch das Wörtlein Groß nicht gebrauchen dürfen, wo das Wörtlein Gut ganz wegfallen muß, mögte mein Herz oft in mir ergrimmen, wenn ich nicht bloß von überſchwänglichen Jünglingen, welchen man wegen des kaum ausgeſproßten Milchbarts verzeihen muß,

ſondern hin und wieder ſogar von ehrenhaften Männern dieſen Gewaltigen damit entſchuldigen höre, daß er nur die Dummheit Feigheit und Schwäche in den Staub getreten und zum Gegenſtande ſeines übermüthigen Hohns gemacht habe. Aber ich frage: wo fahren dieſe Entſchuldiger hin? und wohin fährt mit ihnen unſre geprieſene redliche Deutſchheit?

Der Kater der Marder der Tiger haben ihr ſtehendes Bild in der Naturgeſchichte und in der Dichtkunſt. Wir wiſſen, der Kater ſpielt oft lange mit dem zuckenden Mäuslein und dem flatternden Vöglein, welche er bezwungen und verwundet unter ſeinen Tatzen hält, ehe er ſie tödtet; der Marder im Taubenſchlage ſättigt ſich nicht bloß am Blut und Fleiſch, ſo viel er bedarf, ſondern würgt alles, was noch flattern kann, ohne es zu genießen, er iſt nur mordlüſtern; der Tiger und Wolf zerreißen mit Hinterliſt und Wuth — aber ſollen wir Aehnliches dem Menſchen erlauben? ſollen wir es verzeihlich finden, daß Hinterliſt und Grauſamkeit mit ſo kaltem unmenſchlichen Hohngelächter, als Napoleon triumphirt und gehöhnt hat, über die hülfloſe Faulheit und Schwäche triumphiren? Dem Gewaltigen und Starken dem von Gott Hochbegabten und Reichgerüſteten muthet man mit Recht die Adlichkeit und Großmuth zu, welche man dem doch katzenverwandten Löwen angedichtet hat.

Es muß freilich ein ſolches Urtheil auch gelernt werden durch edlere Bilder der Menſchlichkeit und Göttlichkeit, welche Erziehung und Erhebung in dem Menſchen wecken und ſtärken. Es iſt leider von Natur nicht da, und es bleibt viel von dem Spruch ſtehen der Menſch iſt böſe von Anbeginn. Denn wie oft bin ich erſchrocken, wann ich Kindern Fabeln erzählt oder ausgelegt habe, daß ſie für

den Hinterliſtigen und Schlauen, der die Dummen und Harmloſen betrügt und verdirbt, mit angeborner Schadenfreude faſt immer Parthei ergreifen! Die kleinen Spitzbuben ſtehen faſt immer mit dem Fuchs gegen den Bock und Raben. Man muß die Erzählung und Darſtellung ſehr klug einrichten, wenn die Schelme ſich nicht in die Ungerechtigkeit verlaufen ſollen. Was lernt man daraus? Das lernt man daraus, was man übrigens ſchon weiß, daß der Menſch ein Geiſt iſt, daß er als Geiſt die Faulheit und Feigheit und alles, was ihnen ähnlich ſieht, haſſen und verachten, daß er die Beweglichkeit und Rührigkeit achten und lieben muß. Aber darf er das Ewigunruhige das Aufrühriſche und Ränkevolle lieben oder gar bewundern? Napoleon aber war grade ein rechter Gipfel des Unruhigen und Treuloſen. Er hatte ſich an der Spitze des Wilden und Aufrühriſchen aufgeſchwungen und es für ſeine Zwecke gebändigt und ſelbſt vieles Gute, was in dem wilden Aufruhr der Zeit lebte, liſtig und grauſam unterdrückt und erſtickt, und ſich alſo an die Spitze des Böſen und Verruchten geſtellt und als ein verkappter Mörder der Wahrheit und Freiheit Recht und Geſetz auf ſeine Lügenfahnen geſchrieben. Alſo meinethalben verneigt und bückt euch vor Stärke Liſt und Gewalt, aber bewundern dürft ihr nur das Edle und Gute.

Ich meine hier kein Lob der Faulheit und Dummheit zu ſingen, am allerwenigſten in einer Zeit, wo die europäiſche Faulheit ſich auf Dampfſchiffen und Eiſenbahnen wie auf Lotterbetten durch die Welt fortwiegen läßt, wo man von Antwerpen bis Petersburg endlich wird hinfliegen können, ohne einen Schweißtropfen der Mühe oder Sorge auf der Stirn gefühlt zu haben. Die Faulheit bleibt aller Laſter Anfang und alles Verderbens Grundwurzel. Aber dieſe Faulheit iſt meiſtens ein unbewußtes Uebel, welches daher

den meiſten Menſchen faſt wie ein unſchuldiges Uebel vorkommt; dem lebendigen und rührigen Geiſt aber muthet man bei aller Kraft und Gewalt, welche Gott ihm gegeben und erlaubt hat, das Edle und Großmüthige zu. Die Lebendigkeit Geſchwindigkeit und Kühnheit eures Napoleon bewundere ich gern mit euch; aber zeigt mir menſchliche Gefühle und edle Ziele, und er ſoll erlöſt ſeyn.

Ich habe Dampfſchiffe und Eiſenbahnen genannt. Dies bringt mich zum Schluß noch wieder auf das Kapitel der Faulheit. Wir Alten haben uns in unſern Jünglingstagen Manches zugemuthet; Gott, der die Schickſale der Völker und der Einzelnen ſendet, hat uns mehr zugemuthet: die meiſten von uns waren nicht faul und durften es nicht ſeyn. Ich erſchrecke oft vor unſerer bequemen und faulen Jugend; ich erſchrecke beſonders, wenn ſie mir in den Gaſthäuſern und auf den Dampfſchiffen begegnet. Wenn ich ſo die jungen Menſchen ſehe von zwanzig und fünfundzwanzig Jahren, jene, die ſo todt und bequem als ihre Koffer, wie geſagt, hinfort von Liſſabon bis Moskau werden fortgerollt werden, ohne unterwegs nur durch einen Baum einen Vogel ein Thier oder einen Menſchen geſtört und gereitzt zu werden, noch genöthigt zu werden ihr Cigaretto aus dem Munde zu legen oder die Lippen von dem Weinglaſe oder der Kaffeetaſſe abzuwenden — wenn ich dieſe zierlichen glatten lebensſatten zum Theil ſchon dickleibigen Jünglinge ſehe, die auf einer Fahrt von zweihundert und fünfhundert Meilen nichts erleben noch lernen als etwa die verſchiedenen Weinnamen und Schilder der Gaſthäuſer und gelegentlich auch die Namen noch ſchlechterer Häuſer, ſo erſchrecke ich vor der drohenden Faulheit und Dummheit des Menſchengeſchlechts; ja ich würde mehr erſchrecken, wenn ich nicht wüßte, daß Gott

Bayerische Staatsbibliothek München

dieſen zu ſeiner Zeit auch einen aufſchüttelnden und aufgeißelnden Napoleon ſenden wird.

Bei dieſem glatten und dickleibigen Leben fällt mir ein, wie der Bauch bei den Spartern als ein Laſter mit ſchwarzer Kreide bezeichnet war. Auch unſer Seliger König war kein beſonderer Liebhaber dicker Bäuche. Es erinnert mich, wie ein alter dicker Major einmal in einer Geſellſchaft zu einem wohlbeleibten Kameraden ſagte: Bruder wir beide ſind eben noch nicht zu alt, aber der Teufel oder der König wird uns nächſtens holen; ich wenigſtens weiß nicht, wohin ich bei der nächſten großen Muſterung meinen Bauch ſchnüren ſoll. Es war nämlich bekannt, daß der Selige Herr die dickbauchigen Offiziere vorzugsweiſe in den Ruheſtand ſetzte.

Druck von Hirſchfeld in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler zum I. Theil.

Außer kleinen unbedeutenderen, welche der Leſer ſelbſt leicht berichtigen wird, beſſere man folgende:

S. 8 Z. 13 für einem l. meinem.
= 114 = 13 für visimus l. divisimus.
= 125 = 11 für sägnig l. säg mig.
= 162 = 30 für Fiſcher l. Schiffer.
= 289 = 8 für 1812 l. 1813.
= 465 = 3 hinter von Zeit ſetze zu Zeit.

Druckfehler zum II. Theil.

S. 63 Z. 14 für Lehre l. Lehrer.
= 143 = 25 vor dem Worte vierundzwanzig ſchiebe ein jüngſten.
= 169 = 4 für Lebens l. Leibes.
= 317 = 3 für vergeblich l. verderblich.
= 394 = 11 für faſt l. feſt.
= 407 = 28 für keine l. eine.
= 440 = 8 für glaubt l. geglaubt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inv. № 29885.

29885

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arndt, Ernst Moritz,

Ernst Moritz Arndt's Schriften für und von seine Deutschen Zum ersten Mal gesammelt u. durch Neues vermehrt

Bd.: 2

Leipzig 1845

Opp. 450 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603755-2